Leo N. Tolstoi

Bei den Armen

Texte über die Lebenswirklichkeit
der Beherrschten

www.tolstoi-friedensbibliothek.de
Band-Signatur
TFb_B006

Tolstoi-Friedensbibliothek.de
Reihe B | Band 6

Herausgegeben in Kooperation
mit dem Versöhnungsbund
von Peter Bürger – Editionsmitarbeit:
Bodo Bischof, Ingrid von Heiseler
und Katrin Warnatzsch

Leo N. Tolstoi

Bei den Armen

Texte über die Lebenswirklichkeit der Beherrschten

Ausgewählt & neu ediert
von Peter Bürger, unter Mitarbeit
von Bodo Bischof, Ingrid von Heiseler
und Katrin Warnatzsch

Tolstoi-Friedensbibliothek.de
TFb_B006

Die TFb-Buchausgabe mit ISBN-Nummer
wird nach Erscheinen angezeigt unter:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de
(Menüpunkt: Buchreihe)

Leo N. Tolstoi

BEI DEN ARMEN

Texte über die Lebenswirklichkeit der Beherrschten

Ausgewählt & neu ediert von Peter Bürger, unter Mitarbeit von Bodo Bischof, Ingrid von Heiseler und Katrin Warnatzsch

Tolstoi-Friedensbibliothek.de | Band-Signatur TFb_B006

Herausgeber, Redaktion & Gestaltung: Peter Bürger
https://www.tolstoi-friedensbibliothek.de/digital-biliothek/
Düsseldorf, 03.12.2023

Inhalt

Einleitende Hinweise des Herausgebers
der Tolstoi-Friedensbibliothek 9

I.
DER MORGEN EINES GUTSBESITZERS
Bruchstücke aus einem unvollendeten Roman
(Утро помещика | Utro pomeschtschika, 1852-1856)
Leo N. Tolstoi
Übertragen von Karl Nötzel 15

II.
SOLLEN DIE BAUERNKINDER BEI UNS SCHREIBEN LERNEN,
ODER WIR BEI IHNEN?
(Zeitschrift ‚Jasnaja Poljana', September 1862)
Leo N. Tolstoi 79

III.
ÜBER DIE VOLKSZÄHLUNG IN MOSKAU
(1882)
Leo N. Tolstoi 107

IV.
WAS SOLLEN WIR DENN THUN ?
EV. LUCÄ 3, 10
(Teilübersetzung der Schrift *Tak čto že nam delat'?* 1882-1886)
Leo N. Tolstoi

Aus dem russischen Manuskript
übersetzt von H. von Samson-Himmelstjerna 119

V.
DIE HUNGERSNOT IN RUSSLAND
(1891/1893)
Von Graf Leo N. Tolstoi
Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff | 1894 195
Die Hungersnot 195
Berichte über die Thätigkeit der Gratis-Volksküchen von November 1891 bis September 1892 236
Schlußwort zum letzten Bericht über die Unterstützung der Notleidenden während der Hungersnot 277

VI.
BEI DEN HUNGERNDEN
Aus den Berichten Leo N. Tolstois zur Hungersnot 1891/92
Übersetzt von Hanny Brentano 283

VII.
FORDERUNGEN DER LIEBE
(Trebovanija ljubvi, 1893)
Leo N. Tolstoi 295

VIII.
DER JUNGE ZAR
(Сон молодого царя | Son molodogo zarja, 1894)
Leo N. Tolstoi 303

IX.
NECHLJUDOW BEI DEN POLITISCHEN GEFANGENEN
Auszug aus dem Roman „Auferstehung“
(Воскресение | Woskressenije, 1899)
Leo N. Tolstoi
Übersetzung von Wladimir Czumikow 315

X.
MUß ES DENN SO SEIN?
(Neuželi èto tak nado?, 1900)
Leo N. Tolstoi
Deutsch von Dr. Nachman Syrkin 323

XI.
AUS DEM LESEZYKLUS FÜR ALLE TAGE
(Krug čtenija, 1904-1906)
Von Leo Tolstoi ausgewählte und selbst verfasste Texte 349

XII.
DER FREMDE UND DER BAUER
(Проезжий и крестьянин | Projesschi i krestjanin, 1909)
Leo N. Tolstoi 357

XIII.
LIEDER IM DORF
(Песни на деревне | Pesni na derewne, 1909)
Leo N. Tolstoi 365

XIV.
DREI TAGE AUF DEM LANDE
(Три дня в деревне | Tri dnja w derewne, 1909/1910)
Leo N. Tolstoi 371

Anhang

TOLSTOI ALS SOZIALER DENKER
Rosa Luxemburg | 1908 397

Bibliographie zu den dargebotenen Texten L. N. Tolstois 407

Übersicht zu den Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek 413

[Illustrationsseite]

Leo N. Tolstoi (1828-1910):
Aufnahme von Franz Protasevich, 1903
(commons.wikimedia.org)

EINLEITENDE HINWEISE DES HERAUSGEBERS
der Tolstoi-Friedensbibliothek

Leo N. Tolstoi (1828-1910) gehörte zur Klasse der reichen Minderheit in Russland, die die arbeitende Bevölkerung versklavte und ausbeutete: „Ich lebte auf meinem Gute und vertrank, verspielte und verschlemmte, was die Bauern erarbeitet hatten; ich strafte und peinigte sie, benutzte sie zu meinen Ausschweifungen, verkaufte und betrog sie, und für alles das wurde ich gelobt."[1] Seine Familie reklamierte über 330 bäuerliche Leibeigene männlichen Geschlechts und 1500 oder 1600 Hektar Land als Besitz.[2] Russische Gutsbesitzer, so zeigt es noch 1854 ein politischer Kupferstich von Gustave Doré, beglichen zu jener Zeit ihre Spielschulden bisweilen mit ‚Bündeln' von lebendigen Menschen.

Einige Jahre vor dem Ende der ‚Leibeigenschaft' (Manifest 1861) kann der junge Aristokrat seine Beteiligung am Gewaltsystem der Besitzenden kaum noch vor sich selbst verleugnen. Er möchte – wie andere ‚reuebereite Adelige' – den Armen begegnen, ihnen als aufgeklärter ‚Schutzherr' helfen und … von ihnen geliebt werden. Doch es fehlt noch die Reife zur Menschlichkeit – jenseits patriarchalischer ‚Tugenden'. In diese Phase, von der die 1852-1856 niedergeschriebene Erzählung *„Der Morgen eines Gutsbesitzers"* (→I) handelt, fällt der erste – kurzlebige – Versuch im Herbst 1849, für die Bauernkinder in Räumen des eigenen Hauses eine Schule zu eröffnen.

Ein Jahrzehnt später tritt Tolstoi als ‚Anwalt' der Freigelassenen

---

[1] Die diesbezüglichen ‚Selbstbekenntnisse' in TFb_A001 | Leo N. TOLSTOI: *Meine Beichte* (TFb = Signaturen der Tolstoi-Friedensbibliothek: vgl. →S. 413-415). – Zu den ökonomischen, politischen und kulturellen Entwicklungen bzw. Diskursen zu Tolstois Lebenszeit (im Überblick): Dimitrij SWJATOPOLK-MIRSKJ: Russland. Von der Vorgeschichte bis zur Oktoberrevolution. (Aus dem Englischen übertragen von Wolfram Wagmuth). Essen: Magnus Verlag 1975, bes. S. 369-432 [Kurztitel: SWJATOPOLK-MIRSKJ 1975]; Manfred HILDERMEIER: Die russische Revolution 1905-1921. Frankfurt a. M.: edition suhrkamp 1989, S. 1-132.

[2] Vgl. Geir KJETSAA: Lew Tolstoj. Dichter und Religionsphilosoph. Gernsbach: Casimir Katz Verlag 2001, S. 41 (sowie ebd., S. 92 und 114 zur Leibeigenschaft); Ulrich SCHMID: Lew Tolstoi. München: C. H. Beck 2010, S. 15.

in Erscheinung (Friedensrichteramt 1861). Er hat schon seit 1856 mit Blick auf die absehbare, von ihm und Gleichgesinnten befürwortete Aufhebung der Leibeigenschaft versucht, seinen Bauern u. a. durch Pachtzinsmodelle eine Befreiung auch in *ökonomischer* Hinsicht zu ermöglichen. (Gleichwohl, den Interessensstandpunkt des besitzenden Adels wird er vor seiner Wandlung im 50. Lebensjahr noch nicht konsequent verlassen.[3]) Das Hofgesinde kommt 1857 ohne Loskauf frei; im Folgejahr verfasst der Graf ein ‚Memorandum über die Bauernbefreiung'. 1859-1862 entsteht der – von einem pädagogischen Zeitschriftenprojekt[4] begleitete – Reformschulversuch in Jasnaja Poljana und Umgebung. Die Bauern, die die große Mehrheit der Bevölkerung stellen, sollen nicht durch Kulturvorgaben und Lehrpläne der herrschenden Klasse bevormundet werden. Durchaus programmatisch zu verstehen ist der Titel des Aufsatzes *„Sollen die Bauernkinder bei uns schreiben lernen, oder wir bei ihnen*?" (→II).

Leo N. Tolstoi ist jenen geistigen Strömungen verbunden, die eine umfassende Industrialisierung Russlands nach westlichem Vorbild und den vom Besitzbürgertum proklamierten Fortschritt nicht für erstrebenswert halten. (Lebenswirklichkeiten, politische Organisation und Kampfformen der doch stetig anwachsenden Fabrikarbeiterschaft sind ihm weithin fremd.) Sein Ideal bleiben der russische Bauer, der im Verhältnis von Mensch zu Mensch – trotz des falschen Kirchentums – die ‚Religion Christi' glaubwürdig bewahrheitet, und die selbstorganisierte Landgemeinde: das ‚Dorf' als Raum eines herrschaftsfreien und gerechten Zusammenlebens, in dem es weder Entfremdung noch himmelschreiendes Elend gibt – auch keinen privaten Besitz von Grund und Boden. Das Glück basiert auf einer einfachen, arbeitsamen wie solidarischen Lebensweise – fern der Großstadt und ohne Luxusgüter aus der modernen Massenproduktion. – Nach Überwindung einer Lebenskrise erhält der Graf Anfang 1882 durch seine Mitwirkung an der *„Volkszählung*

[3] Vgl. auch die *„Bemerkungen zur Adelsfrage"* (1858) in Lew TOLSTOI: Philosophische und sozialkritische Schriften. Übersetzt von Günter Dalitz. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden, herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 15). Berlin: Rütten & Loening 1974, S. 722-727 und 766-767. Ebd., S. 755-778 bietet Gerhard Dudek in seinem Nachwort zur Sammlung einen Überblick zu den sozialkritischen Schriften insgesamt.

[4] TFb_B016 | Leo N. TOLSTOI: *Pädagogische Schriften*.

in Moskau" (→III) erschütternde neue Einblicke in die Lebenswirklichkeit der Beherrschten. Seine Tuchfühlung mit dem städtischen Elend schlägt sich nieder in der 1882-1886 entstandenen sozialkritischen Schrift *„Was sollen wir denn tun?"* (Teilübersetzung →IV).

1891 führen Missernten in Teilen Russlands zu einer Hungersnot unter den Armen. Tolstoi, von dem befreundeten Gutsbesitzer Iwan Iwanowitsch Rajewski sensibilisiert, widmet sich in zwei Jahren der Organisation von Nahrungsmittelhilfe und Selbsthilfe in betroffenen Gebieten (Gesamtdokumentation & Teilübersetzung →V-VI). Seine Familie wirkt mit an dem großangelegten Rettungsunternehmen, auch seine Ehefrau (trotz bestehender Konflikte wegen der Regelung familiärer Besitzangelegenheiten). Die begleitende Publizistik stößt auf den Widerstand der staatlichen Zensurbehörde. Ein reaktionäres Blatt wittert – statt christlicher Nächstenliebe – aufrührerische Umtriebe: „Die Briefe des Grafen Tolstoi […] sind unverhüllte Propaganda zum Sturz der in der ganzen Welt existierenden sozialen und ökokomischen Ordnung, die seitens des Grafen mit unmißverständlichem Ziel nur Rußland allein zugeschrieben wird. Die Propaganda des Grafen ist die eines entfesselten Sozialismus, die selbst unsere illegale Propaganda in den Schatten stellt."[5] Tolstois 1893 verfasster Text *„Forderungen der Liebe"* (→VII) liest sich wie eine Reflektion zu den Hungerjahren: Wie wäre es, man verließe als privilegierte Familie Besitztum und Luxus, um sich unter den Armen des Landes anzusiedeln?

Die nachgelassene Skizze *„Der Traum des jungen Zaren"* aus dem Jahr 1894 spiegelt die Illusion, der soeben zur Herrschaft gelangte Nikolaus II. werde sich vom Elend der Bevölkerung berühren lassen und Formen der politischen Teilhabe einführen (→VIII). Doch schon im Jahr darauf folgen Desillusionierung und scharfe Kritik am extremen Selbstherrschafts-Kurs des neuen Zaren im Aufsatz *„Sinn-*

[5] Hier zitiert nach Viktor SCHKLOWSKI: Leo Tolstoi. Eine Biographie. Übersetzung aus dem Russischen von Elena Panzig. Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1984, S. 583 (vgl. ebd., S. 576-586 das ganze Kapitel ‚Hungersnot'). – Zur begleitenden Publizistik vgl. auch die Hinweise in Lew TOLSTOI: Philosophische und sozialkritische Schriften. Übersetzt von Günter Dalitz. Berlin: Rütten & Loening 1974, S. 790. Tolstoi hatte bereits 1873 wegen einer drohenden Hungersnot in Samara einen Aufruf verfasst und wird auch nach 1893 wiederholt aktiv bei ‚Nahrungsmittelknappheit' in Hungerjahren.

lose Hirngespinste: Eine Auseinandersetzung über Autokratie und Demokratie".[6]

Tolstoi hatte sich zwar 1881 vergeblich für das Leben der Attentäter aus der Organisation ‚Narodnaja Wolja' (Volkswille, Volksfreiheit) eingesetzt, doch die mordbereiten Revolutionäre in den unterschiedlichen Lagern[7] waren ihm zuwider. Aus Begegnungen entwickelte sich dann jedoch ein gewandelter Blick auf die politischen Gefangenen des Zarenregimes, der sich schon 1899 im Roman *„Auferstehung"* niederschlug (Textbeispiel →IX). – Im Oktober des Jahres 1900 schließt Tolstoi seinen Aufsatz *„Muß es denn so sein?"* ab, in dem der grelle Kontrast zwischen dem Leben der Reichen und dem Dasein der Fabrikarbeiter, Bergmänner und Landleute zur Sprache kommt (→X). Zu diesem Zeitpunkt betrachtet der Dichter den falschen Kirchenglauben geradezu als Hauptsäule des im Sinne der Besitzenden erbauten Machtgefüges: „Die herrschenden Klassen machten mit dem Christentum dasselbe, was die Ärzte mit den Infektionskrankheiten thun. Sie schufen eine Kultur unschädlichen Christentums, dessen Einimpfung nicht mehr schädlich ist."

Breitenwirkung wollte Tolstoi erzielen mit seinem 1904-1906 vorgelegten Lesewerk *„Für alle Tage"*, in dem er exemplarisch aufzeigt, wie Talmud, christliche Predigt und Philosophie die freche Anmaßung der Reichen demaskieren (→XI). – Die drei letzten Texte der vorliegenden Sammlung (→XII-XIV) gehören zu einem Kreis von Fragmenten, die Tolstoi nicht lange vor seinem Tod in den Jahren 1909 und 1910 – nach Begegnungen mit den Armen in seinem Gesichtskreis – niedergeschrieben hat: „Mit der Präzision eines Soziologen gibt Tolstoi hier die Erfahrungen wieder, die er täglich neu gewann und die ihm bestätigten, daß sich seit der Befreiung des Bauern aus der Leibeigenschaft im Jahre 1861 dessen Notlage nicht wesentlich geändert hatte und daß die reaktionären Stolypinischen Reformen nach der Revolution von 1905 die riesige Mehrzahl der Bauern in immer aussichtsloseres Elend stürzten."[8] (Die Spur der

[6] Nachzulesen in TFb_B002 | Leo N. TOLSTOI: *Staat – Kirche – Krieg*.

[7] Vgl. zum revolutionären Spektrum: SWJATOPOLK-MIRSKJ 1975, S. 386-397.

[8] Eberhard DIECKMANN: Nachwort. In: Lew Tolstoi: Hadschi Murat. Späte Erzählungen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden, herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 13). Berlin: Rütten & Loening 1973, S. 591-605, hier S. 604. [Kurztitel: DIECKMANN 1973]

‚Sozialprotokolle' reicht weit zurück und ist schon stark ausgeprägt z. B. in Tagebuchaufzeichnungen Ende der 1870er Jahre.)

Der Graf litt an den Widersprüchen seines eigenen Lebens und ließ sich nicht einschüchtern, wenn es galt, bezogen auf die Option für die Besitzlosen Farbe zu bekennen. „Seit dem Ende der neunziger Jahre", so schreibt Eberhard Dieckmann, „war Tolstoi innenpolitisch zum Staatsfeind Nummer eins avanciert. Zu klug, ihn zum unmittelbaren Märtyrer zu machen, verfolgte die zaristische Regierung seine Anhänger, verbot seine Werke und bediente sich – angefangen beim Kauf von Konfidenten aus seiner unmittelbaren Umgebung – aller üblichen Perfidie, mit der die Gegner des Regimes terrorisiert wurden. Aussagen von Spitzeln, die, beeindruckt von der Persönlichkeit Tolstois, sich ihm zu erkennen gaben, und überlieferte Agentenberichte bezeugen eindeutig die Furcht des Zaren vor diesem Mann. 1901 exkommunizierte ihn der Heilige Synod und erreichte mit diesem Ausschluß nur eine gegenteilige Wirkung. Die Drohungen der zaristischen Regierung, Tolstoi zu entmündigen oder des Landes zu verweisen, stießen im Ausland wie in Rußland selbst auf heftige Empörung und wirkten sich außerordentlich negativ auf das Prestige des Regimes aus."[9]

Jene Schriften des letzten Lebensjahrzehnts, mit denen sich der Dichter an den politischen Auseinandersetzungen im späten Zarenreich beteiligt hat, sind in unserer Tolstoi-Friedensbibliothek nachzulesen: Voten gegen die inflationären Hinrichtungen von Regimegegnern[10], Texte über die Symbiose ‚Staat – Kirche – Krieg' samt dem ‚Herrschaftsinstrument Patriotismus'[11], Aufforderungen zur Verweigerung jeglicher Polizei- und Militärdienste[12], grundsätzliche oder tagesaktuelle Fragen der pazifistischen Kritik[13] und Ausführungen über den Weg der Gewaltfreiheit[14]. Als zwingend notwendige Ergänzung der hier vorgelegten Sammlung *„Bei den Armen"* folgt in Kürze ein eigener Band *„Soziale Sünde und Revolution"*[15].

---

[9] DIECKMANN 1973, S. 593 (zur ‚Exkommunikation' vgl. TFb_A012).
[10] TFb_B001 | Leo N. TOLSTOI: *Texte gegen die Todesstrafe*.
[11] TFb_B002 | Leo N. TOLSTOI: *Staat – Kirche – Krieg*; vgl. auch TFb_A007.
[12] TFb_B003 | Leo N. TOLSTOI: *Das Töten verweigern*; vgl. auch TFb_A009.
[13] TFb_B004 | Leo N. TOLSTOI: *Wider den Krieg*.
[14] TFb_B005 | Leo N. TOLSTOI: *Das Gesetz der Gewalt und die Vernunft der Liebe*.
[15] TFb_B007 | Leo N. TOLSTOI: *Soziale Sünde und Revolution* (in Vorbereitung).

Es bleibt freilich auch nach diesen Editionen noch das erzählerische Spätwerk aufzusuchen, in dem Tolstoi als Dichter seine vor 1900 begonnenen Betrachtungen zum Spektrum der Revolutionäre fortführt und erweitert – besonders in *„Das Göttliche und das Menschliche"* (geschrieben 1903-1906) und *„Wer sind die Mörder? Pawel Kudrjasch"* (1908/1909).[16] In Tagebuchaufzeichnungen und Briefen des Jahres 1908 schlägt sich die große Erschütterung angesichts der zahllosen Hinrichtungen von Regimegegnern nieder. Tolstoi wird bis zum Tod jede blutige Revolutionsgewalt ablehnen, doch er ist hierbei kein Anwalt der Herrschenden: „Ihr, Regierungsmänner, nennt die Taten der Revolutionäre ‚Abscheulichkeiten' und ‚große Verbrechen', sie aber haben nichts getan und tun nichts dergleichen, was Ihr schon nicht getan habt und in unvergleichlich größerem Maße tut. […] Wenn also ein Unterschied zwischen Euch und ihnen besteht, so ist es nur der, daß Ihr wünschet, daß alles so bleiben soll, wie es war und ist, während sie eine Änderung wünschen. Und wenn man in Betracht zieht, daß alles nicht immer beim alten bleiben kann, wären sie eher im Recht als Ihr, wenn sie nicht von Euch den sonderbaren und verderblichen Wahn angenommen hätten, daß eine Schar Menschen die Lebensform der künftigen Menschheit wissen, und daß diese Form durch Gewalt erreicht werden könne. […] Wenn ein Unterschied zwischen Euch besteht, so ist er sicherlich nicht zu Euren, sondern zu ihren Gunsten." Neben anderem ist als mildernder Umstand zu Gunsten der Revolutionäre anzuführen, „daß sie alle religiösen Lehren kategorisch verwerfen; daß sie annehmen, daß der Zweck die Mittel heilige, und deshalb ganz folgerichtig handeln, wenn sie einen oder mehrere Menschen für das eingebildete Wohl vieler töten. Während Ihr, Regierungsmänner – vom niedrigsten Henker bis zu den höchsten Befehlshabern – Euch auf die Religion und das Christentum beruft, das ganz unvereinbar ist mit den Taten, die Ihr verübt."[17] | *pb*

[16] Vgl. DIECKMANN 1973, S. 601-603 (diese unvollendeten Erzählungen wurden postum veröffentlicht).

[17] TFb_B001, S. 133-135 (Ich kann nicht schweigen | Ne mogu molčat', 1908); vgl. Lew TOLSTOI: Philosophische und sozialkritische Schriften. Übersetzt von Günter Dalitz. Berlin: Rütten & Loening 1974, S. 775-776.

I.
Der Morgen eines Gutsbesitzers

Bruchstücke aus einem unvollendeten Roman
(Утро помещика | Utro pomeschtschika, 1852-1856)[1]

Leo N. Tolstoi

Übertragen von Karl Nötzel

1.

Fürst Nechljudow war neunzehn Jahre alt und besuchte den dritten Universitätskursus, als er für die Sommerferien auf sein Dorf zog und dort den ganzen Sommer allein verbrachte. Im Herbste schrieb er dann mit seiner noch nicht fest gewordenen, kindlichen Handschrift seiner Tante, der Gräfin Bjelorjezki, die, wie er glaubte, sein bester Freund und die genialste Frau auf der ganzen Welt sei, folgenden, hier in der Übersetzung wiedergegebenen französischen Brief:

„Mein liebes Tantchen! Ich habe einen Entschluß gefaßt, von dem das Schicksal meines ganzen Lebens abhängen muß. Ich will die Universität verlassen, um mich dem Leben auf dem Dorfe zu widmen, weil ich fühle, daß ich dazu geboren bin. Um Gottes willen, liebe Tante, lachen Sie nicht über mich! Sie werden sagen, ich sei jung; vielleicht ist das auch so, ich bin noch ein Kind. Das hindert mich jedoch keineswegs, zu wünschen, das Gute zu tun und zu lieben.

Wie ich Ihnen bereits schrieb, fand ich meine Angelegenheiten in unbeschreiblicher Verwirrung vor. Als ich sie in Ordnung zu bringen gedachte und mich hinein vertiefte, entdeckte ich, daß das

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOI: Der Morgen eines Gutsbesitzers. Bruchstücke aus einem unvollendeten Roman „Ein russischer Gutsbesitzer". Übertragen von Karl Nötzel. (= Insel-Bücherei Nr. 136). Leipzig: Insel 1922.

Hauptübel in der über alle Begriffe erbärmlichen ärmlichen Lage der Bauern beruht und daß das ein solches Übel ist, daß man es nur durch Arbeit und Geduld zu beseitigen vermag. Wenn Sie nur zwei von meinen Bauern sehen könnten, David und Iwan, und wüßten, was für ein Leben sie mit ihren Familien führen, so bin ich überzeugt, daß schon allein der Anblick dieser beiden Unglücklichen Ihnen mehr als alles das, was ich Ihnen sagen kann, meinen Entschluß erklären würde. Ist es denn nicht meine heilige und unmittelbare Verpflichtung, mich um das Schicksal dieser siebenhundert Menschen zu kümmern, für die ich Gott werde Rechenschaft ablegen müssen? Ist es denn nicht Sünde, sie der Willkür der rohen Ältesten und Verwalter zu überlassen und selber dem Genuß oder dem Ehrgeiz zu frönen? Und warum soll ich denn in einer anderen Sphäre die Möglichkeit suchen, nützlich zu sein und Gutes zu tun, wenn sich mir eine so vornehme, glänzende und naheliegende Pflicht eröffnet? Ich fühle mich imstande, ein guter Landwirt zu sein; um aber das zu sein, was ich unter diesem Worte verstehe, dafür bedarf ich weder des Kandidatendiploms noch eines Dienstranges, die Sie so für mich wünschen. Liebes Tantchen, schmieden Sie keine ehrgeizigen Pläne für mich. Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß ich einen ganz besonderen Weg gehe, der aber schön ist und, ich fühle das, mich zum Glücke führen wird. Ich habe sehr viel nachgedacht über meine zukünftigen Pflichten, ich habe mir Regeln zum Handeln aufgeschrieben; und wenn mir nur Gott Leben und Kräfte geben wird, so werde ich in meinem Unternehmen Erfolg haben.

Zeigen Sie diesen Brief nicht meinem Bruder Wassja: ich fürchte seinen Spott; er ist gewohnt, mich zu beherrschen, und ich gewöhnte mich, mich ihm zu fügen. Was Wanja anbetrifft, so wird er meinen Entschluß begreifen, wenn er ihn auch nicht billigen wird."

Die Gräfin sandte ihm folgendes Antwortschreiben, das hier ebenfalls aus dem Französischen übersetzt ist:

„Dein Brief, lieber Dmitri, hat mir nichts bewiesen, als daß Du ein gutes Herz hast, woran ich niemals zweifelte. Indes, lieber Freund: unsere guten Eigenschaften schaden uns mehr im Leben als unsere schlechten. Ich werde nicht sagen, daß Du eine Dummheit machst, daß Dein Betragen mich bekümmert, ich will Dich vielmehr nur zu überzeugen suchen. Laß uns einmal überlegen, mein Freund!

Du sagst, Du fühlest Dich zum Landleben berufen. Du wollest Deine Bauern glücklich machen, und Du hoffest, ein guter Landwirt zu sein. Erstens muß ich Dir sagen, daß wir unsere Berufung erst dann fühlen, wenn wir uns schon einmal in ihr irrten. Zweitens, daß es leichter ist, sich selber glücklich zu machen, als andere zu beglücken, und drittens, daß, um ein guter Landwirt zu sein, man ein kalter und strenger Mensch sein muß, was Du kaum jemals werden wirst, wenn Du Dir auch alle Mühe gibst, Dich für einen solchen auszugeben.

Du hältst Deine Erwägungen für unerschütterlich und sogar für Regeln im Leben; in meinem Alter aber, mein Freund, glaubt man nicht an Erwägungen und Regeln, vielmehr nur an die Erfahrung; die aber sagt mir, daß Deine Pläne Kinderei sind. Ich bin schon fast fünfzig Jahre alt, und ich habe viele würdige Menschen gekannt, niemals habe ich aber gehört, daß ein junger Mann mit Namen und Fähigkeiten sich unter dem Vorwand, Gutes zu tun, auf dem Lande vergraben habe. Du wolltest immer als ein Original erscheinen. Deine Originalität ist aber gar nichts anderes als übermäßige Selbstliebe. Und, mein Freund, wähle lieber geebnete Pfade: sie führen leichter zum Erfolg; wenn Du den aber auch schon nicht für Dich selber nötig hast, so ist er doch unerläßlich dafür, das Gute tun zu können, das Du liebst.

Die Armut einiger Bauern – ist entweder ein unvermeidliches Übel oder ein solches, dem man abhelfen kann, ohne alle seine Verpflichtungen gegenüber der Gesellschaft, seinen Verwandten und sich selber zu vergessen. Bei Deinem Verstand, Deinem Herzen und Deiner Liebe zur Tugend gibt es gar keine Karriere, in der Du nicht Erfolg hättest; wähle aber wenigstens eine solche, die Deiner würdig ist und Dir Ehre einträgt.

Ich glaube an Deine Aufrichtigkeit, wenn Du sagst, Du habest keinen Ehrgeiz; Du betrügst Dich aber selber. Ehrgeiz ist eine Tugend in Deinen Jahren und bei Deinen Mitteln; sie wird erst zu einem Mangel und einer Gemeinheit, wenn der Mensch schon nicht mehr imstande ist, diese Leidenschaft zu befriedigen. Auch Du wirst das erfahren, wenn Du Deinen Entschluß nicht änderst. Leb wohl, lieber Mitja! Mir scheint es, ich liebe Dich noch mehr wegen Deines albernen, aber edlen und großherzigen Planes. Handle so, wie Du willst; ich gestehe aber, ich kann nicht einverstanden sein mit Dir."

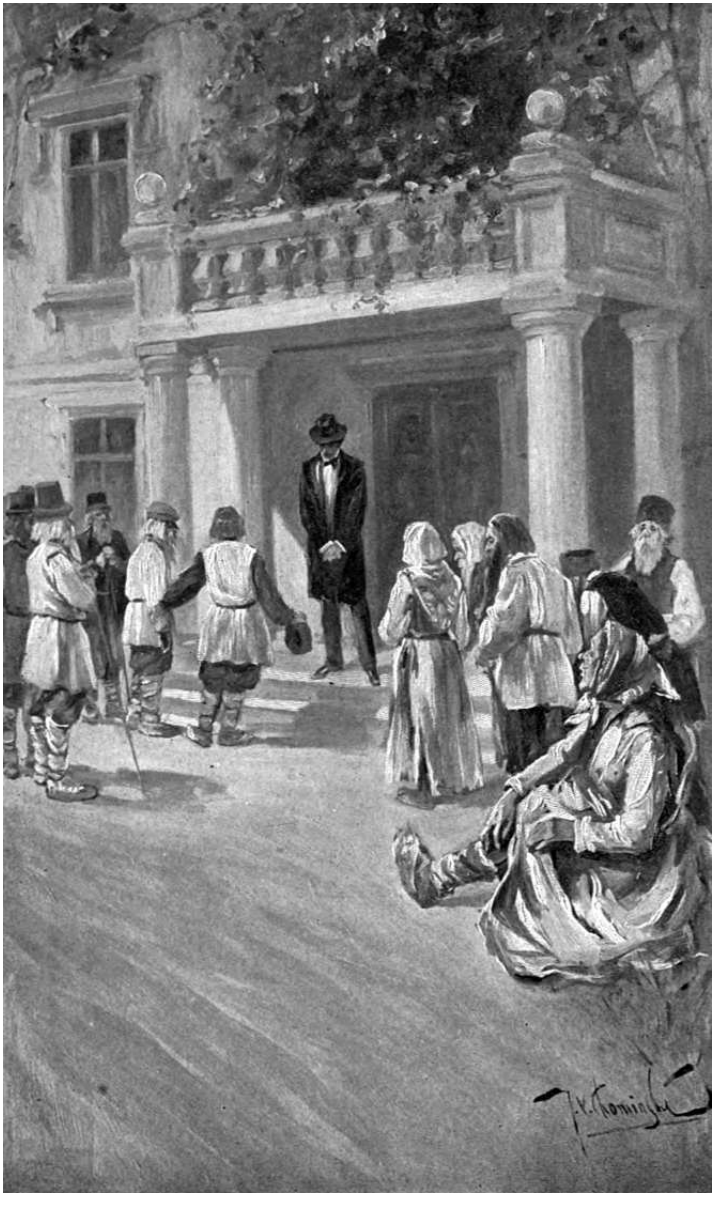

Illustration von Teodor V. Chomiński zu Tolstois Erzählung
„Der Morgen eines Gusbesitzers“ (commons.wikimedia.org)

Als der junge Mann diesen Brief erhielt, hatte er lange Zeit über ihn nachgedacht, endlich aber entschieden, daß auch eine geniale Frau sich irren könne. Darauf hatte er dann sein Entlassungsgesuch bei der Universität eingereicht und war für immer auf dem Lande geblieben.

2.

Wie er seiner Tante mitgeteilt, hatte sich der junge Mann Verhaltungsmaßregeln für sein Wirtschaften aufgeschrieben, und sein ganzes Leben und alle seine Beschäftigungen waren eingeteilt nach Stunden, Tagen und Monaten. Der Sonntag war bestimmt zum Empfang von Bittstellern, Hofleibeigenen und Bauern, zum Besuch der Wirtschaften armer Bauern und zur Gewährung von Hilfe mit Zustimmung der Bauerngemeinde, die sich jeden Sonntag abends versammelte und entscheiden mußte, wem Hilfe zu erweisen nötig sei und was für eine. Unter solchen Beschäftigungen war schon ein Jahr vergangen, und der junge Mann war schon nicht mehr völlig Neuling, weder in praktischer noch in theoretischer Kenntnis der Landwirtschaft.

Es war an einem klaren Junisonntag; Nechljudow hatte eben Kaffee getrunken und ein Kapitel des ‚*Maison rustique*' durchlaufen. Nunmehr verließ er, sein Notizbuch und einen Packen Banknoten in der Tasche seines leichten Mantels, das große Landhaus mit seinen Terrassen und Säulenhallen, in dessen Erdgeschoß er ein einziges kleines Zimmerchen bewohnte, und wandelte auf den ungepflegten, verwachsenen Wegen des alten englischen Gartens dem Dorfe zu, das zu beiden Seiten der Chaussee lag. Nechljudow war ein hochgewachsener, gutgebauter junger Mann mit langem, dichtem, lockigem, dunkelrotbraunem Haar, mit lichtem Glanz in den schwarzen Augen, mit frischen Backen und roten Lippen, über denen sich eben der erste Flaum der Jugend zeigte. In allen seinen Bewegungen wie auch in seinem Gange offenbarten sich Kraft, Energie und die gutmütige Selbstzufriedenheit der Jugend. Das Bauernvolk kehrte gerade in bunten Haufen aus der Kirche zurück; Greise, junge Mädchen, Kinder, Weiber mit Brustkindern schritten in Feiertagskleidern ihren Hütten zu. Alle verneigten sich tief vor dem

gnädigen Herrn und machten ihm ehrerbietig Platz. Auf der Chaussee blieb Nechljudow stehen, nahm sein Notizbüchelchen aus der Tasche und las auf der letzten mit kindlicher Handschrift beschriebenen Seite einige Bauernnamen, denen Bemerkungen beigefügt waren. Iwan Tschurisenok bat um Stangen, las er und ging zum Tore der zweiten Hütte rechts.

Das Wohnhaus von Tschurisenok bestand aus einem halb verfaulten, sehr feuchten Blockhaus, das sich schon auf die Seite neigte und derart in die Erde eingewachsen war, daß gerade noch über der aus Mist bestehenden Aufschüttung ein einziges zerbrochenes rotes Schiebefensterchen zu sehen war; auch war noch ein anderes Fensterchen da, das jedoch mit Hanf zugestopft war. Der aus Balken gezimmerte Vorraum mit verfaulter Schwelle und niedriger Tür, ein anderer kleiner Balkenbau, noch älter und noch niedriger als der Vorraum, ein Tor und ein Speicher aus Flechtwerk klebten an der Haupthütte. Alles dies war einstmals mit einem Dach von ungleicher Höhe bedeckt gewesen; jetzt aber hing nur noch auf dem Schirmdach dichtes, schwarzes, faulendes Stroh; oben waren dagegen an einzelnen Stellen das Dachgerüst und einige Dachsparren zu sehen. Vor dem Hofe stand ein Brunnen mit einem zusammengefallenen Brunnenkasten, mit dem Rest eines Holzstammes und eines Rades und mit einer schmutzigen, vom Vieh ausgetretenen Pfütze, in der Enten herumplätscherten. Bei dem Brunnen standen zwei alte, gesprungene und geknickte Weidenbäume mit wenigen blaßgrünen Zweigen. Unter einem von ihnen, die Zeugnis davon ablegten, daß sich einst irgendwer um die Ausschmückung dieses Ortes bekümmert hatte, saß ein achtjähriges blondes Mädchen und ließ ein anderes, zweijähriges Mädchen um sich herumkriechen. Als der Hofhund, der bei ihnen herumwedelte, den gnädigen Herrn erschaut hatte, stürzte er sofort unter das Tor und begann von dort aus sein erschrecktes heiseres Bellen.

„Ist Iwan zu Hause?“ fragte Nechljudow.

Es schien, als ob das ältere Mädchen bei dieser Frage erstarrt wäre. Es machte immer größere Augen, ohne irgend etwas zu antworten; das kleinere Mädchen öffnete schon den Mund und wollte zu weinen anfangen. Ein kleines altes Weibchen in einem durchlöcherten, karierten Rock, der tief umgürtet war mit einem rötlichen Gurt, schaute aus der Tür heraus und antwortete gleichfalls gar

nichts. Nechljudow schritt zum Vorraum und wiederholte eine Frage.

„Zu Hause, Ernährer“, sprach mit zittriger Stimme das alte Weibchen, indem es sich tief verneigte und ganz in Schrecken und Verwirrung geriet.

Als Nechljudow sie begrüßt hatte und durch den Vorraum den engen Hof betrat, stützte die Alte das Gesicht in die Hand, ging zur Tür hin und begann, ohne den gnädigen Herrn aus den Augen zu lassen, den Kopf hin und her zu bewegen. Auf dem Hofe war es ärmlich, an einzelnen Stellen lag alter nicht ausgefahrener, schwarz gewordener Mist; darauf lagen ein verfaulter Futterkasten, Heugabeln und zwei Eggen unordentlich herum. Die Schirmdächer um den Hof, unter denen auf der einen Seite ein Hakenpflug stand und ein Wagen mit drei Rädern sowie ein Haufen leerer, aufeinandergehäufter unbrauchbarer Bienenkörbe, waren fast ganz unbedeckt, und die eine Seite war derart eingestürzt, daß vorn die Dachstangen schon nicht auf den Stützen, vielmehr auf dem Misthaufen lagen. Tschurisenok zerschlug eben mit dem Beil, dessen Schneide und dessen Rückseite gebrauchend, den Zaun, den das Dach niederdrückte. Iwan Tschuris war ein Bauer von fünfzig Jahren, weniger als mittelgroß. Die Züge seines gebräunten, länglichen Gesichtes, das von einem dunkelrotbraunen, schon grau durchsetzten Bart und von ebensolchen dichten Haaren umrahmt war, waren schön und ausdrucksvoll. Seine dunkelblauen, halbgeschlossenen Augen schauten klug und gutmütig sorglos drein. Ein nicht großer, regelmäßiger Mund, der sich, wenn er lächelte, scharf unter einem rotbraunen, spärlichen Schnurrbart abhob, drückte ruhiges Selbstvertrauen aus und eine etwas spöttische Gleichgültigkeit gegenüber der ganzen Umgebung. An der Rauheit der Haut, den tiefen Runzeln, den scharf hervortretenden Adern an Hals, Gesicht und Händen, an seiner unnatürlich gebeugten Haltung und der krummen, bogenartigen Stellung der Füße war zu ersehen, daß sein ganzes Leben in unerträglicher, allzu schwerer Arbeit verflossen war. Seine Kleidung bestand aus weißen, hanfenen Hosen mit blauen Flicken an den Knien und einem ebensolchen, schmutzigen, auf dem Rücken und an den Armen auseinandergehenden Hemd. Er trug es tief gegürtet mit einem Zwirnband, an dem ein kleines kupfernes Schlüsselchen hing.

„Gott helfe dir!“ sprach der gnädige Herr, als er den Hof betrat.

Tschurisenok schaute sich um und machte sich von neuem an seine Arbeit. Er holte gewaltig aus, riß den Zaun unter dem Schirmdach hervor, und dann erst, nachdem er das Beil in den Holzstock gesteckt und seinen Gürtel zurechtgerückt hatte, trat er in die Mitte des Hofes.

„Zum Feiertage, Euer Erlaucht!“ sprach er, indem er sich tief neigte und dann mit einer raschen Kopfbewegung seine Haare zurückwarf.

„Danke, Bester! Siehst du, ich kam, mir deine Wirtschaft anzusehen“, sprach mit kindlicher Freundlichkeit und Schüchternheit Nechljudow, wobei er die Kleidung des Bauern musterte. „So zeige mir denn, wozu du Stangen brauchst, um die du mich auf der Bauernversammlung batest.“

„Die Stangen? Es ist bekannt, wozu man die braucht, Väterchen, Euer Erlaucht. Ich wollte, wenn auch nur ein ganz klein wenig, stützen. Sie selber geruhen zu sehen: sehen Sie, unlängst ist die Ecke da eingefallen; Gott war noch gnädig, daß um diese Zeit das Vieh nicht dort stand. Gleichwohl hängt sie eben grade noch so,“ sprach Tschuris, indem er verächtlich seinen dachlosen, krummen und zusammengestürzten Schuppen betrachtete, „jetzt braucht man auch die Dachsparren und die Seitenwände und die Dachstangen nur zu berühren, brauchbares Holz wird da wohl kaum herauskommen. Woher wird man aber jetzt Holz nehmen? Sie selber geruhen es zu wissen.“

„Wozu brauchst du dann aber fünf Stangen, wenn der eine Schuppen schon eingestürzt ist und der andere bald einstürzen wird? Du brauchst nicht Stützen, vielmehr Dachsparren, Dachstangen und Balken alles brauchst du neu“, sagte der gnädige Herr, augenscheinlich großtuend mit seiner Sachkenntnis.

Tschurisenok schwieg.

„Du brauchst demnach Holz, nicht aber Stangen. So hättest du auch sagen sollen.“

„Zweifellos ist es nötig, ja, aber von wo soll man es nehmen? Man kann doch nicht immer auf den Herrenhof laufen. Wenn man unseren Bruder daran gewöhnt, wegen jeder Kleinigkeit zu Euer Erlaucht auf den Herrenhof zu kommen und zu betteln, was werden wir dann schon für Bauern sein? Wenn aber Euer Gnaden dafür sein

wird, hinsichtlich des eichenen Gipfelholzes, das da auf der Herrschaftstenne ohne jede Verwendung herumliegt," sprach er, indem er sich verneigte und verlegen von einem Fuß auf den anderen trat, „dann werde ich vielleicht die einen auswechseln, andere kürzer machen und irgendwie aus dem Alten aufbauen."

„Wie denn aus dem Alten? Du sagst ja selber, alles sei bei dir alt und faul: heute ist dieser Winkel eingestürzt, morgen wird jener einstürzen, übermorgen ein dritter; wenn man es schon einmal macht, so soll man auch alles neu machen, damit die Arbeit nicht umsonst ist. Sage mir, ob du glaubst, daß dein Hof noch diesen Winter über stehen wird oder nicht."

„Wer weiß das denn!"

„Nein, wie du glaubst; wird er einstürzen oder nicht?"

Tschuris dachte eine Minute nach.

„Er muß wohl völlig einstürzen …" sprach er plötzlich.

„Nun, siehst du wohl! Du hättest besser so auch auf der Bauernversammlung sagen sollen, daß du den ganzen Hof umbauen mußt, und nicht nur einzig und allein um Stangen bitten. Ich bin ja froh, dir zu helfen …"

„Sehr zufrieden mit Euer Gnaden!" antwortete mißtrauisch und ohne den gnädigen Herrn anzuschauen Tschurisenok. „Wenn Sie mir nur vier Balken, ja, und die Stangen schenken würden, so werde ich vielleicht selber damit fertig; was sich aber darüber hinaus noch unbrauchbares Holz finden wird, so wird das für die Hütte auf die Stützen draufgehen."

„Ist denn bei dir auch die Hütte schlecht?"

„Das erwarten wir ja grade jeden Augenblick, ich und mein Weib, daß sie irgendwen erschlägt," sprach Tschuris, „unlängst hat so schon eine Latte von der Decke mein Weib erschlagen!"

„Wie denn erschlagen?"

„Ja, so, erschlagen, Euer Erlaucht: wie es ihr nur so über den Rücken fährt, so hat sie auch bis zur Nacht wie tot gelegen."

„Wie denn, ist es vorübergegangen?"

„Vorübergegangen ist es schon, ja, sie kränkelt aber immer noch. Sie kränkelt eigentlich ihr ganzes Leben lang."

„Wie denn, bist du krank?" fragte Nechljudow das Weib, das die ganze Zeit über in der Tür gestanden und sogleich zu stöhnen begonnen hatte, als nur eben ihr Mann von ihr zu sprechen anfing.

„Immer läßt es mich dort nicht los, ja, und damit Schluß“, antwortete sie, indem sie auf ihre schmutzige, hagere Brust wies.

„Immer das gleiche!“ sprach mit Verdruß der junge gnädige Herr, und er zuckte die Achseln. „Weshalb bist du denn krank und bist doch nicht ins Krankenhaus gekommen, dich untersuchen zu lassen? Siehst du, dafür habe ich doch das Krankenhaus eingerichtet. Hat man euch das denn nicht gesagt?“

„Man hat es uns gesagt, Ernährer, ja, aber nie habe ich Zeit dazu: der Herrendienst, die eigene Wirtschaft und dann die Kinderchen immer allein! Unsere Sache ist einsam …“

3.

Nechljudow betrat die Hütte. Die ungleichen, verräucherten Wände waren in der schwarzen Ecke mit verschiedenen Lappen und Kleidungsstücken behängt, in der roten Ecke aber wörtlich bedeckt mit rötlichen Küchenschaben, die sich bei den Heiligenbildern und der Bank besonders dicht drängten. In der Mitte dieses schwarzen, stinkenden, sechs Arschin[2] großen Hüttchens war in der Decke ein großer Spalt, und obgleich an zwei Stellen Stützen standen, hatte sich die Decke so geneigt, daß sie jeden Augenblick einzustürzen drohte.

„Ja, die Hütte ist sehr schlecht“, sprach der gnädige Herr, indem er Tschurisenok anschaute, der, so schien es, gar nicht die Absicht hatte, über diesen Gegenstand zu sprechen.

„Sie wird uns totschlagen, uns und die Kinderchen wird sie totdrücken“, begann mit weinerlicher Stimme das Weib, das sich unter dem Schlafgerüst an den Ofen gelehnt hatte.

„Du, schwatze nicht!“ sprach Tschuris streng, und mit feinem, kaum wahrnehmbarem Lächeln, das sich unter seinem Schnurrbart abzeichnete, wandte er sich an den gnädigen Herrn, „ich kann mir gar nicht klar werden, was ich mit ihr tun soll. Euer Erlaucht, mit der Hütte meine ich, ich habe sowohl Stützen wie auch Unterlagen gelegt, nichts kann man erreichen.“

„Wie soll man hier den Winter zubringen? Ach, ach, ach!“ sprach das Weib.

---

[2] Ehemaliges russisches Längenmaß = 0,71 m.

„Das ist es eben, wenn man noch Stützen aufstellt, eine neue Deckenlatte anschlägt," unterbrach sie ihr Mann mit ruhigem, geschäftigem Ausdruck, „ja, eine Dachstange auswechselt, so werden wir vielleicht irgendwie den Winter zubringen. Leben kann man dann, nur wird man die ganze Hütte mit Stützen versperren, das ist es; rührt man sie aber auch nur an, so wird kein lebendes Spänchen bleiben; nur solange sie steht, hält sie", schloß er, augenscheinlich äußerst zufrieden damit, daß er auf diesen Gedanken gekommen war.

Nechljudow verdroß und schmerzte es, daß Tschuris es bis dahin hatte kommen lassen und sich nicht schon früher an ihn gewendet hatte, da er ja gleich von seiner Ankunft an den Bauern niemals irgend etwas abgeschlagen und eben erst durchgesetzt hatte, daß sich alle mit allen ihren Nöten unmittelbar an ihn wendeten. Er fühlte sogar eine gewisse Erbitterung gegen den Bauern, er zuckte erzürnt die Achseln und runzelte die Stirn, aber der Anblick der ihn umgebenden Armut und inmitten ihrer der ruhige und selbstzufriedene Ausdruck des Tschuris verwandelten seinen Verdruß in ein ganz trauriges, hoffnungsloses Gefühl.

„Nun, Iwan, warum hast du mir denn das nicht früher gesagt?" bemerkte er vorwurfsvoll, indem er sich auf die schmutzige schiefe Bank setzte.

„Ich wagte es nicht, Euer Erlaucht", antwortete Tschuris mit ganz dem gleichen, kaum merkbaren Lächeln, indem er auf dem holprigen Boden von einem seiner schwarzen nackten Füße auf den anderen trat; er sagte das aber so kühn und ruhig, daß es schwer war zu glauben, er habe nicht gewagt, zum gnädigen Herrn zu kommen.

„Unsere Sache ist eine bäuerliche Angelegenheit, wie sollten wir es wagen?" begann schluchzend das Weib.

„Schwatze doch nicht!" wandte sich Tschuris von neuem an sie.

„In dieser Hütte kannst du nicht leben, das ist Unsinn!" sprach Nechljudow, nachdem er einige Zeit geschwiegen hatte. „Nun sieh, was wir tun werden, Brüderchen …"

„Ich höre", ließ sich Tschuris vernehmen.

„Hast du die steinernen Gerardowschen Hütten gesehen, die ich auf dem neuen Hofe erbaut habe, die mit den hohlen Mauern?"

„Wie sollte ich sie nicht gesehen haben!" antwortete Tschuris und ließ in einem Lächeln seine noch vollzähligen weißen Zähne

sehen; „wir waren nicht wenig erstaunt, als man sie baute schlaue Hütten sind es! Die Burschen lachten: ob das wohl ein Getreidespeicher werden soll, um vor den Ratten das Korn in die Mauern einzuschütten? Die Hütten sind trefflich!“ schloß er mit dem Ausdruck spöttischen Nichtverstehens, wobei er den Kopf schüttelte, „gradeso wie ein Gefängnis.“

„Ja, die Hütten sind ausgezeichnet, trocken und warm und nicht so feuergefährlich“, bemerkte der gnädige Herr, und er verzog dabei sein junges Gesicht, offenbar unzufrieden mit dem Spott des Bauern.

„Es ist nicht zu bestreiten. Euer Erlaucht, die Hütten sind trefflich.“

„Nun, siehst du, eine Hütte ist schon ganz fertig. Sie ist zehn Arschin groß mit Vorraum und einem Speicher und vollkommen fertig. Ich werde sie dir am Ende gar abgeben, auf Vorschuß, zum Selbstkostenpreis; du wirst es irgendwann zurückzahlen“, sprach der gnädige Herr mit selbstzufriedenem Lächeln, das er nicht zurückhalten konnte in dem Gedanken, daß er eine Wohltat übe. „Du kannst deine alte Hütte abbrechen,“ fuhr er fort, „sie wird zum Speicher dienen; den Hof werden wir gleichfalls überführen. Wasser ist dort vorzüglich. Einen Gemüseacker werde ich aus Neuland schneiden lassen. Dein Land werde ich in allen drei Feldern dir gleichfalls dort an Ort und Stelle anweisen. Trefflich wirst du dort leben. Wie denn, gefällt dir das denn nicht?“ fragte Nechljudow, da er bemerkt hatte, daß, sobald er nur angefangen hatte, von Übersiedlung zu sprechen, Tschuris in völlige Unbeweglichkeit verfallen war und ohne zu lächeln auf die Erde blickte.

„Das ist der Wille Euer Erlaucht“, antwortete er, ohne seine Augen zu erheben.

Das alte Frauchen beugte sich nach vorn, als ob man sie an der verwundbarsten Stelle getroffen habe, und machte Miene, etwas zu sagen, ihr Mann kam ihr aber zuvor.

„Wie Euer Erlaucht will,“ sprach er entschlossen und dabei doch unterwürfig, indem er den gnädigen Herrn anschaute und mit einem Ruck seine Haare in Ordnung brachte, „aber auf dem neuen Hof ist uns nicht beschieden zu leben.“

„Weshalb denn?“

„Nein, Euer Erlaucht, wenn Sie uns dahin übersiedeln, um uns ist

es auch hier schon schlecht bestellt, dort aber werden wir Ihnen nie ordentliche Bauern sein, was werden wir dort schon für Bauern sein? Ja, dort ist es auch nicht einmal möglich, zu leben, wie Sie wollen!“

„Ja, aber weshalb denn nur?“

„Bis zum letzten werden wir uns dort zugrunde richten, Euer Erlaucht.“

„Weshalb kann man denn dort nicht leben?“

„Was ist das denn dort für ein Leben? Urteile doch selber: der Ort ist unbewohnt, das Wasser unbekannt, Weide gibt es keine. Die Hanffelder sind hier bei uns von alters her fettes Land, aber dort? Ja, und was ist denn dort? Nackt und kahl! Weder Zäune, noch Getreidedarren, noch Scheunen, gar nichts ist dort. Wir werden zugrunde gehen. Euer Erlaucht, wenn du uns dahin jagen wirst, endgültig werden wir zugrunde gehen! Der Ort ist neu, unbekannt …“ wiederholte er nachdenklich, wobei er aber entschieden den Kopf schüttelte.

Nechljudow wollte dem Bauern beweisen, daß die Übersiedlung im Gegenteil sehr vorteilhaft für ihn sei, daß man Zäune und Scheunen dort bauen werde, daß das Wasser dort gut sei usw., aber das starre Schweigen des Tschuris verwirrte ihn, und er fühlte aus irgendeinem Grunde, daß er nicht so spreche, wie es sich gehöre. Tschurisenok entgegnete ihm nicht; als aber der gnädige Herr verstummte, bemerkte er mit einem leichten Lächeln, es sei am allerbesten, auf jenem Hofe die greisen Hofleibeigenen anzusiedeln und Alescha, das Dummköpfchen, damit sie dort das Brot bewachten …

„Das wäre großartig!“ bemerkte er und lächelte von neuem. „Das andere aber ist ein Unsinn, Euer Erlaucht!“

„Was macht das denn aus, daß der Ort unbewohnt ist?“ suchte Nechljudow geduldig von neuem zu überzeugen. „Siehst du, auch hier war irgendwann die Gegend unbewohnt, jetzt aber leben ja Leute hier, auch dort, siehst du, sobald du nur als erster übersiedelst mit leichter Hand … Zieh du nur unbedingt hinüber …“

„Väterchen, Euer Erlaucht, wie kann man das nur vergleichen!“ antwortete Tschuris mit Lebhaftigkeit, als ob er fürchtete, der gnädige Herr möchte eine endgültige Entscheidung treffen. „Hier mit allen zusammen ist unser Platz, ein lustiger, gewohnter Platz: auch der Weg und der Teich ist da, hat das Weib Wäsche zu waschen oder das Vieh zu tränken. Ja, und unsere ganze Bauernwirtschaft ist hier

von alters her eingerichtet, die Tenne und das Gemüsegärtchen und die Weiden, die meine Väter pflanzten; mein Großvater und mein Väterchen haben hier Gott ihre Seele zurückgegeben, und ich möchte nur, daß ich mein Leben hier beschließen kann. Euer Erlaucht, weiter bitte ich um gar nichts. Wenn Euer Gnaden mir behilflich ist, die Hütte auszubessern, werden wir sehr zufrieden bleiben mit Euer Gnaden; wenn aber nicht, so werden wir irgendwie in der alten unser Leben verbringen. Laß uns doch ewig zu Gott für dich beten," fuhr er fort, indem er sich tief verneigte, „verjage uns nicht aus unserm Nest, Väterchen …"

Während Tschuris so sprach, wurde unter dem Schlafgerüst, dort, wo sein Weib stand, immer lauteres Schluchzen vernehmbar, und als ihr Mann sagte ‚Väterchen', sprang sein Weib plötzlich hervor und stürzte sich in Tränen dem gnädigen Herrn zu Füßen:

„Richte uns nicht zugrunde, Ernährer! Du bist unser Vater, du bist unsere Mutter! Wo sollen wir uns denn hinwenden? Wir sind alte, alleinstehende Leute. Wie Gott, so auch du …" brüllte sie los.

Nechljudow sprang von der Bank auf und wollte die Alte aufheben, sie aber schlug wie in einer Art Wollust der Verzweiflung mit dem Kopfe auf den Erdboden und stieß die Hand des gnädigen Herrn zurück.

„Was machst du denn! Steh doch auf, ich bitte dich! Wenn ihr nicht wollt, so ist es ja nicht nötig; ich werde euch doch nicht zwingen," sprach er, indem er eine abwehrende Handbewegung machte und zur Tür zurücktrat.

Als sich Nechljudow wieder auf die Bank gesetzt hatte und in der Hütte Schweigen eingetreten war, nur unterbrochen von dem Schluchzen des Weibes, das sich wiederum unter das Schlafgerüst zurückgezogen hatte und sich dort die Tränen mit ihrem Hemdärmel abwischte, da begriff der junge Gutsbesitzer, was für den Tschuris und sein Weib das zerfallende Hüttchen bedeutete, der zusammengestürzte Brunnen mit der schmutzigen Pfütze, die faulenden Ställchen, Speicherchen und die gesprungenen Weiden, die vor dem schiefen Fensterchen zu sehen waren, und ihm ward es seltsam schwer und traurig zumute, und er schämte sich über irgend etwas.

„Wie, Iwan, hast du denn aber nicht am letzten Sonntag in der Bauernversammlung gesagt, daß du eine Hütte nötig hast? Ich weiß jetzt nicht, wie ich dir helfen soll. Ich habe euch allen auf der ersten

Versammlung gesagt, daß ich mich im Dorfe niedergelassen und mein Leben euch gewidmet habe, daß ich bereit bin, selber allem zu entsagen, wenn ihr nur zufrieden und glücklich seid und ich schwöre vor Gott, daß ich mein Wort halten werde," sprach der junge Gutsbesitzer, ohne zu ahnen, daß derartige Ergüsse völlig ungeeignet sind, in irgendwem Vertrauen zu erregen, und besonders in einem russischen Menschen, der nicht Worte liebt, sondern Taten, und ungern seine Gefühle ausdrückt, wie schön sie auch sein mögen.

Der naive junge Mann war aber so glücklich über das Gefühl, das er empfand, daß er es unbedingt ausströmen lassen mußte.

Tschuris hatte den Kopf zur Seite geneigt, und langsam blinzelnd hörte er seinem gnädigen Herrn mit gezwungener Aufmerksamkeit zu, wie jemandem, dem man nun einmal zuhören muß, wenn er auch Dinge spricht, die nicht ganz schön sind und uns auch gar nichts angehen.

„Ich kann aber doch nicht allen alles geben, worum sie mich bitten. Wenn ich es niemandem abschlagen würde, der mich um Holz bittet, so würde mir selber bald gar nichts mehr bleiben, und ich könnte dann nicht dem geben, der in Wahrheit Not leidet. Deshalb habe ich ja auch einen Teil meines Waldes abgetreten, ihn zur Ausbesserung der Bauernbauten bestimmt und ihn völlig der Bauerngemeinschaft übergeben. Dieser Wald gehört jetzt schon nicht mehr mir, vielmehr euch Bauern, und ich kann schon nicht mehr über ihn verfügen, es verfügt vielmehr die Bauerngemeinde, wie sie es versteht. Komme heute in die Versammlung, ich will da deine Bitte vorbringen. Wenn die Gemeinde bestimmt, dir eine Hütte zu geben, so ist das gut, ich habe jetzt keinen Wald mehr. Ich wünsche dir von ganzer Seele Hilfe; wenn du aber nicht übersiedeln willst, so ist das nicht meine Sache, sondern die der Gemeinde. Verstehst du mich?"

„Sehr zufrieden mit Euer Gnaden," antwortete verlegen Tschuris; „wenn Sie für den Hof Hölzerchen gütig ablassen, so werden wir uns auch so behelfen. Was denn die Gemeinde? Die Sache ist bekannt …"

„Nein, komm nur hin …"

„Ich gehorche. Ich werde kommen. Weshalb nicht? Nur werde ich die Gemeinde wohl nicht bitten."

4.

Der junge Gutsbesitzer wollte augenscheinlich noch etwas fragen, er erhob sich wenigstens nicht von seinem Sitze und blickte unentschlossen bald auf Tschuris, bald auf den leeren, ungeheizten Ofen.

„Wie, habt ihr schon zu Mittag gegessen?“ fragte er endlich.

Unter dem Schnauzbart von Tschuris zuckte es wie ein spöttisches Lächeln, als ob es ihm komisch vorkomme, daß der gnädige Herr so dumme Fragen stellte. Er antwortete gar nicht.

„Was für ein Mittagessen denn, Ernährer?“ stieß schwer seufzend Tschuris' Weib hervor. „Brot haben wir gegessen, das ist unser Mittagessen. Kohlsuppe zu bereiten, war nichts da, und was wir an Kwaß hatten, haben wir den Kindern gegeben …“

„Heute sind hungrige Fasten, Euer Erlaucht!“ mischte sich Tschuris selber ein, die Worte seines Weibes deutend. „Brot und Zwiebeln, das ist unser Bauernessen. Noch hat, Gott sei Ruhm dafür, das Brötchen bei uns bis jetzt gereicht durch Eure Gnade. Aber sonst dicht nebenan bei unseren Nachbarn, da ist auch kein Brot mehr da … Zwiebeln hat es dieses Jahr überhaupt nicht gegeben. Bei dem Gemüsebauer Michael, unlängst haben wir dahin geschickt, verlangt man für ein Bündel einen Groschen, aber zu kaufen haben wir doch nichts … Von Ostern an gehen wir auch nicht mehr zur Kirche und haben nicht einmal ein Lichtchen dem Nikolai aufzustellen!“

Nechljudow kannte lange schon und nicht nur vom Hörensagen, vielmehr aus eigenster Anschauung, jenes äußerste Maß von Armut, in dem seine Bauern lebten. Diese ganze Wirklichkeit stand aber in einem solchen Gegensatz zu seiner Erziehung, zu seiner Denkweise und Lebensführung, daß er wider Willen immer wieder diese Wahrheit vergaß. Und jedesmal, wenn man ihn, wie jetzt, lebhaft und greifbar an sie erinnerte, ward es ihm unerträglich schwer und traurig im Herzen, als quäle ihn die Erinnerung an irgendein von ihm begangenes und nie mehr zu sühnendes Verbrechen.

„Weshalb seid ihr denn so arm?“ rief er aus, unwillkürlich seinen Gedanken Ausdruck verleihend.

„Ja, wie sollen wir denn sein, Väterchen, Euer Erlaucht, wenn nicht arm? Unser Boden ist so, Sie selber geruhen es zu wissen: Lehm, Hügelland; ja, und dann, augenscheinlich haben wir Gottes Zorn erregt. Schon von der Cholerazeit an wächst kein Brot mehr.

Wiesen und Weideland ist wiederum weniger geworden; einiges wurde von der Gutsverwaltung in Bebauung genommen, anderes hat man einfach der Herrschaft zugeteilt … Meine Sache ist langsam alt geworden … Wenn ich auch froh wäre, mich zu regen ich habe keine Kräfte mehr. Meine Alte ist krank, jedes Jahr gebiert sie Mädchen, und alle müssen doch gefüttert werden ... Siehst du, ich allein rühre mich, zu Hause aber sind sieben Seelen. Ich bin wohl sündig vor Gott, dem Herrn! Oft denke ich mir: Würde Gott nur eines oder das andere der Kinderchen rascher zu sich nehmen! Mir wäre es leichter, ja, und auch ihnen wäre es besser, als hier Elend zu leiden …"

„Oh, oh!" seufzte laut das Weib, wie zur Bestätigung der Worte ihres Mannes.

„Siehst du, meine ganze Hilfe ist hier," fuhr Tschuris fort, indem er auf einen dickbäuchigen, weißhaarigen, zerzausten Knaben von etwa sieben Jahren wies, der eben schüchtern und leise die Tür aufklinkte, in die Hütte trat und, indem er von unten her die erstaunten Augen auf den gnädigen Herrn richtete, sich mit beiden Händen am Hemd des Tschuris festhielt.

„Siehst du, das ist meine ganze Hilfe," sprach mit klangvoller Stimme Tschuris und fuhr mit seiner rauhen Hand über die weißen Haare des Knaben. „Werde ich es wohl noch erleben, daß er mir wird helfen können? … Mir aber geht schon die Arbeit über die Kräfte. Das Alter wäre noch nichts, aber ein Leistenbruch hat mich überwältigt. Bei schlechtem Wetter möchte ich schreien, und es ist ja auch schon Zeit für mich, den Herrendienst aufzugeben und mich zu den Greisen zurückzuziehen. Da haben Dutlow, Dunkin, Sjabrjew, alle jünger als ich, längst ihr Land abgegeben. Nun, ich habe es niemandem abzugeben, das ist mein ganzes Unglück. Man muß sich füttern: und da schlage ich mich denn so herum, Euer Erlaucht."

„Ich möchte dir gern Erleichterung schaffen, wirklich; aber wie soll ich das machen?" sprach der junge gnädige Herr mit Teilnahme, indem er auf den Bauern blickte.

„Ja, wie denn Erleichterung schaffen? Es ist doch eine bekannte Sache, wenn man Land besitzen will, so muß man auch Herrendienst leisten, das sind schon bekannte Einrichtungen. Irgendwie werde ich den Kleinen schon erwarten. Nur mögen Sie so gnädig sein wegen der Schule, geben Sie ihn frei; unlängst ist der Gemein-

deschreiber gekommen und sagte, auch ihn verlange Euer Erlaucht in die Schule. Ihn lassen Sie mir schon frei! Was hat er denn für einen Verstand, Euer Erlaucht! Er ist noch jung, er denkt noch gar nichts."

„Nein, Bruder, das geht nicht so, wie du willst," sagte der gnädige Herr, „dein Knabe kann schon begreifen, es ist Zeit für ihn zu lernen. Ich spreche doch zu deinem eigenen Besten. Urteile doch selber: Wenn er bei dir heranwachsen wird, wird er Hauswirt werden, ja, und wird zu lesen und zu schreiben verstehen, auch in der Kirche zu lesen, es wird ja alles bei dir zu Hause mit Gottes Hilfe gut gehen," sprach Nechljudow, indem er sich bemühte, sich möglichst verständlich auszudrücken, dabei aber doch aus irgendeinem Grunde errötete und stotterte.

„Es ist nicht zu bestreiten, Euer Erlaucht, Sie wünschen uns nichts Böses. Ich und meine Frau sind beim Herrendienst; er aber, wenn er auch noch ein kleiner Kerl ist, hilft uns gleichwohl das Vieh auf die Weide zu treiben und die Pferde zu tränken. Was für einer er auch ist, er ist aber gleichwohl ein Bauer," und Tschurisenok faßte lächelnd den Knaben mit seinen dicken Fingern bei der Nase und schneuzte ihn.

„Gleichwohl schicke du ihn, wenn du selber zu Hause bist und er Zeit hat, hörst du? Unbedingt!"

Tschurisenok seufzte schwer und antwortete gar nichts.

5.

„Ja, was ich noch sagen wollte …" sagte Nechljudow, „weshalb ist denn bei dir der Mist nicht ausgefahren?"

„Was ist denn bei mir für ein Mist, Väterchen, Euer Erlaucht? Es ist auch gar nichts da, auszufahren. Mein Vieh, was ist es denn? Ein einziges Stutchen, ja, und ein Füllen; das Kühchen habe ich im vergangenen Herbst dem Verwalter kurz vor dem Kalben abgegeben, das ist mein ganzes Vieh!"

„Wie denn das, du hast wenig Vieh, und dabei hast du noch eine tragende Kuh abgegeben?" fragte mit Staunen der gnädige Herr.

„Womit soll man sie denn füttern?"

„Reicht denn dein Heu nicht aus, um eine Kuh zu füttern? Bei den anderen reicht es doch!“

„Die anderen haben fettes Land, mein Land ist aber Lehmboden, da ist nichts zu machen.“

„Nun, so dünge es doch, damit es nicht nur Lehm ist, und der Boden wird Brot geben, und du wirst genug haben, um das Vieh zu füttern.“

„Ja aber Vieh habe ich nicht, woher soll denn der Mist kommen?“

‚Das ist ja ein furchtbarer *cercle vicieux*!‘ dachte Nechljudow. Er vermochte aber entschieden nichts auszudenken, was er dem Bauern raten könne.

„Wiederum muß man auch das sagen. Euer Erlaucht, nicht der Mist gibt Brot, vielmehr alles gibt Gott,“ fuhr Tschuris fort. „Sehen Sie, ich hatte voriges Jahr auf dem Brachfeld sechs Heuhaufen, auf dem gedüngten Feld hat man aber nicht einmal einen Garbenhaufen gesammelt. Niemand anders als Gott!“ fügte er mit einem Seufzer hinzu. „Ja, und das Vieh bleibt nicht in unserem Hof. Sehen Sie, das sechste Jahr lebt es nicht. Vergangenes Jahr ist ein Kälbchen krepiert, ein anderes habe ich verkauft: ich hatte nichts, um es zu füttern; im vorletzten Jahr ist eine tüchtige Kuh gefallen: sie kam von der Weide gar nichts fehlte ihr, plötzlich schwankte sie, und der Atem verging ihr. Alles mein Unglück!“

„Nun, mein Brüderchen, damit du nicht sagst, du habest deshalb kein Vieh, weil du kein Futter hast, und kein Futter deshalb, weil du kein Vieh hast, da hast du genug für eine Kuh“, sprach Nechljudow, indem er errötend aus der Hosentasche ein zusammengedrücktes Bündel Geldscheine hervorholte und es auseinandernahm. „Kaufe dir auf mein Glück eine Kuh, Futter nimm aber von meiner Tenne ich werde es ansagen. Sieh aber zu, daß du am kommenden Sonntag eine Kuh hast: ich werde nachschauen.“

Da aber Tschuris lange Zeit hindurch, verlegen lächelnd, seine Hand nicht nach dem Gelde ausstreckte, legte es Nechljudow auf das Tischende und errötete noch mehr.

„Sehr zufrieden mit Euer Gnaden,“ sprach Tschuris mit seinem gewöhnlichen, ein wenig spöttischen Lächeln.

Die Alte unter dem Schlafgerüst seufzte einige Male schwer, und es war, als ob sie ein Gebet murmele.

Dem jungen gnädigen Herrn ward es peinlich; er erhob sich eilig

von der Bank, ging zum Vorraum und rief Tschuris zu sich hinaus. Der Anblick des Menschen, dem er eine Wohltat erwiesen hatte, war ihm so angenehm, daß er sich nicht so rasch von ihm zu trennen wünschte.

„Ich bin froh, dir helfen zu können", sprach er, indem er beim Brunnen stehen blieb. „Man kann dir helfen, weil ich weiß, daß du nicht faul sein wirst. Du wirst dich bemühen und ich werde helfen. Mit Gottes Hilfe wirst du auch wieder gesund werden."

„Es handelt sich schon nicht darum, gesund zu werden, Euer Erlaucht," sprach Tschuris, wobei er plötzlich einen ernsten, sogar strengen Gesichtsausdruck annahm, gerade so, als ob er sehr unzufrieden sei mit der Annahme des gnädigen Herrn, daß er überhaupt gesund werden könne. „Wir lebten unter dem Väterchen mit meinen Brüdern und sahen in nichts Not; als er aber eben gestorben war, ja, als wir uns getrennt hatten, da ist alles schlechter und schlechter gegangen. Alles ist die Einsamkeit!"

„Weshalb habt ihr euch dann aber getrennt?"

„Alles ist wegen der Weiber so gekommen, Euer Erlaucht. Damals war schon Ihr Großväterchen nicht mehr am Leben, denn bei ihm hätten sie es nicht gewagt, da herrschte noch wirkliche Ordnung; er ging ebenso wie auch Sie auf alles selber ein und wir hätten nicht einmal gewagt, daran zu denken, uns zu trennen. Aber der Verstorbene liebte es nicht, den Bauern nachzugeben. Nach Ihrem Großväterchen hatte die Verwaltung Andrej Iljitsch übernommen Friede seiner Asche!, er war ein Trunkenbold und unzuverlässiger Mensch. Wir kamen mit der Bitte zu ihm, einmal, ein zweites Mal: Es ist sozusagen kein Leben wegen der Weiber; erlaube, daß wir uns trennen! Nun, er prügelte, er prügelte; aber endlich kam es doch dazu, daß die Weiber gleichwohl ihren Willen durchsetzten; wir begannen getrennt zu leben; es ist aber bekannt, was der alleinstehende Bauer ist! Nun ja, auch Ordnung gab es damals gar keine; Andrei Iljitsch ging mit uns um, wie er wollte: Du mußt alles haben. Woher es aber der Bauer nehmen soll, danach fragte er gar nicht. Damals wurden die Kopfabgaben erhöht, Tischvorräte wurden mehr eingesammelt, der Boden wurde weniger, und das Korn hörte auf, sich zu vermehren. Als aber die Vermessung kam, ja, und er unsere fetten Länder seinem eigenen Land zuschnitt, der Übeltäter, da richtete er uns völlig zugrunde: Stirb nur! Ihr Väterchen das Him-

melreich ihm! war ein guter, gnädiger Herr, ja, wir sahen ihn auch kaum: immer lebte er in Moskau; nun, es ist bekannt, auch Fuhren begann man häufiger dahin zu treiben. Ein andermal ist die Zeit der schlechten Wege, es gibt kein Futter, aber fahre nur! Es kann aber ja auch der gnädige Herr nicht ohne das auskommen. Wir wagen nicht darüber gekränkt zu sein; ja, es war aber keine Ordnung. Wie jetzt Euer Gnaden jedes Bäuerlein vor Ihr Gesicht lassen, so sind auch wir andere geworden, und auch der Verwalter wurde ein anderer Mensch. Wir wissen jetzt wenigstens, daß wir einen gnädigen Herrn haben. Und man kann auch schon sagen, daß die Bäuerlein Euer Gnaden dankbar sind. Sonst aber gab es unter der Vormundschaft keinen wirklichen gnädigen Herrn; jeder war da gnädiger Herr: sowohl der Vormund ist ein gnädiger Herr, und Iljitsch ist ein gnädiger Herr, und seine Frau ist gnädige Frau, und der Schreiber von der Polizei ist auch ein gnädiger Herr. Da litten viel, ja sehr viel Kummer die Bäuerlein!“

Wiederum empfand Nechljudow ein Gefühl, das der Scham ähnlich war oder Gewissensbissen. Er lüftete seinen Hut und ging weiter.

6.

„Juchwanka Mudreny will ein Pferd verkaufen,“ las Nechljudow in seinem Notizbüchlein und ging über die Straße hinüber zum Hofe von Juchwanka Mudreny. Dessen Hütte war sorgfältig bedeckt mit Stroh aus dem Herrnhofe und gefügt aus frischem, hellgrauem Espenholz (ebenfalls aus dem vom gnädigen Herrn abgetretenen Walde); sie hatte zwei rot gestrichene Läden an den Fenstern und ein Aufgangstreppchen mit einem Schirmdach und mit phantastisch ausgeschnittenen, glatt gehobelten Geländerchen. Der Vorraum und die kalte Hütte waren gleichfalls so, wie sich's gehört; aber der allgemeine Eindruck der Zufriedenheit und Genügsamkeit, den dieser Bau hervorrief, wurde ein wenig getrübt durch die Kornkammer, die an das Tor angebaut war und einen nicht fertigen Zaun und ein ungedecktes Schirmdach hatte, das hinter ihr zum Vorschein kam. Zu der Zeit, als Nechljudow von der einen Seite her sich dem Ein-

gang näherte, schritten von der anderen zwei Bauernweiber zu ihm hin, die einen vollen Bottich trugen. Eine von ihnen war die Frau, die andere die Mutter des Juchwanka Mudreny. Jene war ein stämmiges, rotbäckiges Weib mit ungewöhnlich entwickelter Brust und breiten Backenknochen. Sie trug ein reines, an den Ärmeln und am Kragen gesticktes Hemd, auch der Brustlatz war gestickt, einen neuen Rock, Schuhe, Glasperlenkette und einen viereckigen schmucken Kopfputz, der ausgestickt war mit rotem Garn und kleinen Metallplättchen. Das Ende des Tragbalkens schaukelte nicht, lag vielmehr ruhig auf ihrer breiten und festen Schulter. Die leichte Anspannung, die in ihrem roten Gesicht und in der Krümmung des Rückens und der gemessenen Bewegung der Hände und Füße zu bemerken war, verriet in ihr eine außerordentliche Gesundheit und männliche Kraft. Die Mutter des Juchwanka, die das andere Ende des Tragbalkens trug, war im Gegensatz dazu eine von jenen Greisinnen, die bei lebendigem Leibe an der Grenze des Alters und des Zerfalls angelangt zu sein scheinen. Ihr knochiger Körper sie trug ein schwarzes, zerrissenes Hemd und einen ausgeblichenen Rock war gebeugt, so daß der Tragbalken mehr auf ihrem Rücken als auf ihrer Schulter lag. Ihre Hände mit den gekrümmten Fingern, in denen sie den Tragbalken so hielt, als ob sie sich an ihm festhalten wolle, waren von einer ganz dunklen Farbe und konnten sich, so schien es, schon gar nicht mehr auseinanderbiegen; der herabhängende Kopf, der mit irgendeinem Lappen umwunden war, zeigte in höchstem Maße die entstellenden Züge der Armut und des hohen Alters. Unter ihrer niedrigen Stirn hervor, die nach allen Richtungen von tiefen Furchen durchzogen war, blickten glanzlos zwei gerötete Augen zur Erde, die keine Wimpern mehr hatten. Ein einziger gelber Zahn schaute aus der eingefallenen Oberlippe hervor, und in unaufhörlicher Bewegung berührte er sich bisweilen mit dem spitzen Kinn. Die Runzeln auf dem unteren Teil ihres Gesichtes und ihres Halses sahen wie Säckchen aus, die bei jeder Bewegung schaukelten. Sie atmete schwer und röchelnd; aber wenn es auch so schien, als ob ihre nackten, gekrümmten Füße sich über ihre Kraft über die Erde hinschleppten, so bewegten sie sich doch gleichmäßig, einer hinter dem anderen.

7.

Als das junge Weib mit dem gnädigen Herrn fast zusammengestoßen war, stellte es flink den Bottich hin, senkte die Augen zu Boden, verbeugte sich und schaute dann erst mit leuchtendem Blick von unten her zu dem gnädigen Herrn auf, und indem sie sich bemühte, mit dem Ärmel des gestickten Hemdes ein leichtes Lächeln zu verbergen, lief sie mit den Schuhen klappernd zur Treppe.

„Du, Mütterchen, bring den Tragbalken zur Tante Nastassja zurück," sagte sie, indem sie in der Tür stehen blieb und sich an die Alte wandte.

Der züchtige junge Gutsbesitzer blickte streng, aber aufmerksam auf das rotbäckige Weib, verzog seine Stirn und wandte sich an die Greisin, die mit ihren krummen Fingern den Tragbalken losmachte, ihn auf die Schultern nahm und sich soeben gehorsam der Nachbarshütte zuwandte.

„Ist dein Sohn zu Hause?" fragte der gnädige Herr.

Die Greisin bückte ihren gebeugten Körper noch mehr, verneigte sich und wollte etwas sagen; indem sie aber die Hände an den Mund legte, fing sie derart zu husten an, daß Nechljudow, ohne abzuwarten, in die Hütte trat. Als Juchwanka, der in der roten Ecke auf der Bank saß, den gnädigen Herrn erblickte, stürzte er zum Ofen hin, als ob er sich vor ihm verbergen wolle, legte eiligst irgendein Ding auf das Schlafgerüst, und mit Mund und Augen zwinkernd, drückte er sich an die Wand hin, als wolle er dem gnädigen Herrn Platz machen. Juchwanka war ein rotblonder Bursche von dreißig Jahren, hager, gut gewachsen, mit einem jungen, spitzen Kinn, ziemlich hübsch, wenn nicht seine unruhigen grauen Augen gewesen wären, die aus seinen verzogenen Brauen unangenehm hervorschauten, und wenn ihm nicht zwei Vorderzähne gefehlt hätten, was sogleich in die Augen fiel, weil seine Lippen kurz waren und sich unaufhörlich bewegten. Er trug ein Feiertagshemd mit grellroten Achselzwickeln, gestreifte Kattunhosen und schwere Stiefel mit gefalteten Schäften. Das Innere der Hütte Juchwankas war nicht so eng und finster wie das Innere der Hütte von Tschuris, obgleich es auch in ihr schwül war, nach Rauch und Schafpelz roch und ebenso unordentlich Männerkleider und Hausgeräte umherlagen. Zwei Dinge zogen die Aufmerksamkeit besonders auf sich: ein nicht großer,

krummer Samowar, der auf dem Wandbrett stand, und ein schwarzer Rahmen mit dem Rest eines schmutzigen Glases und dem Bild irgendeines Archimandriten mit krummer Nase und sechs Fingern, das bei dem in Kupfer gefaßten Heiligenbild hing. Nechljudow schaute nicht gerade wohlwollend auf den Samowar, das Porträt des Archimandriten und das Schlafgerüst, an dem, aus irgendeinem alten Lumpen hervor, das Ende einer Pfeife mit Kupferbeschlag hing, und wandte sich an den Bauern.

„Guten Tag, Epiphan," sagte er, wobei er ihm in die Augen schaute.

Epiphan verneigte sich und murmelte: „Gesundheit wünschen wir Euer Gnaden," wobei er das letzte Wort besonders zärtlich aussprach, und seine Augen umliefen dabei augenblicklich die ganze Gestalt des gnädigen Herrn, die Hütte, den Fußboden und die Decke, ohne bei irgend etwas stehen zu bleiben. Dann ging er eilig zu dem Schlafgerüst, zog dort seinen Rock hervor und begann ihn anzuziehen.

„Weshalb ziehst du dich denn an?" sprach Nechljudow, während er sich auf die Bank setzte und sich augenscheinlich bemühte, den Epiphan möglichst streng anzublicken.

„Wie denn, erbarmen Sie sich doch. Euer Gnaden, kann man denn …? Wir, scheint es, können verstehen..."

„Ich bin zu dir gekommen, um zu erfahren, weshalb du es nötig hast, ein Pferd zu verkaufen, ob du viele Pferde hast und welches Pferd du verkaufen willst," sprach trocken der gnädige Herr, augenscheinlich vorbereitete Fragen wiederholend.

„Wir sind hoch zufrieden mit Euer Gnaden, daß Sie sich nicht ekelten, zu uns zu kommen, zu einem Bauern," antwortete Juchwanka, und er warf rasche Blicke auf das Bild des Archimandriten, auf den Ofen, auf die Stiefel des gnädigen Herrn und überhaupt auf alle Gegenstände, ausgenommen das Gesicht Nechljudows. „Wir beten immer für Euer Gnaden zu Gott..."

„Weshalb mußt du ein Pferd verkaufen?" wiederholte Nechljudow, wobei er seine Stimme erhöhte und sich räusperte.

Juchwanka seufzte, strich sein Haar zurecht (sein Blick umlief wiederum die Hütte), und als er eine Katze bemerkt hatte, die friedlich auf der Bank liegend schnurrte, schrie er sie an: „Fort, Luder!" und wandte sich eiligst an den gnädigen Herrn. „Das Pferd, wel-

ches, Euer Gnaden, nichts taugt … Wenn es ein gutes Tier wäre, würde ich es nicht verkaufen. Euer Gnaden …“

„Wieviel Pferde hast du denn überhaupt?“

„Drei, Euer Gnaden.“

„Sind keine Füllen darunter?“

„Wie ist das denn möglich, Euer Gnaden! Auch ein Füllen ist dabei.“

8.

„Komm, zeig mir deine Pferde! Sind sie bei dir auf dem Hofe?“

„Genau so. Euer Gnaden, wie es mir befohlen ist, so ward es auch getan, Euer Gnaden. Können wir denn ungehorsam sein, Euer Gnaden? Mir befahl Jakow Alpatitsch, die Pferde morgen nicht aufs Feld zu lassen, der Fürst werde sie anschauen; wir haben sie auch nicht fortgelassen. Wir wagen schon nicht, Euer Gnaden ungehorsam zu sein.“

Während Nechljudow zur Tür schritt, nahm Juchwanka die Pfeife vom Schlafgerüst und warf sie hinter den Ofen; seine Lippen bewegten sich ganz ebenso unruhig auch zu der Zeit, als der gnädige Herr nicht auf ihn schaute.

Eine magere graue Stute wühlte unter dem Schirmdach in faulem Stroh, ein zweimonatiges langbeiniges Füllen von einer ganz unbestimmten Farbe, mit bläulichen Füßen und bläulichem Maul, ging nicht von ihrem hageren Schwanz weg, in dem Kletten hingen. Inmitten des Hofes stand, die Augen geschlossen und nachdenklich das Haupt geneigt, ein dickbäuchiger brauner Wallach, augenscheinlich ein gutes Bauernpferd.

„So, sind das hier alle deine Pferde?“

„Keineswegs, Euer Gnaden, da ist noch eine kleine Stute, ja, und da noch ein kleines Füllchen,“ antwortete Juchwanka, indem er auf die Pferde zeigte, die sein Herr gar nicht übersehen konnte.

„Ich sehe schon. Welches willst du denn verkaufen?“

„Aber da gerade dieses da, Euer Gnaden,“ antwortete er, und er wies mit seinem Rockschoß auf den verschlafenen Wallach, wobei er unaufhörlich mit den Augen zwinkerte und seine Lippen be-

wegte. Der Wallach öffnete die Augen und drehte ihm faul seine Rückseite zu.

„Er ist dem Augenschein nach nicht alt und an sich ein stämmiges Pferdchen," sprach Nechljudow. „Fasse es und zeige mir die Zähne! Ich erkenne, ob es alt ist."

„Ich kann es auf keine Weise allein festkriegen. Euer Gnaden. Das ganze Vieh ist keinen Groschen wert, es hat Mucken, beißt und schlägt mit den Vorderfüßen aus, Euer Gnaden," antwortete Juchwanka. Er lachte dabei sehr vergnügt und wandte die Augen nach verschiedenen Seiten hin.

„Was für ein Unsinn! Faß es, sag ich dir!"

Juchwanka lächelte lange, indem er von einem Fuß auf den andern trat, und erst als Nechljudow zornig schrie: „Nun, wird's bald?" stürzte er hinter das Schirmdach, brachte ein Halfter hervor und begann hinter dem Pferde herzujagen, wobei er es erschreckte und von hinten, nicht von vorn, auf dieses zukam.

Dem jungen gnädigen Herrn war es offenbar langweilig geworden, dem zuzuschauen, ja, und vielleicht wollte er auch seine Geschicklichkeit zeigen. „Gib mir das Halfter!" sprach er.

„Erbarmen Sie sich! Wie ist das möglich für Euer Gnaden? Geruhen Sie doch nicht …"

Nechljudow schritt aber gerade von vorn auf das Pferd zu, und es unversehens an den Ohren fassend, beugte er es mit einer solchen Kraft zur Erde nieder, daß der Wallach, der, wie es sich erwies, ein sehr frommes Bauernpferdchen war, schwankte und zu röcheln begann, wobei er sich bemühte, sich loszureißen. Als Nechljudow gemerkt hatte, daß es völlig unnötig war, solche Gewalt anzuwenden, und er auf Juchwanka schaute, der gar nicht aufhörte zu lächeln, kam ihm der in seinem Alter allerbeleidigendste Gedanke in den Kopf, daß Juchwanka über ihn lache und ihn im Stillen für ein Kind halte. Er errötete, ließ die Ohren des Pferdes los, öffnete ihm ohne die Hilfe des Halfters das Maul und betrachtete die Zähne: die Eckzähne waren heil, die Kronen der Vorderzähne noch ausgefüllt, was der junge Landwirt schon gelernt hatte; es war also ein junges Pferd.

Juchwanka ging währenddessen zum Schirmdach hin, und als er gemerkt hatte, daß eine Egge nicht am rechten Platz lag, hob er sie auf, lehnte sie an den Zaun und stellte sie aufrecht hin.

„Komm hierher!" rief der gnädige Herr mit einem kindlich be-

trübten Gesichtsausdruck und fast mit Tränen des Verdrusses und des Ärgers in der Stimme. „Wie alt ist dieses Pferd?“

„Erbarmen Sie sich. Euer Gnaden, sehr alt, zwanzig Jahre wird es alt sein … ein solches Pferd …“

„Schweig! Du bist ein Lügner und ein Taugenichts, weil ein ehrlicher Bauer nicht lügen wird; er hat es nicht nötig!“ sprach Nechljudow. Er keuchte, weil Tränen des Zornes ihm in der Kehle aufstiegen. Um sich nicht bloßzustellen, indem er vor dem Bauern in Tränen ausbreche, verstummte er. Juchwanka schwieg gleichfalls; mit der Miene eines Menschen, der sogleich in Tränen ausbrechen wird, zog er ein paarmal die Luft durch die Nase und zuckte leicht mit dem Kopf. „Nun, womit wirst du denn pflügen gehen, wenn du dieses Pferd verkauft hast?“ fuhr Nechljudow fort, als er sich hinlänglich beruhigt hatte, um mit seiner gewöhnlichen Stimme zu sprechen. „Man sendet dich absichtlich ohne Pferd zur Arbeit, damit deine Pferde zum Pflügen Kraft haben, und du willst dein letztes Pferd verkaufen? Aber die Hauptsache, weshalb lügst du?“

Als sich der gnädige Herr nur eben beruhigt hatte, hatte sich auch Juchwanka beruhigt. Er stand aufgerichtet da, und während er noch immer ebenso seine Lippen bewegte, liefen seine Augen von einem Gegenstand zum andern.

„Wir werden für Euer Gnaden“, antwortete er, „nicht schlechter als die anderen zur Arbeit fahren.“

„Ja, womit wirst du denn fahren?“

„Seien Sie nur unbesorgt, wir werden mit der Arbeit für Euer Gnaden schon fertig werden!“ antwortete er und schrie dann den Wallach an und jagte ihn weg. „Wenn ich nicht Geld nötig hätte, würde ich ihn dann wohl verkaufen?“

„Wozu hast du denn Geld nötig?“

„Brot habe ich keines, Euer Gnaden; ja, und dem Bäuerlein muß ich auch meine Schuld abzahlen. Euer Gnaden.“

„Wie, hast du denn kein Brot? Weshalb haben es denn noch die andern, die Kinder haben, und du, der du kinderlos bist, hast keines? Wo ist es denn hingekommen?“

„Gegessen haben wir es, Euer Gnaden, und jetzt ist kein Krümel mehr da. Ein Pferd kaufe ich mir im Herbst, Euer Gnaden.“

„Wage nicht noch einmal daran zu denken, das Pferd zu verkaufen!“

„Wie denn, Euer Gnaden, wenn dem so ist, wie soll dann unser Leben sein? Brot gibt es nicht, und zu verkaufen wage ich nichts", antwortete er völlig zur Seite, indem er die Lippen bewegte und plötzlich einen frechen Blick dem gnädigen Herrn grade ins Gesicht richtete. „Das heißt also, man muß Hungers sterben."

„Nimm dich in acht, Bruder!" schrie Nechljudow erbleichend, und er empfand ein böses persönliches Gefühl gegen den Bauern; „solche Bauern wie du werde ich nicht halten. Dir wird es noch einmal schlecht gehen."

„Das ist der Wille Euer Gnaden," antwortete Juchwanka, indem er die Augen schloß, mit geheuchelt ergebenem Ausdruck, „wenn ich es Ihnen nicht recht machte. Es scheint aber, man hat keine Laster an mir bemerkt. Ich weiß, daß, wenn ich schon Euer Erlaucht nicht gefallen habe, alles in Ihrem Willen steht; nur weiß ich nicht, wofür ich leiden muß."

„Aber, siehst du, dafür: daß bei dir der Hof kein Schirmdach hat, der Mist nicht untergepflügt, der Zaun zerbrochen ist und du zu Hause sitzt, ja, und eine Pfeife rauchst, aber nicht arbeitest; dafür, daß du deiner Mutter, die dir die ganze Wirtschaft abgab, kein Stück Brot gibst, deiner Frau erlaubst, sie zu schlagen, und sie dahin brachtest, daß sie kam, sich bei mir zu beklagen."

„Erbarmen Sie sich, Euer Erlaucht; ich weiß nicht einmal, was es da für Pfeifen gibt", antwortete verwirrt Juchwanka, dem augenscheinlich vor allem die Beschuldigung, eine Pfeife zu rauchen, kränkend war. „Von einem Menschen kann man alles sagen."

„Da lügst du wiederum! Ich habe es selbst gesehen!"

„Wie wage ich denn, Euer Erlaucht zu belügen!"

Nechljudow schwieg. Er biß sich die Lippen und begann im Hofe auf und ab zu gehen. Juchwanka rührte sich nicht vom Fleck und verfolgte, ohne die Augen aufzuheben, mit den Blicken die Füße des gnädigen Herrn.

„Höre, Epiphan," sprach Nechljudow mit kindlich sanfter Stimme, indem er vor dem Bauern stehen blieb und sich bemühte, seine Aufregung zu verbergen, „so zu leben ist unmöglich, und du wirst dich zugrunde richten. Denk einmal schön nach! Wenn du ein guter Bauer sein willst, so ändere du dein Leben, gib deine schlechten Gewohnheiten auf: lüge nicht, trinke nicht, achte deine Mutter. Ich weiß ja alles über dich. Beschäftige dich mit deiner Wirtschaft, nicht

aber damit, Kronsholz zu stehlen, ja, und ins Wirtshaus zu gehen. Was ist da Schönes dran? Wenn du an irgend etwas Mangel leidest, so komm zu mir; erbitte ganz offen, was nötig ist und wofür, und lüge nicht, sage vielmehr die ganze Wahrheit; dann werde ich dir nichts abschlagen."

„Erbarmen Sie sich, Euer Gnaden; wir können, scheint es, Euer Erlaucht verstehen!" antwortete Juchwanka, indem er so lächelte, als ob er durchaus den vollen Reiz des Scherzes seines Herrn zu würdigen verstehe.

Dieses Lächeln und diese Antwort enttäuschten Nechljudow völlig in seiner Hoffnung, den Bauern zu rühren und ihn durch Ermahnung auf den richtigen Weg zu bringen. Auch schien es ihm immer so, als ob es unziemlich für ihn sei, der die Macht habe, seinen Bauern zu ermahnen, und als ob alles, was er ihm gesagt habe, durchaus nicht das sei, was sich zu sagen gehöre. Er senkte traurig den Kopf und trat in den Vorraum. Auf der Schwelle saß die Greisin und stöhnte laut, wie es schien, zum Zeichen des Einverständnisses mit den Worten des gnädigen Herrn, die sie gehört hatte.

„Da hast du etwas für Brot!" sagte ihr Nechljudow ins Ohr, indem er ihr einen Geldschein in die Hand drückte; „kaufe nur selber und gib es nicht dem Juchwanka, der wird es nur vertrinken."

Die Greisin griff mit ihrer knochigen Hand an den Türrahmen, um aufzustehen, und wollte dem gnädigen Herrn danken; ihr Kopf wackelte. Nechljudow war aber schon auf der andern Seite der Straße, als sie sich endlich erhoben hatte.

9.

Dawidka Bjely bat um Brot und Zaunpfähle, stand im Notizbüchelchen geschrieben, nach Juchwanka.

Als Nechljudow an einigen Höfen vorübergegangen war, begegnete er beim Einbiegen in eine Seitengasse seinem Verwalter Jakow Alpatitsch, der von weitem seinen Herrn erschaut hatte, seine Wachstuchmütze abnahm, sein seidenes Taschentuch herauszog und sich damit sein dickes rotes Gesicht abzutrocknen begann.

„Bedeck dich, Jakow! Jakow, bedeck dich doch; ich sag es dir doch …"

„Wo geruhten Sie gewesen zu sein, Euer Erlaucht?“ fragte Jakow, indem er sich mit der Mütze vor der Sonne schützte, sie aber nicht aufsetzte.

„Ich war bei Mudreny. Sage mir, bitte, warum ist der so geworden?“ sprach der gnädige Herr im Weitergehen.

„Was denn, Euer Erlaucht?“ fragte der Verwalter, der in respektvoller Entfernung seinem Herrn folgte und, nachdem er seine Mütze aufgesetzt hatte, seinen Schnurrbart zupfte.

„Wie, was denn? Er ist ein völliger Taugenichts, ein Faulpelz, ein Dieb, ein Lügner; er quält seine Mutter und ist offenbar ein so eingefleischter Schuft, daß er sich niemals bessern wird!“

„Ich weiß nicht, Euer Erlaucht, weshalb er Ihnen so mißfällt.“

„Und seine Frau“, unterbrach der gnädige Herr den Verwalter, „ist, scheint es, ein sehr übles Weib. Die Alte ist schlechter angezogen als irgendeine Bettlerin, hat nichts zu essen; sie selber dagegen ist herausgeputzt, und er ebenso. Was soll man mit ihm anfangen? Ich weiß es wirklich nicht.“

Jakow war merklich verlegen geworden, als Nechljudow von Juchwankas Frau sprach.

„Was ist da zu machen? Wenn er sich so gehen ließ, Euer Erlaucht,“ begann er, „so muß man eben Maßregeln ausfindig machen. Er ist wirklich in Armut, wie alle einzeln wohnenden Bauern; aber er sieht gleichwohl irgendwie auf sich, anders als die andern. Er ist ein gescheiter Bauer, versteht zu lesen und zu schreiben, und da ist nichts zu sagen: es scheint, er ist ein ehrlicher Bauer. Zum Einsammeln der Kopfgelder geht er immer. Auch Ältester ist er, während ich Verwalter bin, schon drei Jahre gewesen; gleichfalls in nichts ertappt. Vor zwei Jahren beliebte es dem Vormund, ihn aufs Land zurückzunehmen, er war auch im Herrendienst ordentlich. Es mag sein, als er in der Stadt bei der Post angestellt war, daß er hier und da ein wenig trank; dagegen muß man eben Maßregeln ausfindig machen. Es kam vor, er trieb Unfug, man strafte ihn, er kam wieder zur Vernunft: es geht ihm gut, und in der Familie herrscht Eintracht. Wenn es Ihnen aber nicht gefällig ist, das heißt eben, diese Maßnahmen zu treffen, so weiß ich schon nicht, was mit ihm anzufangen. Er hat sich also wirklich sehr gehen lassen? Zu den Soldaten taugt er nicht, weil, wie Sie zu bemerken geruhten, ihm zwei Zähne fehlen. Er hat sie sich längst schon absichtlich ausgeschlagen. Ja, ich erküh-

ne mich mitzuteilen, er ist es nicht allein, der keine Furcht hat …“

„Das laß schon sein, Jakow“, antwortete Nechljudow mit leichtem Lächeln; „darüber haben wir beide schon genug gesprochen. Du weißt, wie ich darüber denke, und was du mir auch sagen wirst, ich werde gleichwohl so denken.“

„Natürlich, Euer Erlaucht, dies alles ist Ihnen bekannt“, sprach Jakow, indem er die Achseln zuckte und von hinten so auf den gnädigen Herrn schaute, als habe das, was er gesehen hatte, nichts Gutes versprochen. „Daß Sie sich aber hinsichtlich der Greisin zu beunruhigen geruhten, ist umsonst“, fuhr er fort. „Es ist natürlich wahr, daß sie die Waisen erzog und nährte und Juchwanka verheiratete und alles dergleichen; aber das ist doch überhaupt so bei den Bauern, wenn die Mutter oder der Vater dem Sohne die Wirtschaft übergibt, dann ist dieser Hauswirt der Sohn und die Schwiegertochter; die Alte muß dann schon ihr Brot nach ihren Kräften, soweit die reichen, erarbeiten. Sie haben natürlich nicht zärtliche Gefühle, aber bei den Bauern geht es schon überhaupt so zu. Darum erkühne ich mich auch, Ihnen mitzuteilen, daß die Alte Sie umsonst bemühte. Sie ist doch eine kluge Greisin und eine Hausfrau: ja, wozu denn den gnädigen Herrn wegen diesem allem beunruhigen? Nun, sie hat mit der Schwiegertochter gezankt, die hat sie vielleicht auch gestoßen, das ist Weibersache! Und sie hätten sich lieber wieder versöhnen sollen, statt Sie zu beunruhigen. Schon so geruhen Sie sich alles zu sehr zu Herzen zu nehmen“, sprach der Verwalter, wobei er mit väterlicher Zärtlichkeit und Nachsicht auf den gnädigen Herrn schaute, der schweigend mit großen Schritten vor ihm her die Straße hinaufschritt.

„Geruhen Sie nach Hause zu gehen?“ fragte er.

„Nein, zu Dawidka Bjely oder Geisbock … was hat er für einen Spitznamen?“

„Sehen Sie, das ist auch so ein Unglück, ich sage es Ihnen. Schon dies ganze Geschlecht der Koslows ist solches. Was ich auch mit ihm tat, nichts führt zum Ziele. Gestern fuhr ich am Bauernfeld vorüber, bei ihm ist der Buchweizen nicht ausgesät. Was werden Sie befehlen, mit einem solchen Völkchen anzufangen? Wenn wenigstens der Alte den Sohn lehren würde, aber der ist ebenso ein Taugenichts, weder für sich noch zum Herrendienst taugt er; überall erweist er sich als ein Tölpel. Was haben nicht schon alles der Vormund und

ich mit ihm angefangen: zur Polizei geschickt und bei uns gestraft das ist es aber, was Sie nicht zu lieben geruhen …“

„Wen meinst du denn, doch nicht den Alten?“

„Gerade ihn. Der Vormund hat ihn so oft schon selbst vor der ganzen Bauernversammlung gestraft; glauben Sie, Euer Erlaucht, daß das nur irgend etwas genützt hätte? Er schüttelt sich nur und geht, und immer das gleiche. Und sehen Sie, Dawidka, ich sage es Ihnen, ist ein friedfertiger Bauer und auch nicht dumm, das heißt, er raucht nicht und trinkt nicht,“ erklärte Jakow, „aber dabei ist er schlechter als ein andrer, der trinkt. Es bleibt nur das eine: daß er zu den Soldaten kommt oder zur Ansiedlung geschickt wird; weiter bleibt gar nichts zu tun. Das ganze Geschlecht der Koslows ist schon ein solches Unglück: auch Matrjuschka, der in der schwarzen Hütte wohnt, ist ein ebensolches verfluchtes Unglück … So haben Sie mich also nicht nötig, Euer Erlaucht?“ fügte der Verwalter hinzu, da er bemerkt hatte, daß der Herr ihm gar nicht zuhörte.

„Nein, geh nur deiner Wege“, antwortete Nechljudow zerstreut und wandte sich zu Dawidka Bjely.

Dessen Hütte stand schief und einsam am Rande des Dorfes. Bei ihr war weder ein Hof, noch eine Getreidedarre, noch eine Scheune, nur irgendwelche schmutzige Ställchen für das Vieh klebten auf der einen Seite; auf der anderen Seite lagen, auf einen Haufen zusammengelegt, für den Bau des Hofes vorbereitetes Strauchholz und Balken. Hohes grünes Unkraut wuchs an der Stelle, wo einstmals der Hof gewesen war. Niemand war bei der Hütte außer einem Schwein, das an der Schwelle im Schmutz lag und grunzte.

Nechljudow pochte an das zerbrochene Fenster; da ihm aber niemand antwortete, ging er zum Vorraum und rief: „Hausleute!“ Aber auch darauf erfolgte keine Entgegnung. Er durchschritt den Vorraum, blickte in die leeren Ställchen und betrat die offen stehende Hütte. Ein alter roter Hahn und zwei Hühner gingen, den Hals hin und her bewegend und mit ihren Zehen aufklopfend, auf dem Fußboden und den Bänken hin und her. Als sie den Fremden gewahrten, breiteten sie mit verzweifeltem Gackern die Flügel aus, stießen sich an den Wänden, und eines von ihnen flog auf den Ofen. Das sechs Arschin große Hüttchen war völlig ausgefüllt durch einen Ofen mit zerbrochener Ofenröhre, einen Webstuhl, der ungeachtet der Sommerzeit noch nicht hinausgetragen war, und einen schwarz

gewordenen Tisch mit verbogener und gesprungener Tischplatte. Obgleich es draußen trocken war, stand doch an der Schwelle eine schmutzige Pfütze, die von einem früheren Regen her durch ein Loch in der Decke und im Dach entstanden war. Schlafgerüste gab es nicht. Schwerlich konnte man dies für einen Wohnraum halten einen so entschiedenen Anblick von Verödung und Unordnung bot die Hütte von außen und von innen; gleichwohl wohnte in dieser Hütte Dawidka Bjely mit seiner ganzen Familie. Augenblicklich schlief Dawidka einen festen Schlaf. Er hatte sich trotz der Hitze des Junitages mit dem Kopf in seinen Schafpelz gewickelt und in die Ofenecke verkrochen. Das erschreckte Huhn, das auf den Ofen geflogen war, sich noch nicht von seiner Aufregung erholt hatte und auf dem Rücken Dawidkas hin und her lief, weckte ihn nicht einmal auf.

Da Nechljudow in der Hütte niemand sah, wollte er schon hinausgehen, als ein langgezogener Seufzer den Hausherrn verriet.

„Ei! wer ist denn da?“ rief der gnädige Herr.

Vom Ofen her war noch ein gedehnter Seufzer zu vernehmen.

„Wer da? Kommt doch herunter!“

Noch ein Seufzer, ein Brüllen und ein lautes Gähnen antworteten auf den Anruf des gnädigen Herrn.

„Nun, wo bleibst du denn?“

Auf dem Ofen rührte es sich langsam: es zeigten sich die Schöße eines abgetragenen Schafpelzes; ein großer Fuß ließ sich herab in zerrissenem Bastschuh, dann ein anderer, und endlich zeigte sich die ganze Figur Dawidka Bjelys, der auf dem Ofen saß und sich langsam und unzufrieden mit seiner großen Faust die Augen rieb. Er erhob langsam den Kopf, schaute gähnend in die Hütte, und als er den gnädigen Herrn erblickt hatte, begann er sich ein wenig rascher zu bewegen als vordem, aber gleichwohl noch so langsam, daß Nechljudow es fertigbrachte, dreimal von der Pfütze zum Webstuhl und zurück zu gehen, während Dawidka immer noch vom Ofen herabstieg. Dawidka der Weiße war wirklich weiß: seine Haare, sein Körper, sein Gesicht alles war außerordentlich weiß. Er war von hohem Wuchs und sehr dick, aber so, wie das die Bauern sind, das heißt, nicht dick am Bauch, vielmehr am ganzen Körper. Seine Dicke war aber ganz weich und ungesund. Sein ziemlich hübsches Gesicht mit hellblauen, ruhigen Augen und einem breiten, großen Bart trug

den Stempel der Kränklichkeit. An ihm war weder Bräunung von der Sonne noch Backenröte zu bemerken; es war gleichmäßig von einer ganz blassen, gelblichen Farbe, mit leichtem lilafarbigem Schatten um die Augen, und es sah aus, als sei es völlig von Fett aufgeschwemmt oder aufgeschwollen. Seine Hände waren sehr dick, gelblich wie die Hände Wassersüchtiger und bedeckt mit dünnen weißen Haaren. Er war so verschlafen, daß er durchaus nicht die Augen öffnen konnte und auch nicht zu stehen vermochte, ohne zu wanken und zu gähnen.

„Nun, wie, schämst du dich denn nicht," begann Nechljudow, „am hellen, lichten Tag zu schlafen, wenn du den Hof bauen mußt, weil du kein Brot hast?"

Als Dawidka nur eben vom Schlafe zu sich gekommen war und zu begreifen begann, daß der gnädige Herr vor ihm stehe, faltete er die Hände unter dem Bauch, senkte den Kopf, neigte ihn ein wenig zur Seite und rührte kein Glied mehr. Er schwieg; aber der Ausdruck seines Gesichtes und die Haltung seines ganzen Körpers sagte: Ich weiß, ich weiß; ich muß das nicht zum ersten Male hören. Nun, schlagen Sie mich doch, wenn es so nötig ist, ich werde es schon ertragen. Es schien, als wünschte er, der gnädige Herr möchte aufhören zu sprechen und ihn lieber schlagen, ihn sogar so, daß es weh täte, auf die dicken Backen schlagen, ihn aber nur möglichst bald wieder in Ruhe lassen. Da Nechljudow merkte, daß ihn Dawidka gar nicht verstand, bemühte er sich, durch verschiedene Fragen den Bauern aus seinem ergeben-geduldigen Schweigen aufzurütteln.

„Weshalb hast du mich denn eigentlich um Holz gebeten, da doch solches schon einen ganzen Monat bei dir liegt und die allerfreieste Zeit über so liegt, wie?"

Dawidka schwieg hartnäckig und rührte sich nicht.

„Nun, so antworte doch!"

Dawidka murmelte irgend etwas und zuckte mit seinen weißen Wimpern.

„Man muß aber doch arbeiten, Brüderlein; ohne Arbeit, was wird denn da sein? Siehst du, jetzt hast du kein Brot; aber weshalb das alles? Weil bei dir der Boden schlecht gepflügt ist; ja, gar nicht zum zweiten Male, ja, nicht zur Zeit besät, alles aus Faulheit. Du bittest mich um Brot: nun, nehmen wir an, ich würde dir etwas geben, weil es nicht angeht, daß du Hungers stirbst; ja aber, siehst du, so zu

tun taugt doch nichts. Wessen Brot werde ich dir denn geben? Wessen glaubst du wohl? Antworte doch, wessen Brot werde ich dir geben?“ fragte Nechljudow hartnäckig.

„Herrenbrot …“ murmelte Dawidka, indem er schüchtern und bittend die Augen erhob.

„Aber das Herrenbrot, woher kommt es denn? Urteile doch selber. Wer hat es gepflügt? Wer hat es geeggt? Wer hat es gesät? Wer hat es geerntet? Die Bäuerlein? Ist es so? Du siehst also: wenn man schon den Bauern Herrenbrot austeilen muß, so muß man denen mehr davon zuteilen, die mehr dafür gearbeitet haben; du aber hast weniger als alle andern gearbeitet, über dich beklagt man sich auch beim Dienst für die Herrschaft, weniger als alle andern hast du gearbeitet, und mehr als alle bettelst du um Herrenbrot. Wofür soll man denn dir geben und den andern nicht? Siehst du, wenn alle wie du auf der Seite lägen, so wären wir alle auf der Welt längst schon Hungers gestorben. Man muß sich mühen, Brüderchen, dies aber ist schlecht hörst du, Dawid?“

„Ich höre“, sprach er langsam durch die Zähne.

10.

Um diese Zeit huschte am Fenster der Kopf einer Bauernfrau vorüber, die Leinwand auf einem Tragejoch trug, und einen Augenblick später trat Dawidkas Mutter in die Hütte, ein hochgewachsenes Weib von fünfzig Jahren, sehr frisch und lebhaft. Ihr von Pockennarben und Runzeln durchfurchtes Gesicht war nicht hübsch, aber die gerade, feste Nase, die zusammengepreßten dünnen Lippen und die flinken grauen Augen drückten Verstand und Willenskraft aus. Ihre eckigen Schultern, ihre flache Brust, ihre trockenen Hände und die entwickelten Muskeln an ihren schwarzen nackten Füßen zeugten davon, daß dies Weib längst schon aufgehört hatte, Frau zu sein und nur noch Arbeiter war. Sie kam flink in die Hütte, schloß die Tür, zog ihren Rock zurecht und blickte erzürnt auf den Sohn. Nechljudow wollte ihr irgend etwas sagen, sie wandte sich aber von ihm weg und begann sich zu bekreuzigen nach dem hinter dem Webstuhl hervorschauenden schwarzen hölzernen Heiligen-

bild zu. Als sie damit fertig war, rückte sie das schmutzige karierte Tuch zurecht, mit dem ihr Kopf umwunden war, und verneigte sich tief vor dem gnädigen Herrn.

„Zum Feiertage des Herrn, Euer Erlaucht," sprach sie, „errette dich Gott, du unser Vater …"

Kaum hatte Dawidka die Mutter erblickt, so wurde er merklich verlegen, beugte ein wenig den Rücken und ließ seinen Kopf noch tiefer hängen.

„Danke, Arina!" antwortete Nechljudow. „Siehst du, ich habe eben mit deinem Sohn über eure Wirtschaft gesprochen."

Arina, oder, wie man die Bäuerin schon von ihrer Mädchenzeit an nannte, Arischka Burlak, legte das Kinn auf die Faust der rechten Hand, während der Ellenbogen sich auf die linke Handfläche stützte, und begann, ohne den gnädigen Herrn ausreden zu lassen, so scharf und klangvoll zu sprechen, daß die ganze Hütte erfüllt war von dem Schall ihrer Stimme und es von draußen scheinen konnte, als sprächen plötzlich mehrere Weiberstimmen.

„Wozu denn, du mein Vater, wozu denn mit ihm sprechen! Er kann ja nicht einmal sprechen wie ein Mensch. Er steht ja da … Tölpel!" fuhr sie fort, indem sie mit dem Kopfe verächtlich auf die jämmerliche massige Figur Dawidkas hinwies. „Wie meine Wirtschaft ist, Väterchen, Euer Erlaucht? Wir sind bettelarm! Schlechteres als uns gibt es im ganzen Dorfe bei dir nicht: weder für uns selber noch für den Herrendienst Schmach! Aber alles hat er dahin gebracht! Wir gebaren ihn, nährten ihn, tränkten ihn, wir hofften gar nicht den Burschen zu erwarten. Nun, da haben wir ihn denn erwartet: Brot frißt er, Arbeit aber leistet er wie dieser faulende Holzklotz hier. Er weiß nur auf dem Ofen zu liegen, oder er steht gerade wie jetzt und kratzt sich seinen dummen Schädel", sprach sie, indem sie ihn nachäffte. „Wenn du, Vater, ihn wenigstens durchprügeln würdest! Ich selber bitte schon darum: strafe du ihn um des Herrgotts willen, oder zu den Soldaten mit ihm! Das kommt auf dasselbe heraus. Ich habe mit ihm alle Kräfte verloren das ist es."

„Nun, wie, ist es dir denn nicht sündhaft, Dawidka, deine Mutter soweit zu bringen?" sprach Nechljudow, indem er sich vorwurfsvoll an den Bauern wandte.

Dawidka rührte sich nicht.

„Ja, ein kränklicher Bauer ginge noch an," fuhr Arina fort, mit

derselben Lebhaftigkeit und denselben Bewegungen, „aber da braucht man ja nur auf ihn hinzublicken, er ist ja aufgebläht wie eine Müllersau. Er ist, scheint es, um zu arbeiten ein zu großer Fettkloß! Nein, da wird er auf dem Ofen als Taugenichts zugrunde gehen. Macht er sich hinter etwas, so kann ich es kaum mit ansehen: bis er sich erhebt, bis er sich vorwärts bewegt, bis er etwas anfaßt …“ sprach sie, indem sie die Wörter hinzog und sich ungeschickt mit ihren eckigen Schultern von einer Seite zur anderen drehte. „Gerade heute ist der Greis selber nach Reisig in den Wald gefahren, ich aber habe ihm befohlen, einen Graben zu graben. Damit ist es also wieder nichts, er hat nicht einmal die Schaufel in die Hand genommen.“ (Einen Augenblick schwieg sie.) „Zugrunde gerichtet hat er mich Waise“, kreischte sie plötzlich auf, indem sie die Arme schwang und mit drohender Miene auf den Sohn zuschritt. „Dein glattes Maul, dein nichtsnutziges, verzeih mir Gott!“ (Sie wandte sich verächtlich und dabei verzweifelt von ihm ab.) Sie spuckte aus, drehte sich wiederum dem gnädigen Herrn zu und fuhr fort, mit derselben Lebhaftigkeit und unter Tränen die Arme zu schwingen. „Ich bin ja immer allein, Ernährer! Mein Alter ist ja krank, ja, und auch von ihm hat man nichts, ich aber habe immer alles allein zu tun, ja ganz allein. Ein Stein und der wird noch zerspringen. Wenn ich doch sterben könnte, es wäre mir leichter; es kommt auf dasselbe heraus. Er hat mich zu Tode gequält, der Schuft! Du, unser Vater! Ich habe schon keine Kraft mehr! Unsere Schwiegertochter hat sich zu Tode gearbeitet auch mit mir wird dasselbe sein.“

11.

Wie denn zu Tode gearbeitet?“ fragte ungläubig Nechljudow.

„Vor Überanstrengung ist sie gestorben, Ernährer; so wahr Gott heilig ist, sie hat sich zu Tode gearbeitet. Wir nahmen sie vorvoriges Jahr aus Baburino“, fuhr sie fort, wobei sich plötzlich ihr erzürnter Ausdruck in einen weinerlichen und traurigen verwandelte. „Nun, das Weib war jung, frisch, friedfertig, mein Lieber! Bei ihrem Vater zu Hause als Mädchen hatte sie es gut gehabt, keine Not gesehen, und als sie zu uns kam, als sie erfahren hatte, was unsere Arbeit ist

für den Herrn und zu Hause und überall. Sie, ja, und ich weiter war niemand da. Mir macht das nichts! Ich bin an das alles gewöhnt, sie aber war in Umständen, du mein Vater, ja, Kummer begann sie zu erdulden, sie arbeitete aber über ihre Kräfte nun, und überanstrengte sich, die Liebe. Vergangenen Sommer zur Peter-Pauls-Zeit hat sie auch noch zum Unglück einen Knaben geboren; Brot gab es aber nicht, wir aßen irgend etwas, du mein Vater, die Arbeit war aber eilig, bei ihr ist denn auch die Brust vertrocknet. Das Kindchen war das erste, eine Kuh hatten wir nicht, ja, und unsere Sache ist eine bäuerliche: wie hätten wir schon aus der Flasche nähren können; nun, Weiberdummheit ist bekannt, sie begann damit, sich noch mehr zu grämen. Als aber das Kindchen gestorben war, da hat sie schon aus Gram geheult, geheult, geschrien, geschrien, ja die Not, ja die Arbeit, immer schlechter und schlechter ging es mit ihr: so erschöpfte sie ihre Kraft im Sommer, die Liebe, daß sie am Pokrowtag auch selber starb. Er hat sie zugrunde gerichtet, du, Bestie!“ wandte sie sich von neuem mit verzweifelter Wut an den Sohn. „Um was ich dich bitten wollte, Euer Erlaucht“, fuhr sie fort nach einem kurzen Schweigen, indem sie leiser sprach und sich verneigte.

„Was denn?“ fragte Nechljudow zerstreut, noch ganz aufgeregt von ihrer Erzählung.

„Er ist ja noch ein junger Bauer! Von mir, was kann man da noch für Arbeit erwarten: heute lebe ich, morgen bin ich tot. Warum soll er ohne Frau sein? Er wird dir ja dann kein Bauer sein. Hilf du uns ein wenig, du unser Vater.“

„Das heißt, du willst ihn verheiraten? Wie denn, das ist noch eine Sache!“

„Übe du göttliche Gnade! Ihr seid unser Vater und unsere Mutter!“

Und nachdem sie ihrem Sohn ein Zeichen gegeben hatte, fiel sie mit ihm gemeinsam dem gnädigen Herrn krachend zu Füßen.

„Weshalb fällst du mir denn zu Füßen?“ sprach Nechljudow, indem er sie verdrießlich an den Schultern aufhob, „kann man das denn nicht so sagen? Du weißt, daß ich das nicht liebe. Verheirate deinen Sohn, bitte; ich bin sehr froh, wenn du eine Braut für ihn in Aussicht hast.“

Die Alte erhob sich und begann mit dem Ärmel ihre trockenen Augen zu reiben. Dawidka folgte ihrem Beispiel, und nachdem er

sich mit seiner dicken Faust die Augen gerieben hatte, fuhr er in ganz derselben geduldig ergebenen Haltung fort, zu stehen und zu hören, was Arina sprach.

„Eine Braut ist da, wie sollte es keine geben! Da ist Wassjutka Micheikina, es ist nichts gegen das Mädchen zu sagen; ja, aber ohne deinen Willen wird sie ihn nicht nehmen."

„Ist sie denn nicht einverstanden?"

„Nein, Ernährer, wenn sie nach eigenem Willen gehen darf, nicht."

„Nun, was soll man da machen? Ich kann sie doch nicht zwingen; sucht eine andere, wenn nicht bei euch, so bei Fremden; ich werde sie loskaufen, wenn sie nur aus freiem Willen geht, gewaltsam verheiraten geht nicht an. Es gibt kein solches Gesetz, ja, und das ist auch große Sünde."

„Eeech! Ernährer! Ist das denn möglich, wenn man auf unser Leben blickt, ja, auf unsere Armut, daß sie gern käme? Selbst eine Soldatenfrau, sogar sie wird nicht eine solche Not auf sich nehmen wollen. Welcher Bauer wird denn sein Mädchen zu uns auf den Hof geben? Wir sind ja bettelarm. Eine, wird man sagen, haben sie durch Hunger zum Tode gebracht, so wird es auch der meinigen gehen. Wer wird seine Tochter geben?" fügte sie hinzu, indem sie ungläubig den Kopf schüttelte. „Überlege doch, Euer Erlaucht!"

„Was kann ich dann aber machen?"

„Hilf du uns irgendwie, Vater!" wiederholte mit Überzeugung Arina. „Was sollen wir denn anfangen?"

„Ja, was kann ich denn da helfen? Auch ich kann in diesem Falle nichts für euch tun."

„Wer wird uns denn dann helfen, wenn nicht du?" sprach Arina. Sie hatte den Kopf gesenkt und rang die Hände mit dem Ausdruck ratloser Trauer.

„Ihr habt um Brot gebeten; ich werde also befehlen, euch welches abzulassen", sprach der gnädige Herr nach einigem Schweigen, während Arina seufzte und Dawidka ihrem Beispiel folgte. „Weiter kann ich aber nichts tun."

Nechljudow trat in den Vorraum, Mutter und Sohn folgten unter Verbeugungen dem gnädigen Herrn.

Oh, meine Verwaistheit!“ sprach Arina mit schwerem Seufzer. Sie blieb stehen und schaute zornig auf den Sohn. Dawidka kehrte sich sogleich um, und nachdem er seinen dicken Fuß in dem gewaltigen schmutzigen Bastschuh schwer über die Schwelle gewälzt hatte, verschwand er durch die entgegengesetzte Tür.

„Was soll ich denn mit ihm anfangen, Vater?“ fuhr Arina fort, indem sie sich zum gnädigen Herrn wandte. „Du siehst ja selber, was er für einer ist! Er ist ja kein schlechter Bauer, ein nüchterner und friedfertiger Bauer, er tut keinem kleinen Kinde etwas zuleide es ist Sünde, anders zu sagen; Schlechtes ist gar nichts an ihm, aber Gott allein weiß, was sich mit ihm zutrug, daß er sich selber zu einem Übeltäter wurde. Er ist ja auch selber nicht froh darüber. Glaubst du es wohl, Väterchen, das Herz blutet mir, wenn ich auf ihn schaue, was für eine Qual er auf sich nimmt. Was er auch immer für einer ist, mein Leib hat ihn doch getragen; ich bemitleide ihn, und er tut mir leid! Es ist ja nicht so, als ob er gegen mich oder den Vater oder gegen die Obrigkeit wäre oder auch nur irgend etwas täte; er ist ein furchtsamer Bauer, man möchte sagen, er ist wie ein kleines Kind. Warum soll er Witwer sein? Hilf du uns, Ernährer!“ wiederholte sie, indem sie augenscheinlich den schlechten Eindruck wieder gutmachen wollte, den ihr Schimpfen auf den gnädigen Herrn hervorgerufen haben konnte. „Ich, Väterchen, Euer Erlaucht,“ fuhr sie in zutraulichem Geflüster fort, „ich habe auch so hin und her gedacht: ich kann nicht daraus klug werden, weshalb er so ist. Es ist nicht anders, als ob ihn böse Leute verdorben hätten!“

Sie schwieg ein wenig.

„Wenn man nur einen Menschen finden könnte! Man kann ihn heilen.“

„Was du da für einen Unsinn sprichst, Arina! Wie kann man denn einen Menschen verderben?“

„So sehr kann man jemand verderben, du mein Vater, daß er in Ewigkeit kein Mensch mehr ist! Gibt es wohl wenig schlechte Menschen auf der Welt? Aus Bosheit nimmt einer Erde aus der Fußstapfe oder sonst was … und auf ewig wird er kein Mensch mehr sein. Ist es weit bis zur Sünde? Ich denke nur so bei mir: soll ich nicht zu dem alten Dunduk gehen, der in Worobjewka wohnt? er weiß allerart

Worte, auch die Kräuter kennt er, auch die Besessenheit zu heilen versteht er und vom Kreuz das Wasser herabfallen zu lassen; wird er denn nicht helfen?“ sprach das Weib. „Vielleicht wird er ihn heilen.“

‚So ist sie, die Armut und die Unbildung!‘ dachte der junge gnädige Herr, als er, traurig das Haupt geneigt, mit großen Schritten die Dorfstraße hinabschritt. Was soll ich mit ihm machen? Ihn in dieser Lage lassen ist unmöglich, sowohl für mich wie auch als Beispiel für die anderen und für ihn selber, sprach er bei sich selbst, wobei er diese Gründe an den Fingern herzählte. Ich kann ihn nicht in solcher Lage sehen; aber wodurch soll ich ihn da herausführen? Er zerstört alle meine besten Pläne hinsichtlich meiner Landwirtschaft. Wenn solche Bauern bleiben, werden meine Träume niemals erfüllt werden, dachte er, und er empfand Zorn und Verdruß gegen den Bauern, weil der seine Pläne zerstört habe. Soll ich ihn zur Ansiedlung schicken, wie Jakow sagt, wenn er schon selber nicht will, daß es ihm wohl sei, oder soll ich ihn unter die Soldaten stecken? So soll es werden; dadurch befreie ich mich wenigstens von ihm und erhalte noch einen guten Bauern dafür, überlegte er.

Er dachte mit Vergnügen daran; dabei sagte ihm aber irgendein unklares Bewußtsein, daß er hier nur mit einer Seite seines Verstandes denke und daß da irgend etwas nicht recht sei. Er blieb stehen. Halt, woran denke ich? sprach er zu sich selber. Ja, unter die Soldaten, zur Ansiedlung. Wozu? Er ist ein guter Mensch, besser als viele andere, ja, und woher weiß ich denn … Ihn freilassen? dachte er, wobei er die Frage nicht mehr nur mit einer Seite seines Verstandes erörterte wie vordem. Ungerecht wäre das, ja, und auch unmöglich! Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der ihn sehr erfreute; er lächelte mit dem Ausdruck eines Menschen, der eine schwere Aufgabe gelöst hat. Ihn zu mir auf den Hof nehmen, sagte er sich, selber auf ihn achtgeben und ihn durch Sanftmut und Ermahnungen, durch die Auswahl seiner Beschäftigung an die Arbeit gewöhnen und ihn bessern.

[Illustrationsseite]

Leo N. Tolstoi drei Jahre vor Beginn seiner Erzählung *„Der Morgen eines Gutsbesitzers“* – Daguerreotypie: V. Schenfeldt, 1849 (commons.wikimedia.org)

13.

‚So werde ich es auch machen!' sprach Nechljudow zu sich selber in froher Selbstzufriedenheit; und da er sich erinnerte, daß er noch zu dem reichen Bauern Dutlow gehen müsse, wandte er sich einem hohen und geräumigen Bau mit zwei Schornsteinen zu, der in der Mitte des Dorfes stand. Auf dem Wege dahin begegnete er bei der Nachbarhütte einem hochgewachsenen, einfach gekleideten Weibe von vierzig Jahren, das ihm entgegenkam.

„Zum Feiertag, Väterchen!" sagte, nicht im geringsten schüchtern, das Weib, indem es neben ihm stehen blieb, froh lächelte und sich verneigte.

„Guten Tag, Amme!" antwortete er, „wie geht es dir? Ich gehe gerade zu deinem Nachbar."

„So, Väterchen, Euer Erlaucht. Das ist eine gute Sache. Wie aber, werden Sie nicht auch zu uns kommen? Wie würde sich mein Alter freuen!"

„Natürlich werde ich kommen; wir wollen miteinander plaudern, Amme. Ist das deine Hütte?"

„Gerade diese, Väterchen."

Und die Amme lief voraus. Nechljudow folgte ihr in den Vorraum, setzte sich auf ein Wasserfaß, nahm eine Zigarette heraus und zündete sie an.

„Dort ist es heiß, besser werden wir schon hier sitzen und plaudern", antwortete er auf die Aufforderung der Amme, in die Hütte zu treten. Die Amme war ein noch frisches und hübsches Weib. In den Zügen ihres Gesichtes und besonders in ihren großen schwarzen Augen war eine große Ähnlichkeit mit dem Gesicht des gnädigen Herrn. Sie faltete die Hände unter ihrem Brustlatz, und indem sie keck dem gnädigen Herrn ins Gesicht schaute und unaufhörlich den Kopf bewegte, begann sie mit ihm zu sprechen.

„Was ist denn das, Väterchen, weshalb geruhen Sie zu Dutlow zu gehen?"

„Ja, ich will, daß er bei mir Land pachten soll, dreißig Dessjatinen, und seine eigene Wirtschaft einrichte, ja auch noch, daß er einen Wald mit mir gemeinsam kaufen soll. Geld hat er ja, was soll es denn bei ihm umsonst liegen? Wie denkst du darüber, Amme?"

„Ja, wie denn? Es ist bekannt, Väterchen, die Dutlows sind starke Leute, im ganzen Dorfe beinahe der erste Bauer", antwortete die Amme, ihren Kopf hin und her bewegend. „Vergangenen Sommer hat er einen neuen Bau aus eigenem Holz errichtet, die Herrschaft hat er nicht bemüht. Pferde wird er außer den Füllen, ja, und den Halbgroßen, sechs Dreigespanne zusammenbringen. Sein Vieh aber, Kühe und Schafe, wenn man sie vom Felde treibt, ja, und die Weiber auf die Straße herauskommen, sie einzutreiben, dann drängen sie sich im Tor, daß es eine Not ist; ja, und auch Bienen hat er zweihundert Stöcke, wenn nicht mehr. Ein sehr starker Bauer, und Geld muß er auch haben."

„Aber wie denkst du, hat er viel Geld?" fragte der gnädige Herr.

„Die Leute sagen, natürlich aus Ärger, der Greis habe nicht wenig Geld; nun ja, darüber wird er nicht sprechen, auch den Söhnen eröffnet er das nicht, es muß aber wohl welches da sein. Weshalb sollte er sich nicht mit dem Wald befassen? Er fürchtet wohl, das Gerücht von seinem Gelde zu verbreiten. Er wollte sich auch, es ist fünf Jahre her, mit dem Schkalik, dem Verwalter, mit einem kleinen Anteil an Wiesen beteiligen; ja, der hat ihn aber betrogen, der Schkalik, meine ich, so daß der Greis dreihundert Rubel verlor. Von da an hat er das aufgegeben. Ja, wie soll es ihm denn nicht ordentlich gehen, Väterchen, Euer Erlaucht?" fuhr die Amme fort. „Bei drei Landanteilen leben sie, eine große Familie, alles Arbeiter, ja, und von dem Greis, was ist da Schlechtes zu sagen?, sagt man, er sei der richtige Hauswirt. In allem, was er tut, ist Segen, so daß sogar das Volk sich wundert, sowohl in Hinsicht auf Brot wie Pferde, Vieh und Bienen. Auch mit seinen Kindern hat er Glück. Jetzt hat er alle verheiratet. Vorher hat er aus unserem Dorfe Mädchen genommen, jetzt aber hat er den Iljuschka an eine Freie verheiratet, selber hat er sie losgekauft. Und auch die wurde ein gutes Weib."

„Und leben sie in Eintracht?" fragte der gnädige Herr.

„Wo im Hause ein wirkliches Haupt ist, da wird auch Eintracht sein. Wenn auch bei den Dutlows die Schwiegertöchter, das ist nun einmal so bei Weibern, sich schelten, sich hinter dem Ofen zanken, so leben aber gleichwohl unter dem Greise auch die Söhne in Eintracht."

Die Amme schwieg ein wenig.

„Nun will der Greis seinen ältesten Sohn, Karp, so hört man, zum

Herrn im Hause machen. Alt sei er schon geworden, so sagt er. Meine Sache, spricht er, ist bei den Bienen. Nun, auch Karp ist ein guter Bauer, ein ordentlicher Bauer, aber gleichwohl, gegen den Greis kommt er als Hauswirt nicht auf. Den Verstand hat er schon nicht!“

„So wird vielleicht Karp den Wunsch haben, sich mit Ackerland und Wäldern zu beschäftigen; was meinst du?“ sprach der gnädige Herr, der von der Amme alles herausbekommen wollte, was sie von ihren Nachbarn wußte.

„Wohl kaum, Väterchen“, fuhr die Amme fort; „der Greis hat dem Sohne nichts von seinem Gelde gesagt. Solange er selber lebt, ja, und das Geld bei ihm im Hause ist, so bedeutet das, alles leitet der Verstand des Greises, ja, und sie beschäftigen sich auch mehr mit Fuhrgeschäft.“

„Wird der Greis aber nicht einverstanden sein?“

„Er wird Bedenken haben.“

„Was für Bedenken denn?“

„Ja, Väterchen, wie ist es denn einem Herrschaftsbauern möglich, einzugestehen, daß er Geld hat? Es kann so kommen, er wird alles Geld verlieren. Er hat sich ja schon einmal mit dem Verwalter in Geschäfte eingelassen, ja, und sich geirrt. Wo soll er denn mit ihm prozessieren! So ist denn auch das Geld verloren gegangen: mit dem Gutsbesitzer aber wird man schon überhaupt auf einmal quitt sein.“

„Ja, davor …“, sprach Nechljudow, indem er errötete. „Leb wohl, Amme!“

„Leben Sie wohl, Väterchen, Euer Erlaucht! Wir danken ergebenst.“

14.

‚Soll ich nicht lieber nach Hause gehen?‘ dachte Nechljudow, während er dem Tor der Dutlows zuschritt und irgendeine unbestimmte Betrübnis und ein moralisches Müdesein fühlte.

Da öffnete sich aber gerade vor ihm knarrend das neue Brettertor, und im Tore zeigte sich ein hübscher, rotbäckiger blonder Bursche von achtzehn Jahren in Fuhrmannstracht, der hinter sich ein

Dreigespann starkfüßiger, noch schweißbedeckter, struppiger Pferde führte und, indem er mit kecker Bewegung sein weißblondes Haar zurechtrückte, sich vor dem gnädigen Herrn verneigte.

„Wie, ist der Vater zu Hause, Ilja?" fragte Nechljudow.

„Beim Bienenstand, hinter dem Hofe", antwortete der Bursche, während er die Pferde, eines nach dem anderen, durch das halb geöffnete Tor führte.

‚Nein, ich werde Charakter beweisen, ich werde ihm den Vorschlag machen und tun, was von mir abhängt', dachte Nechljudow, und nachdem er die Pferde vorbeigelassen hatte, betrat er den geräumigen Hof Dutlows. Man sah, daß eben erst Mist aus dem Hofe herausgefahren worden war: die Erde war noch schwarz, feucht, und an manchen Stellen, besonders in den Toren, lagen Spuren davon. Auf dem Hofe und hinter hohen Schirmdächern standen in guter Ordnung viele Karren, Pflüge, Schlitten, Holzstöcke, Kufen und jederart Bauerngut; Tauben flatterten umher und girrten im Schatten unter hohen, festen Dachsparren; es roch nach Mist und Teer. In einer Ecke legten Karp und Ignaz ein neues Kissen auf einen großen, mit Eisen beschlagenen, für ein Dreigespann eingerichteten Wagen. Alle drei Söhne Dutlows hatten fast dasselbe Gesicht. Der jüngste, Ilja, der Nechljudow im Toreingang begegnete, war fast bartlos, kleiner von Wuchs, rotbäckiger und schmucker angezogen als die älteren; der zweite, Ignaz, war etwas höher gewachsen, brünetter, trug ein Stutzbärtchen, und wenn er auch gleichfalls in Stiefeln, Fuhrmannshemd und Lammfellmütze war, so hatte er doch nicht das feiertägliche, sorglose Aussehen wie der jüngere Bruder. Der älteste, Karp, war noch höher von Wuchs, trug Bastschuhe, einen grauen Kaftan und ein Hemd ohne Achselzwickel. Er hatte einen breiten roten Bart und zeigte eine nicht nur ernste, sondern fast finstere Miene.

„Befehlen Sie, nach dem Väterchen zu schicken, Euer Erlaucht?" sprach er, indem er zum gnädigen Herrn heranschritt und sich ungeschickt ein wenig verneigte.

„Nein, ich werde selber zu ihm in den Bienenstand gehen ich will mir seine Einrichtung dort anschauen; ich habe aber mit dir zu sprechen", sagte Nechljudow, während er nach der andern Seite des Hofes schritt, damit Ignaz nicht hören könne, was er mit Karp zu reden beabsichtigte.

Die Selbstsicherheit und ein gewisser Stolz, der in allen Äußerungen dieser beiden Bauern bemerkbar war, und das, was ihm die Amme gesagt hatte, verwirrten den jungen gnädigen Herrn derart, daß ihm der Entschluß schwer fiel, mit ihnen über die beabsichtigte Sache zu sprechen. Er kam sich wie schuldig vor, und es schien ihm leichter, mit dem einen Bruder so zu sprechen, daß der andere es nicht höre. Es schien, als sei Karp darüber erstaunt, daß ihn der gnädige Herr zur Seite führte, er folgte ihm aber.

„Darum handelt es sich," begann Nechljudow stotternd, „ich wollte dich fragen: habt ihr viele Pferde?"

„Fünf Dreigespanne wird man zusammenbringen. Füllen sind gleichfalls da", antwortete Karp ungezwungen, indem er sich den Rücken kratzte.

„Deine Brüder fahren für die Post?"

„Wir fahren für die Post nur mit drei Dreigespannen, sonst ist Iljuschka als Fuhrmann gegangen; er ist eben erst zurückgekehrt."

„Ist denn das auch vorteilhaft? Wieviel verdient ihr damit?"

„Ja, was für ein Verdienst denn, Euer Erlaucht? Wenigstens füttern wir uns und die Pferde auch, dafür sei Gott gedankt."

„Weshalb beschäftigt ihr euch denn dann nicht mit irgend etwas anderem? Ihr könntet ja Wälder kaufen oder Land pachten."

„Es ist natürlich, Euer Erlaucht; Land pachten kann man, wenn irgendwo welches zur Hand wäre."

„Siehst du, das ist es, was ich euch vorschlagen will: Warum wollt ihr euch mit Fuhrgeschäft abgeben, um euch nur zu nähren? Pachtet lieber dreißig Dessjatinen Land bei mir. Den ganzen Streifen, der hinter den Sapows liegt, werde ich euch abgeben, ja, und führt eure eigene große Wirtschaft!"

Und Nechljudow, begeistert von seinem Plan eines Pachtgutes, den er mehr als einmal selber für sich wiederholt und überdacht hatte, begann, schon nicht mehr stotternd, dem Bauern seinen Vorschlag hinsichtlich dieses Pachtgutes auseinanderzusetzen. Karp lauschte sehr aufmerksam den Worten des gnädigen Herrn.

„Wir sind sehr zufrieden mit Euer Gnaden", sprach er, als Nechljudow verstummt war und eine Antwort erwartend ihn anschaute. „Es ist bekannt, daß dabei nichts Schlechtes ist. Mit der Erde sich zu beschäftigen, ist für den Bauern besser, als mit der Knute zu fahren. Zu fremden Leuten zu gehen, jeder Art Volk zu sehen dabei wird

unser Bruder verwöhnt. Die allerbeste Sache ist es, daß der Bauer sich mit der Erde beschäftigen muß."

„Wie denkst du also?"

„Solange das Väterchen am Leben ist, was kann ich da denken, Euer Erlaucht? Dafür ist sein Wille da."

„So geleite mich denn zum Bienenstand, ich werde mit ihm sprechen."

„Bemühen Sie sich hierher!" sprach Karp, indem er sich langsam zum hinteren Schuppen bewegte. Er öffnete die niedrige Pforte, die in den Bienenstand führte, ließ den gnädigen Herrn ein, schloß sie, ging dann zu Ignaz und machte sich wiederum schweigend an die unterbrochene Arbeit.

15.

Nechljudow schritt gebückt durch die niedrige Pforte unter dem schattigen Schirmdach hervor zu dem hinter dem Hofe befindlichen Bienenstand. Der mäßig große Raum, umgeben von Stroh und einem Zaun, durch den das Licht schimmerte und in dem in symmetrischer Ordnung mit Brettabfällen bedeckte Bienenstöcke standen, um die goldfarbige Bienen summend schwärmten, war ganz überströmt von den heißen, leuchtenden Strahlen der Junisonne. Von der Pforte aus führte ein gestampfter kleiner Pfad nach der Mitte, zu einem hölzernen Kreuz mit einem auf ihm stehenden metallenen Heiligenbild, das grell in der Sonne leuchtete. Einige junge Linden, die stattlichen Wuchses ihre krausen Wipfel über das Strohdach des Nachbarhofes erhoben hatten, bewegten kaum hörbar, unter dem Summen der Bienen, ihre dunkelgrünen frischen Blätter. Alle Schatten von dem gedeckten Zaun, von den Linden und den mit Brettern bedeckten Bienenständen fielen schwarz und kurz auf das niedrige krause Gras, das zwischen den Bienenstücken kümmerlich gedieh. Eine gebeugte, nicht große Greisengestalt, mit in der Sonne glänzendem weißem Haupte und einer Glatze zeigte sich bei der Tür einer aus Balken gezimmerten, mit frischem Stroh bedeckten und mit Moos ausgelegten Hütte, die zwischen den Linden stand. Als der Greis das Knarren der Tür hörte, ging er dem gnädigen Herrn entgegen, wobei er sich mit den Schößen seines Hemdes das schwitzen-

de, gebräunte Gesicht abtrocknete und sanft und freudig lächelte.

Im Bienenstand war es so gemütlich, froh, still, sonnenhell, die Gestalt des grauhaarigen alten Männchens mit den vielen strahlenförmigen Runzeln um die Augen, der, die nackten Füße in eine Art weiter Schuhe gesteckt, watschelnd und gutmütig selbstzufrieden lächelnd den gnädigen Herrn in seinen ausschließlichen Besitztümern begrüßte, war so aufrichtig freundlich, daß Nechljudow augenblicklich die schweren Eindrücke des heutigen Morgens vergaß und ihm sein Lieblingsgedanke lebhaft vor die Augen trat. Er sah bereits alle seine Bauern ebenso reich und gutmütig, wie der Greis Dutlow war, und alle lächelten ihm freundlich und freudig zu, weil sie ihm allein ihren Reichtum und ihr Glück verdankten.

„Würden Sie nicht ein Netz befehlen, Euer Erlaucht? Jetzt ist die Biene böse, sie sticht", sprach der Greis, wobei er einen nach Honig riechenden schmutzigen Leinwandsack, der an eine Rute genäht war, vom Zaune nahm und ihn dem gnädigen Herrn anbot. „Mich kennt die Biene, mich sticht sie nicht", fügte er mit sanftem Lächeln hinzu, das fast gar nicht von seinem hübschen, gebräunten Gesicht wich.

„So ist es auch für mich nicht nötig. Wie, schwärmt sie schon?" sprach Nechljudow, und ohne selber zu wissen, weshalb, lächelte auch er.

„Ja, sie schwärmt, Väterchen, Dmitri Nikolajewitsch," antwortete der Greis, indem er eine ganz besondere Freundlichkeit ausdrückte in dieser Benennung des gnädigen Herrn nach Namen und Vatersnamen, „nur eben, eben erst hat sie damit begonnen. Dies Jahr war das Frühjahr kalt, geruhen Sie zu wissen."

„Ich habe aber in einem Buch gelesen," begann Nechljudow, indem er sich der Bienen erwehrte, die sich in seine Haare verkrochen und ihm grade unter der Nase summten, „daß, wenn die Wabe gerade steht an den dünnen Stangen, dann die Biene früher schwärmt. Darum macht man auch solche Bienenstöcke aus Brettern ... mit Querhölzern …"

„Geruhen Sie nicht die Bienen abzuwehren, das macht es schlimmer", sprach das alte Männchen; „oder befehlen Sie nicht doch, Ihnen das Netz zu geben?"

Nechljudow war es unbehaglich, aber aus irgendeiner kindlichen Selbstliebe wollte er das nicht eingestehen; er schlug noch ein-

mal das Netz aus und fuhr fort, dem alten Männchen von der Einrichtung der Bienenstöcke zu erzählen, von der er im *Maison rustique* gelesen hatte und bei der seiner Meinung nach die Biene öfters zweimal schwärmen mußte. Eine Biene stach ihn aber in den Hals, und er verlor den Faden und begann zu stottern inmitten der Erörterung.

„Das ist richtig, Väterchen, Dmitri Nikolajewitsch," sprach der Greis, indem er mit väterlicher Protektion auf den gnädigen Herrn schaute, „genau so schreibt man im Buch. Ja, vielleicht ist das so … schlecht geschrieben, daß man es, so heißt das wohl, machen soll, wie wir schreiben, und wir lachen dann später darüber. Auch das kommt vor! Wie kann man aber die Biene lehren, woran sie ihre Wabe befestigen soll! Sie macht es so, wie es ihr im Stocke paßt, bald quer, bald gerade. Geruhen Sie hier zuzuschauen", fügte er hinzu, indem er einen von den nächsten Stöcken aufmachte und in die Öffnung schaute, die in der Richtung der krummen Waben mit lärmenden und kriechenden Bienen bedeckt war. „Sehen Sie, das sind junge Bienen; sie sehen, daß die Königin über ihnen sitzt; so führen sie die Wabe gerade aus oder schräg, wie es ihnen im Bienenstock besser paßt", sprach der Greis, der sich augenscheinlich an seinem Lieblingsgegenstand begeisterte und die Lage des gnädigen Herrn gar nicht bemerkte. „Sehen Sie, heute geht sie in Höschen, heute ist ein warmer Tag, alles kann man sehen", fügte er hinzu, indem er den Bienenstock wieder zustopfte und mit einem Tuch die kriechenden Bienen andrückte und dann mit seiner rauhen Handfläche einige Bienen von seinem runzligen Nacken wegschob. Die Bienen stachen ihn nicht, dafür konnte aber Nechljudow schon kaum mehr den Wunsch unterdrücken, aus dem Bienenstand davonzulaufen. Die Bienen hatten ihn an drei Stellen gestochen und summten von allen Seiten um seinen Kopf und seinen Hals.

„Hast du denn viele Stöcke?" fragte er, während er zur Pforte zurückwich.

„Was Gott gab," antwortete lächelnd Dutlow, „zählen soll man nicht, Väterchen, die Bienen lieben das nicht. Sehen Sie, Euer Erlaucht, ich wollte Euer Gnaden bitten," fuhr er fort, auf die schmalen Bienenstöcke hinweisend, die beim Zaune standen, „wegen Ossip, dem Mann Ihrer Amme; wenn Sie ihm nur sagten: es sei nicht schön, sich so schlecht zu seinem Dorfnachbar zu benehmen."

„Wie denn das? Au, sie stechen doch!" antwortete der gnädige

Herr, der schon die Klinke der Pforte erfaßt hatte.

„Ja, sehen Sie, es gibt kein Jahr, wo er nicht seine Bienen auf meine jungen Bienen losläßt. Sie sollen sich erholen; die fremden Bienen ziehen aber bei ihnen die Wabe heraus, ja, und das verdirbt den ganzen Bienenstock", sprach der Greis, ohne die Grimassen des gnädigen Herrn zu bemerken.

„Schön, nachher, sogleich …" murmelte Nechljudow, und außerstande, weiter auszuhalten, und mit beiden Händen abwehrend, lief er im Trab durch die Pforte hinaus.

„Man muß mit Erde reiben. Das macht nichts", meinte der Greis, als er hinter dem gnädigen Herrn her den Hof betrat. Der rieb mit Erde die Stellen, wo er gestochen worden war; errötend schaute er sich dabei rasch nach Karp und Ignaz um, die gar nicht auf ihn hinsahen, und verzog zornig sein Gesicht.

16.

Worum ich hinsichtlich meiner Kinder Euer Erlaucht bitten wollte …" sprach der Greis, wobei er entweder so tat, als ob er die drohende Miene des gnädigen Herrn gar nicht wahrnehme, oder sie tatsächlich nicht bemerkte.

„Worum denn?"

„Ja, sehen Sie, mit den Pferdchen sind wir, Gott sei Dank, in der Reihe, auch einen Knecht haben wir, so daß der Herrendienst von uns nicht versäumt wird."

„Was denn dann?"

„Wenn Euer Erlaucht meine Kinder gegen Pachtzins frei lassen würde, so würden Iljuschka und Ignaz mit drei Dreigespannen für den ganzen Sommer fahren gehen; vielleicht, daß sie dann auch etwas erarbeiten würden."

„Wohin werden sie denn gehen?"

„Ja, wie es gerade kommt", mischte sich Iljuschka ein, der währenddessen die Pferde unter dem Schirmdach festgebunden hatte und zum Vater getreten war. „Die Kadminskischen Burschen sind mit acht Dreigespannen, so sagt man, nach Romen gefahren, haben sich selbst ernährt, ja, und bis zu drei Zehnrubelscheinen für jedes

Dreigespann nach Hause gebracht; sonst aber auch nach Odest, man sagt, dort ist das Futter billiger."

„Siehst du, gerade darüber wollte ich auch mit dir sprechen", bemerkte der gnädige Herr, indem er sich an den Greis wandte und ihn möglichst geschickt auf das Gespräch über den Pachthof bringen wollte. „Sag mir bitte, ist es vorteilhafter, Fuhrgeschäft zu betreiben, als sich zu Hause mit Ackerbau zu beschäftigen?"

„Was heißt vorteilhafter, Euer Erlaucht!" mischte sich wiederum Ilja ein, indem er keck sein Haar zurückwarf. „Zu Hause ist ja nicht einmal Futter für die Pferde da!"

„Nun, wieviel erarbeitest du denn im Sommer?"

„Ja, sehen Sie, vom Frühjahr an, obwohl das Futter teuer war, fuhr ich mit Waren nach Kiew, von Kursk wiederum bis Moskau fuhr ich Graupen, so daß wir uns selber nährten und die Pferde satt waren, ja, und fünfzehn Rubel Geld habe ich mitgebracht."

„Es ist kein Unglück, sich mit einem ehrlichen Gewerbe zu beschäftigen, was es auch sei", sprach der gnädige Herr, indem er sich von neuem an den Greis wandte; „mir scheint aber, daß man eine andere Beschäftigung finden könnte; ja, und die Arbeit ist auch so, daß der junge Bursche überall hinfährt, jederart Volk sieht, verwöhnt werden kann", fügte er hinzu, die Worte Karps wiederholend.

„Womit soll sich denn unser Bruder, der Bauer, beschäftigen, wenn nicht mit Fuhrgeschäft?" entgegnete der Greis mit seinem sanften Lächeln. „Fährst du gut, so bist du selber satt, und die Pferde sind gesättigt; was aber das Verwöhnen anbetrifft, so fahren sie bei mir, Gott sei Dank, nicht das erste Jahr; ich selber bin auch gefahren, und Schlechtes habe ich von niemand gesehen, sondern nur Gutes."

„Ist es denn zu wenig, womit ihr euch zu Hause beschäftigen könntet: mit Äckern, mit Wiesen …"

„Wie kann man das denn, Euer Erlaucht?" mischte sich Iljuschka mit Begeisterung ein. „Wir sind schon damit auf die Welt gekommen, alle diese Ordnungen sind uns bekannt, eine uns genehme Sache; die allerliebste Sache, Euer Erlaucht, ist es für unsereinen, Lasten zu fahren."

„Wie aber, Euer Erlaucht, wir bitten um die Ehre, wollen Sie nicht in die Stube eintreten? In unserem neuen Hause sind Sie noch gar nicht gewesen", sagte der Greis, indem er sich tief verneigte und

dem Sohn winkte. Iljuschka lief im Trab in die Hütte, ihm folgte zugleich mit dem Greis auch Nechljudow.

17.

Als er in die Hütte trat, verneigte sich der Greis nochmals, fegte mit seinem Rockschoß von der vorderen Ecke der Bank den Staub ab und fragte lächelnd:

„Was soll ich Ihnen anbieten. Euer Erlaucht?"

Die Hütte war geräumig, sie hatte einen Schornstein, Schlafgerüste und Schlafbänke. Die frischen Espenstämme, zwischen denen kaum verwelktes Moos herausschaute, waren noch nicht schwarz geworden; die neuen Bänke und Schlafstätten waren noch nicht glatt, und der Boden war noch nicht festgetreten. Ein junges, hageres Bauernweib mit länglichem, nachdenklichem Gesicht, die Frau Iljas, saß auf einer Pritsche und schaukelte mit dem Fuß eine Wiege, die an einer langen Stange an der Decke befestigt war. In der Wiege schlief kaum merklich atmend und die Äuglein geschlossen, lang ausgestreckt ein Brustkind; ein anderes, stämmiges, rotbäckiges Weib, Karps Frau, die Ärmel aufgeschlagen an ihren bis zum Ellenbogen gebräunten Armen, schnitt Zwiebeln in einer hölzernen Schüssel. Ein drittes, pockennarbiges, schwangeres Weib, das sich ihren Ärmel vor das Gesicht hielt, stand beim Ofen. In der Hütte war es außer von der Sommerhitze auch noch heiß vom Ofen, und es roch stark nach eben erst ausgebackenem Brot. Von der Schlafstätte her schauten neugierig auf den gnädigen Herrn die blonden Köpfchen von zwei Burschen und einem Mädchen herab, die in Erwartung des Mittagessens da hinaufgeklettert waren.

Nechljudow tat es gut, diesen Wohlstand zu sehen, und dabei war es ihm doch aus irgendeinem Grunde peinlich vor den Weibern und Kindern, die alle auf ihn hinschauten. Er setzte sich errötend auf die Bank.

„Gib mir ein Stückchen heißes Brot, ich liebe es …" sprach er und errötete noch mehr.

Karps Frau schnitt ein großes Stück Brot ab und reichte es auf einem Teller dem gnädigen Herrn. Nechljudow schwieg und wußte

nicht, was er sagen sollte; die Weiber schwiegen ebenfalls; der Greis lächelte freundlich.

‚Weshalb schäme ich mich denn eigentlich? Gleich als ob ich in irgend etwas schuldig wäre?' dachte Nechljudow. ‚Weshalb soll ich denn nicht den Vorschlag wegen des Pachthofes machen? Was für eine Dummheit!' Aber gleichwohl schwieg er immer noch.

„Wie denn, Väterchen, Dmitri Nikolajewitsch, wie werden Sie hinsichtlich der Kinder befehlen?" fragte der Greis.

„Ja, ich würde dir raten, sie überhaupt nicht ziehen zu lassen, ihnen vielmehr hier Arbeit zu suchen", sagte plötzlich Nechljudow, Mut fassend. „Ich, weißt du, was ich mir für dich ausdachte: Kaufe du mit mir zur Hälfte einen Wald im Staatsforst, ja, und auch noch Land …"

„Wie denn, Euer Erlaucht, mit welchem Gelde sollen wir denn kaufen?" unterbrach der Greis den gnädigen Herrn.

„Ja, siehst du, einen nicht eben großen Wald, für zweihundert Rubel …" bemerkte Nechljudow.

Der Greis lächelte grimmig.

„Schön, wenn Geld da wäre, weshalb nicht kaufen?" sagte er.

„Hast du denn dieses Geld schon nicht mehr?" fragte vorwurfsvoll der gnädige Herr.

„Ach, Väterchen, Euer Erlaucht!" antwortete mit kummervoller Stimme der Greis, indem er zur Tür schaute, „wenn es nur für die Familie ausreichte, so denken wir gar nicht daran, Wald zu kaufen."

„Ja, aber du hast ja doch Geld; was soll es denn so liegen?"

Der Greis kam plötzlich in heftige Erregung, seine Augen funkelten, seine Schultern begannen zu zittern.

„Vielleicht haben böse Leute das von mir gesagt", begann er mit zitternder Stimme. „So, glauben Sie Gott," sprach er, indem er sich mehr und mehr erregte und die Augen auf das Heiligenbild richtete, „mögen jetzt gleich meine Augen platzen, möge ich auf der Stelle in die Erde versinken, wenn ich etwas habe außer den fünfzehn Rubeln, die Iljuschka brachte, und dann muß man doch Kopfsteuer zahlen. Sie selber geruhen zu wissen, eine Hütte haben wir gebaut …"

„Nun schön, schön!" sprach der gnädige Herr, indem er sich von der Bank erhob. „Lebt wohl, Wirte!"

18.

‚Mein Gott! Mein Gott!' dachte Nechljudow, während er mit großen Schritten durch die schattigen Alleen des verwilderten Gartens seinem Hause zueilte und zerstreut Blätter und Zweige abbrach, die ihm unterwegs gerade unter die Hand kamen. ‚Waren denn wirklich alle meine Gedanken über den Zweck und die Verpflichtungen meines Lebens Unsinn? Weshalb ist es mir denn so schwer, so kummervoll zumute, gleich als ob ich mit mir unzufrieden sei, während ich mir doch vorstellte, daß ich, einmal auf diesem Wege, beständig jene Fülle des sittlich befriedigten Gefühles empfinden werde, die ich zu der Zeit empfand, als mir zum ersten Male diese Gedanken kamen.' Und er versetzte sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Klarheit in der Vorstellung um ein Jahr zurück, in eben jenen glücklichen Augenblick.

Früh am Morgen war er aufgestanden, vor allen anderen im Hause. Und qualvoll erregt von einem geheimnisvollen, nicht mit Worten zu nennenden Drängen seiner Jugend, war er ohne Ziel in den Garten gegangen, von dort in den Wald, und inmitten der maienhaften, starken, saftigen, aber ruhigen Natur schweifte er lange umher, allein, ohne irgendwelchen Gedanken, und er litt dabei an dem Übermaß eines Gefühls, für das er keinen Ausdruck zu finden vermochte. Bald wies ihm seine junge Vorstellungskraft im vollen Glanze des noch Unbekannten das wollüstige Bild des Weibes, und es schien ihm: Das ist es, das Verlangen, das ich nicht deuten kann! Aber irgendein anderes höchstes Gefühl sprach: Das ist es nicht! und zwang ihn, weiterzusuchen. Bald erhob sich sein unerfahrener, feuriger Geist höher und höher in die Sphären des Wesenlosen und eröffnete ihm, so kam es ihm vor, neue Gesetze des Seins. Und er verharrte in feurigem Entzücken bei diesen Gedanken. Wiederum aber sprach das höchste Gefühl: Das ist es nicht! Und wiederum zwang es ihn, zu suchen und unruhig zu sein. Ohne Gedanken und ohne Wünsche, wie es immer so ist nach übergroßer Anstrengung, legte er sich endlich auf den Rücken unter einen Baum und blickte auf die durchsichtigen Morgenwölkchen, die über ihm herliefen am tiefen, unendlichen Himmel. Plötzlich, ohne jede Ursache, traten ihm Tränen in die Augen und, Gott weiß auf welchem Wege, kam ihm ein klarer Gedanke und erfüllte seine ganze Seele, und er hielt sich mit

Entzücken fest an ihm: der Gedanke, daß die Liebe und das Gute die Wahrheit ist und das Glück, und die einzige Wahrheit und das einzig mögliche Glück auf der Welt. Das höchste Gefühl sprach diesmal nicht mehr: Das ist es nicht! Er erhob sich und begann seinen Gedanken zu prüfen: ‚Das ist es, das ist es!' sprach er zu sich selber mit Begeisterung, indem er alle seine früheren Überzeugungen, alle ihm gewordenen Offenbarungen des Lebens auf diese neu entdeckte, wie es ihm schien, völlig neue Wahrheit hin prüfte. ‚Was für eine Dummheit war doch alles, was ich wußte, woran ich glaubte und was ich liebte!' sprach er zu sich selber. ‚Die Liebe, die Aufopferung das ist das einzig wahre, vom Zufall unabhängige Glück!' wiederholte er, und er lachte dabei und vermochte sich nicht ruhig zu halten. Indem er diesen Gedanken an allen Offenbarungen des Lebens nachprüfte und ihm eine Bestätigung fand sowohl im Leben wie in jener inneren Stimme, die ihm gesagt hatte, daß dies es sei, erlebte er ein neues Gefühl freudiger Erregung und Entzückung. ‚Also muß ich das Gute tun, um glücklich zu sein', dachte er, und seine ganze Zukunft trat lebhaft vor ihn hin, schon nicht mehr nur in Gedanken, vielmehr in Bildern. Die wiesen ihm ein Leben als Gutsherr.

Er sah vor sich ein gewaltiges Arbeitsfeld für ein ganzes Leben, das er dem Guten widmete und in dem er folglich glücklich sein werde. Er braucht sich nicht eine Sphäre der Tätigkeit auszusuchen: sie liegt bereit, er hat eine unmittelbare Verpflichtung, er hat Bauern … Und was für eine erfreuliche und dankbare Tätigkeit stellt sich ihm vor: ‚Einzuwirken auf diese einfache, empfängliche, unverdorbene Volksklasse, sie von der Armut zu befreien, ihnen Wohlstand zu geben, ihnen die Bildung zu übermitteln, die ich selber durch Glücksfall genieße, sie von ihren Lastern zu heilen, die geboren sind aus Unbildung und Aberglauben; ihre Sittlichkeit zu entwickeln, sie das Gute lieben zu lehren … Was für eine glänzende, glückliche Zukunft! Und für dies alles werde ich, der ich dies für mein eigenes Glück tun werde, mich an ihrer Dankbarkeit erquicken, werde ich sehen, wie ich mit jedem Tag weiter und weiter gehen werde, dem erstrebten Ziele zu. Eine wundervolle Zukunft! Wie konnte ich das denn nicht vorher sehen?'

‚Und außerdem', dachte er zu jener Zeit, ‚was hindert mich denn daran, selber glücklich zu sein in der Liebe zu einem Weibe, im Glück des Familienlebens? Und seine junge Phantasie zeichnete ihm

eine noch bezauberndere Zukunft. Ich und meine Frau, die ich so liebe, wie noch niemand irgendwen auf der Welt liebte, wir werden immer leben inmitten dieser ruhigen, poetischen, ländlichen Natur, mit den Kindern, vielleicht mit der alten Tante; wir haben unsere Liebe zueinander, die Liebe zu den Kindern, und wir beide wissen, daß unsere Berufung das Gute ist. Wir werden einander beistehen im Streben nach diesem Ziele. Ich treffe die allgemeinen Anordnungen, gebe allgemeine, gerechte Hilfen, führe das Pachtgut ein, Sparkassen, Werkstätten; sie aber, mit ihrem hübschen Köpfchen, in einfachem weißem Kleide, es leicht aufhebend über ihren wohlgestalteten Füßchen, geht durch den Schmutz in die Bauernstube, ins Lazarett, zu dem unglücklichen Bauern, der eigentlich keine Hilfe verdient, überall tröstet sie, hilft sie … Die Kinder, Greise, Weiber vergöttern sie und blicken auf sie wie auf einen Engel, wie auf die Vorsehung. Dann kehrt sie zurück und verheimlicht mir, daß sie zum unglücklichen Bauern ging und ihm Geld gab, ich aber weiß es und umarme sie fest und küsse fest und zärtlich ihre reizenden Augen, ihre schamhaft errötenden Wangen und lachenden roten Lippen …'

19.

‚Wo sind diese Träume?' dachte jetzt der Jüngling, als er nach seinen Besuchen dem Hause zuschritt. ‚Es ist nun schon mehr als ein Jahr her, daß ich Glück suche auf diesem Wege, und was habe ich denn gefunden? Freilich, bisweilen fühlte ich, daß ich mit mir zufrieden sein könne, das ist aber so eine trockene, vernünftige Zufriedenheit. Ja und nein, ich bin einfach unzufrieden, weil ich hier kein Glück kenne, das Glück aber ersehne, leidenschaftlich ersehne. Ich habe noch keine Genüsse der Welt erlebt, und schon habe ich mich von allem losgerissen, was sie gewährt. Weshalb? Wofür? Wem ward es dadurch leichter? Die Wahrheit schrieb mein Tantchen, als sie meinte, daß es leichter sei, für sich selber Glück zu finden, als es anderen zu geben. Sind denn meine Bauern etwa reicher geworden? Haben sie sich gebildet oder sittlich entwickelt? Nicht im geringsten! Mit ihnen wurde nichts besser, mir aber wird es mit jedem Tage schwerer. Wenn ich wenigstens einen Erfolg in meinem Unterneh-

men erschaut, wenn ich Dankbarkeit gesehen hätte! … Aber nein, ich sehe verlogene Gewohnheit, Laster, Mißtrauen, Hilflosigkeit! Ich verbrauche umsonst die besten Jahre meines Lebens', dachte er, und ihm kam es irgendwie in Erinnerung, daß ihn die Nachbarn, wie er von seiner Wärterin gehört hatte, Grünspecht nannten, daß bei ihm im Kontor schon gar kein Geld mehr geblieben war, daß die von ihm ausgedachte neue Dreschmaschine zum allgemeinen Gelächter der Bauern nur gepfiffen, aber nicht gedroschen habe, als man sie zum ersten Male vor zahlreichem Publikum auf der Dreschtenne in Gang gesetzt hatte; daß man jeden Tag die Ankunft des Kreisrichters erwarten müsse zur Aufnahme des Gutes, da er den Zinszahlungstermin versäumt hatte, indem er sich von verschiedenen wirtschaftlichen Unternehmungen hatte fortreißen lassen. Und plötzlich trat ihm ebenso lebhaft wie vorher sein ländlicher Spaziergang im Walde und der Gedanke an das Gutsbesitzerleben, sein Moskauer Studentenzimmerchen vor den inneren Blick, wie er da spät in der Nacht saß bei einer Kerze mit seinem Kameraden und vergötterten sechzehnjährigen Freund. Sie hatten ununterbrochen fünf Stunden gelesen und wiederholten irgendwelche langweilige Paragraphen des bürgerlichen Rechts, und nachdem sie sie beendet hatten, hatten sie nach Abendessen geschickt, zu einer Flasche Sekt Geld zusammengelegt und von der Zukunft gesprochen, die sie erwarte. Wie völlig anders hatte sich der junge Student seine Zukunft vorgestellt! Damals war die Zukunft voll von Entzückungen, mannigfaltiger Tätigkeit, Glanz der Erfolge, und führte sie beide, wie es ihnen schien, zweifellos zum besten Gute der Welt zum Ruhm.

‚Er schreitet schon und schreitet rasch auf diesem Pfade' dachte Nechljudow von seinem Freunde, ‚aber ich …'

Währenddessen war er zum Eingang des Hauses gelangt, wo zehn Bauern und Hofleibeigene standen, die mit verschiedenen Bitten den gnädigen Herrn erwartet hatten, und von Träumen mußte er sich der Wirklichkeit zuwenden.

Da war das abgerissene, zerzauste und blutende Bauernweib, das sich weinend beklagte über ihren Schwiegervater, der sie töten wolle. Da waren zwei Brüder, die schon vor Jahresfrist ihren Bauernhof unter sich geteilt hatten und nun mit mißtrauischer Wut aufeinander blickten. Da war auch der unrasierte, ergraute Hofleibeigene mit vor Trunkenheit zitternden Händen, den sein eigener

Sohn, der Gärtner, zum gnädigen Herrn führte, um Klage zu führen über des Vaters haltloses Betragen. Da war der Bauer, der sein Weib aus dem Hause gejagt hatte, weil sie das ganze Frühjahr über nicht gearbeitet hatte. Und da war auch jenes kranke Weib selber: schluchzend und ohne ein Wort zu äußern saß sie auf dem Grase beim Eingang des Hauses und ließ ihr entzündetes, nachlässig mit irgendeinem schmutzigen Lappen verbundenes geschwollenes Bein sehen. Nechljudow hörte alle Bitten und Beschwerden an, riet den einen, versöhnte die anderen, versprach dem Dritten und empfand bei alledem ein seltsames Gefühl, das gemischt war aus Müdigkeit, Scham, Machtlosigkeit und Reue, und ging in sein Zimmer.

20.

In dem mäßig großen Zimmer, das Nechljudow bewohnte, stand ein altes, mit kupfernen Nägeln beschlagenes Ledersofa, einige ebensolche Sessel, ein aufgeschlagener altertümlicher Bostontisch mit Inkrustationen, Vertiefungen und mit einem kupfernen Beschlag, auf dem Papiere lagen, und ein altes, gelbliches, geöffnetes englisches Klavier mit abgegriffenen, krumm gewordenen, schmalen Tasten. Zwischen den Fenstern hing ein großer Spiegel in einem alten, vergoldeten, geschnitzten Rahmen. Auf dem Boden neben dem Tisch lagen Haufen von Papieren, Büchern und Rechnungen, überhaupt hatte das ganze Zimmer ein charakterloses und unordentliches Aussehen; und diese lebendige Unordnung stand in scharfem Gegensatz zu der gezierten, altmodisch herrschaftlichen Einrichtung der übrigen Zimmer des großen Hauses. Als Nechljudow das Zimmer betrat, warf er zornig seinen Hut auf den Tisch, setzte sich auf den Stuhl, der vor dem Klavier stand, legte die Beine übereinander und ließ den Kopf hängen.

„Nun, werden Sie frühstücken, Euer Erlaucht? sagte, eben hereintretend, eine hohe, magere, rüstige Greisin, die ein Zitzkleid und eine Haube trug und ein großes Tuch umhatte.

Nechljudow sah sich nach ihr um und schwieg ein wenig, als ob er sich besinne.

„Nein, ich habe keine Lust, Wärterin“, sagte er und versank von neuem in Gedanken.

Die Wärterin schüttelte mißmutig den Kopf und seufzte.

„Ach, Väterchen, Dmitri Nikolajewitsch, was grämen Sie sich? Es gibt größeren Kummer als das, alles wird vorübergehen, bei Gott …“

„Ja, und ich gräme mich doch gar nicht. Woraus schlossest du das denn, Mütterchen, Malanja Phinogenowna?“ antwortete Nechljudow, und er bemühte sich zu lachen.

„Ja, wie sollten Sie nicht traurig sein? Sehe ich es denn nicht selber?“ begann die Wärterin mit Eifer. „Tag für Tag mutterseelenallein, und alles nehmen Sie sich so zu Herzen, zu allen gehen Sie selber! Schon haben Sie fast ganz aufgehört zu essen. Ist das Vernunft? Wenn Sie wenigstens in die Stadt fahren würden oder zu den Nachbarn! … Ihre Jahre sind junge Jahre! Und so über alles sich grämen! Du verzeihst mir, Väterchen, aber ich setze mich“, fuhr die Wärterin fort, indem sie sich neben der Tür niederließ. „Siehst du, du hast eine solche Nachsicht an den Tag gelegt, daß schon niemand mehr dich fürchtet. Ist das gehandelt wie ein Herr? Da ist auch gar nichts Gutes daran. Nur dich selber richtest du zugrunde, ja, und das Volk verwöhnst du nur. Du weißt ja, unser Volk ist so. Es empfindet das nicht. So ist es nun einmal. Wenn du zur Tante fahren würdest sie hat die Wahrheit geschrieben …“ So beriet ihn die Wärterin.

Nechljudow wurde es immer trauriger zumute. Seine rechte Hand, die sich auf sein Knie stützte, berührte schlaff die Tasten. Es erklang ein Akkord, ein zweiter, ein dritter … Nechljudow rückte näher heran, nahm seine andere Hand aus der Tasche und begann zu spielen. Die Akkorde, die er griff, waren bisweilen nicht vorbereitet, sogar nicht einmal durchaus richtig, häufig waren sie gewöhnlich bis zur Banalität und bewiesen, daß er keinerlei musikalisches Talent besaß, ihm bereitete aber diese Beschäftigung ein gewisses unbestimmtes, melancholisches Vergnügen. Bei jeder Veränderung der Harmonie erwartete er bebenden Herzens, was aus ihr herauskommen werde, und wenn irgend etwas herauskam, so ergänzte er verworren in der Vorstellung das, was fehlte. Es schien ihm, als höre er tausend Melodien, Chor und Orchester, entsprechend seiner Harmonie. Den Hauptgenuß bereitete ihm dabei die erhöhte Tätigkeit seiner Einbildungskraft, die ihm zusammenhang-

los und abgerissen, aber mit erschütternder Deutlichkeit die allerverschiedensten, durcheinander geworfenen und albernen Symbole und Bilder aus Vergangenheit und Zukunft darbot. Bald stellte sich ihm die aufgeschwollene Gestalt des Dawidka Bjely vor, wie er erschreckt mit seinen weißen Wimpern zuckte beim Anblick der schwarzen sehnigen Faust seiner Mutter, und sein runder Rücken und die gewaltigen, mit weißen Haaren bedeckten Hände, die nur mit Geduld und Ergebenheit in das Schicksal auf alle Mißhandlungen und Entbehrungen antworteten. Bald sieht er die lebhafte, im Hofdienst kühn gewordene Amme und stellte sich aus irgendeinem Grunde vor, wie sie durch die Dörfer gehe und den Bauern predige, man müsse sein Geld vor den Gutsbesitzern verstecken, und er wiederholte unbewußt sich selber: Ja, vor den Gutsbesitzern muß man sein Geld verstecken … Bald stellt sich ihm plötzlich das dunkelblonde Köpfchen seiner zukünftigen Gattin vor, die aus irgendeinem Grunde in Tränen ist und sich in tiefem Kummer ihm auf die Schulter neigt. Bald sieht er die guten blauen Augen von Tschuris, die mit Zärtlichkeit auf das einzige, dickbäuchige Söhnchen schauen. Ja, und er sieht in ihm außer dem Sohn den Gehilfen und Retter. „Siehst du, da ist einmal Liebe!“ flüsterte er. Hierauf erinnert er sich an die Mutter des Juchwanka, an den Ausdruck der Geduld und des Allesverzeihens, den er, ungeachtet ihres hängenden Zahnes und ihrer verwitterten Züge, in ihrem Greisinnengesicht wahrgenommen hatte. Es muß wohl so sein: in den siebzig Jahren ihres Lebens habe ich als erster das wahrgenommen, dachte er und flüstert: „Seltsam!“ wobei er unbewußt fortfährt, auf den Tasten herumzufahren und auf die Töne zu hören. Dann erinnert er sich lebhaft an seine Flucht aus dem Bienenstand und den Gesichtsausdruck von Ignaz und Karp, die augenscheinlich lachen wollten, aber so taten, als ob sie ihn gar nicht anschauten. Er errötet und schaut sich unwillkürlich nach seiner Wärterin um, die immer noch an der Tür sitzt und schweigend, durchdringend auf ihn blickt, wobei sie von Zeit zu Zeit ihr weißes Haupt schüttelt. Plötzlich tritt vor Nechljudows inneren Blick ein Dreigespann schweißtriefender Pferde und die kräftig schöne Gestalt Iljuschkas mit seinen blonden Locken, seinen froh glänzenden blauen Augen, seinem frisch geröteten Gesicht und dem Flaum, der kaum anfing, ihm Lippen und Kinn zu bedecken. Nechljudow denkt daran, wie Iljuschka in Angst geriet, man

werde ihn nicht mehr zu den Fuhrleuten lassen, und wie feurig er eintrat für diese seine Lieblingstätigkeit. Und Nechljudow sieht: ein grauer, früher, nebliger Morgen, eine nasse, schlüpfrige Chaussee, eine lange Reihe hoch beladener Fuhren, mit Bastdecken bedeckt, denen große schwarze Buchstaben aufgedruckt sind. Die starkbeinigen, satten Pferde rasseln mit ihren Schellen und ziehen, den Rücken krümmend und die Zugriemen anspannend, mutig die Fuhre die Anhöhe hinauf, indem sie sich mit ihren mächtigen Hufeisen anklammern an den glatten, festen Boden. Dem Wagenzug entgegen, den Berg herunter, läuft rasch die Post, unter dem Läuten der kleinen Glöckchen, die von weit her zu vernehmen sind durch den dichten Wald, der sich zu beiden Seiten des Weges hinzieht. ‚Ah, ah, ai!' ruft laut mit kindlicher Stimme der vordere Fuhrmann; er trägt ein Blechschild an der Lammfellmütze, indem er die Peitsche über den Kopf erhebt. Beim Vorderrad der ersten Fuhre schreitet schwer in gewaltigen Stiefeln Karp einher mit seinem roten Bart und seinem mürrischen Blick. Auf der zweiten Fuhre streckt seinen hübschen Kopf Iljuschka heraus, der sich unter der Bastdecke des vorderen Wagens schön erwärmt hat bei der Kühle des Morgens. Drei Dreigespanne, hoch mit Koffern beladen, fahren vorüber unter Räderknarren, Schellengeläut und lautem Rufen. Iljuschka verbirgt seinen Lockenkopf wieder unter der Bastdecke und schlummert ein … Da, ein klarer, warmer Abend! Vor den ermüdeten, beim Gasthof sich drängenden Gespannen öffnet sich knirschend das schwere Brettertor, und eine nach der anderen, über die Schwelle hüpfend, verschwinden die hohen, mit Bastdecken bedeckten Fuhren unter dem weiten Wetterdach. Iljuschka begrüßt lustig die weißgesichtige, breitbrüstige Wirtin. Diese fragt: Woher kommt ihr, und werdet ihr viel zu Abend essen? und dabei blickt sie mit ihren glänzenden, freundlichen Augen voll Vergnügen auf den hübschen Burschen. Dann geht Iljuschka, nachdem er die Pferde versorgt hat, in die heiße, von Volk erfüllte Stube, bekreuzigt sich, setzt sich hinter die volle hölzerne Tasse und beginnt eine lustige Unterhaltung mit der Wirtin und den Kameraden. Und da ist auch sein Nachtlager unter dem freien Sternenhimmel, der unter das Schutzdach herabschaut, sein Nachtlager im duftenden Heu bei seinen Pferden, die stampfend und schnaufend das Futter in den hölzernen Krippen herumwühlen. Iljuschka schreitet zu seiner Schlafstätte, wendet sich nach

Osten, und nachdem er wohl dreißigmal seine breite, starke Brust bekreuzigt hat, betet er das Vaterunser und wohl zwanzigmal ‚Herr, erbarme dich!', hüllt sich dann mit dem Kopfe in die langen Schöße seines Rockes und schlummert den gesunden, sorglosen Schlaf des starken, frischen Menschen. Und da sieht er im Traume Städte, Kiew mit seinen Heiligen und Massen von Wallfahrern, Romen mit Kaufleuten und Waren, er erblickt Odest und das weite blaue Meer mit weißen Segeln; er erblickt mit goldenen Häusern und weißbrüstigen, schwarzbewimperten Türkinnen die Stadt Zaregrad, wohin er flog auf unsichtbaren Flügeln. Frei und leicht fliegt er dahin, immer weiter und weiter, und sieht unter sich goldene Städte, umgossen von strahlendem Sonnenglanz, und den blauen Himmel mit vielen, vielen Sternen und das azurne Meer mit weißen Segeln und es ist ihm froh und lustig zu fliegen, weiter und weiter!

„Herrlich!" murmelt Nechljudow für sich, und ihm kommt der Gedanke: Weshalb bin ich nicht Iljuschka?

[Illustrationsseite]

II.
Sollen die Bauernkinder bei uns schreiben lernen, oder wir bei ihnen?

(Zeitschrift ‚Jasnaja Poljana', September 1862)[1]

Leo N. Tolstoi

Im 4. Hefte der Zeitschrift „Jaßnaja Poljana" wurde in der Abteilung Schüleraufsätze durch ein Versehen gedruckt die *„Geschichte, wie ein Knabe in Tula erschreckt wurde"*. Diese kleine Geschichte ist nicht von einem Knaben verfaßt, sondern von einem Lehrer angefertigt auf Grund eines Traumes, den er gesehen und den Knaben erzählt hatte. Einige von den Lesern, die die Hefte von „J a ß na j a P o l j a n a" verfolgen, haben ihren Zweifel geäußert, ob wirklich diese Erzählung einem Schüler zuzuschreiben sei. Ich beeile mich, mich vor den Lesern wegen dieser Unachtsamkeit zu entschuldigen und bei dieser Gelegenheit zu bemerken, wie unmöglich derartige Nachahmungen sind. Diese Erzählung ist nicht deshalb erkannt worden, weil sie besser, sondern weil sie schlechter, unvergleichlich schlechter als alle Kinderaufsätze war. Alle übrigen Erzählungen stammen von den Kindern selbst. Zwei von ihnen: *„Mit dem Löffel füttert er, und mit dem Stiel sticht er ins Auge"* und *„Soldatenleben"* wurden auf folgende Weise angefertigt.

Die Hauptkunst des Lehrers beim Sprachunterricht und die Hauptübung mit diesem Ziel in der Anleitung der Kinder zu Aufsätzen besteht in der Stellung von Themen, und nicht so sehr in der Stellung, wie in der Darbietung einer größeren Auswahl, in dem

[1] Textquelle dieser Übersetzung | L. N. TOLSTOJ: Sollen die Bauernkinder bei uns schreiben lernen, oder wir bei ihnen? [1862]. In: L. N. Tolstoj: Ausgewählte Werke, herausgegeben von W. Lüdtke. Band XII.: Weltanschauung. Auswahl von W. Lüdtke. Wien/Hamburg/Zürich: Gutenberg-Verlag Christensen & Co. 1929, S. 264-288. – Eine andere Übersetzung in unserem Band: TFb_B016.

Hinweis auf den Umfang des Aufsatzes, in der Andeutung der elementaren Handgriffe. Viele verständige und talentierte Schüler haben dummes Zeug geschrieben, z. B.: „Ein Feuer entbrannte, man begann, Wasser zu schöpfen, und ich ging auf die Straße", – und es wollte nichts herauskommen, trotzdem der Gegenstand reichhaltig war und das, was beschrieben werden sollte, einen tiefen Eindruck im Kinde hinterlassen hatte. Sie begriffen nicht die Hauptsache: wozu sie schreiben sollten, und was denn Gutes darin läge, zu schreiben? Sie begriffen nicht die Kunst des Ausdrucks des Lebens im Worte und die hinreißende Macht dieser Kunst. Wie ich schon in der 2. Nummer schrieb, versuchte ich viele verschiedene Methoden in der Stellung von Aufsatzthemen. Ich stellte mit Rücksicht auf die verschiedenen Neigungen exakte, künstlerische, rührende, gemischte, epische Aufsatzthemen, – die Sache ging nicht. Da verfiel ich unverhofft auf die richtige Methode, und zwar so.

Schon lange bildet die Lektüre von Snegirews Sprichwörtersammlung für mich einen der liebsten – nicht Beschäftigungen, sondern Genüsse. Bei jedem Sprichwort stelle ich mir Personen aus dem Volke vor und ihre Zusammenstöße im Sinne des Sprichworts. Unter meinen unverwirklichten Träumen tauchte auch stets der auf, eine Reihe von Erzählungen oder Bildern über Sprichwörter zu schreiben. Einmal hatte ich mich im vergangenen Winter nach dem Mittagessen in das Buch Snegirews vertieft und kam mit dem Buche in die Schule. Es war gerade die Stunde der russischen Sprache.

„Nun, schreibt mir mal über ein Sprichwort", sagte ich.

Die besten Schüler, Fedjka[2] Sjomka und andere, spitzten die Ohren.

„Wie, über ein Sprichwort: was heißt das? Sagen Sie es uns." Von allen Seiten regnete es Fragen.

Beim Öffnen des Buches stieß ich auf das Sprichwort: *„Mit dem Löffel füttert er, und mit dem Stiel sticht er ins Auge."*

„Stelle dir nun vor", sagte ich, „daß ein Bauer einen Bettler zu sich genommen hat und dann anfängt, ihm wegen seiner Wohltat Vorwürfe zu machen: das kommt darauf hinaus, daß er ‚mit dem Löffel füttert und mit dem Stiel ins Auge sticht'."

---

[2] Das ist Wassilij Morosow, dessen *„Erinnerungen eines Jasnopoljaner Schülers"* Basel 1919 erschienen. Anm. d. Übers.

„Aber wie soll man das niederschreiben!“ sagte Fedjka und alle übrigen, die die Ohren gespitzt hatten: sie schreckten plötzlich zurück, da sie überzeugt waren, daß diese Sache über ihre Kräfte ginge, und nahmen ihre früher angefangenen Arbeiten vor.

„Schreibe du es doch selbst nieder“, sagte einer zu mir.

Alle waren mit ihren Arbeiten beschäftigt; ich nahm Feder und Tintenfaß und begann zu schreiben.

„Nun“, sagte ich, „wer wird es besser aufschreiben? Ich will es mit euch zusammen versuchen.“

Ich begann die im 4. Heft von „Jaßnaja Poljana“ abgedruckte Erzählung und schrieb die erste Seite nieder. Jeder unvoreingenommene Mensch, der Gefühl für das Künstlerische und Volkstümliche hat, wird beim Lesen dieser ersten, von mir geschriebenen Seite und der folgenden Seiten der Erzählung, die von den Schülern selbst geschrieben sind, diese Seite von den übrigen unterscheiden, wie eine Fliege in der Milch, – so falsch ist sie, so künstlich und in einer so schlechten Sprache geschrieben. Ich muß bemerken, daß sie in der ursprünglichen Form noch mißgestalteter war und daß ich sie dank der Hinweise der Schüler verbessert habe.

Fedjka schaute von seinem Heft auf immer nach mir hin, und wenn sich unsere Blicke trafen, blinzelte er mir lächelnd zu und sagte: „Schreib, schreib! Ich werde es dir geben!“ Es interessierte ihn offenbar, daß ein Großer auch einen Aufsatz schreibt. Nachdem er seinen Aufsatz schlechter und schneller als gewöhnlich beendigt hatte, kletterte er auf die Lehne meines Stuhles und begann, über meine Schulter weg zu lesen. Ich konnte nicht mehr fortfahren. Andere traten zu uns heran, und ich las ihnen laut die Niederschrift vor: es gefiel ihnen nicht, keiner sagte ein Wort des Lobes. Mir war das peinlich, und um meine literarische Eigenliebe zu beruhigen, fing ich an, ihnen meinen Plan der Fortsetzung zu erzählen. Je länger ich erzählte, desto mehr ließ ich mich hinreißen, ich verbesserte mich, und sie begannen mir vorzusagen: der eine sagte, dieser Greis muß ein Zauberer sein; ein anderer sagte: nein, er muß einfach ein Soldat sein; nein, besser noch, er soll den Mann bestehlen; nein, das würde nicht zum Sprichwort passen usw., sagten sie.

Alle waren außerordentlich interessiert. Für sie war es offenbar neu und hinreißend, bei dem Prozeß des geistigen Schaffens zugegen zu sein und an ihm teilzunehmen. Ihre Urteile waren meist die

gleichen und zutreffend sowohl in bezug auf den ganzen Aufbau der Erzählung als auch auf die Einzelheiten und die Charakteristiken der Personen. Fast alle nahmen an der schriftstellerischen Arbeit teil; doch gleich von Anfang an sonderten sich besonders scharf ab ein gewisser Sjomka – durch die scharfe Kunst der Beschreibung, und Fedjka – durch die Wahrheit der poetischen Vorstellungen und besonders durch die Lebhaftigkeit und Hurtigkeit seiner Einbildung. Ihre Forderungen waren so sehr nicht-zufällig und so bestimmt, daß ich mehrmals mit ihnen in Streit geriet und ihnen nachgeben mußte. Mir saßen fest im Kopfe die Erfordernisse der Richtigkeit des Aufbaus und der treffenden Beziehung des Sinnes des Sprichwortes zu der Erzählung; sie dagegen stellten nur die Forderungen der künstlerischen Wahrheit. Ich wollte z. B., der Bauer, der den Greis ins Haus genommen hatte, solle selbst seine gute Tat bereuen, – sie hielten das für unmöglich und schufen ein zänkisches Weib. Ich sagte: Dem Bauern tat anfangs der Greis leid, aber dann tat es ihm leid um das Brot. Fedjka erwiderte, das wäre ungereimt: „Er hat gleich von Anfang dem Weibe nicht gehorcht und wird sich auch später nicht fügen." – „Wie stellst du dir diesen Mann vor?" fragte ich. „Er gleicht dem Onkel Timofej", sagte Fedjka lächelnd: „so einen spärlichen Bart, geht in die Kirche und hat Bienenkörbe." – „Gutmütig, aber eigensinnig?" sagte ich. „Ja", sagte Fedjka, „er wird sicher nicht auf das Weib hören." Von der Stelle an, wo der Greis in die Hütte gebracht wird, begann eine lebhafte Arbeit. Hier fühlten sie offenbar zum erstenmal, welchen Zauber der Ausdruck künstlerischen Details durch das Wort ausübt. In dieser Hinsicht zeichnete sich besonders Sjomka aus: er streute einen wahren Einzelzug nach dem andern aus. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen konnte, war der, daß diese Einzelheiten nur einen Augenblick der Gegenwart skizzierten ohne Zusammenhang mit dem allgemeinen Sinn der Erzählung. Ich fand nicht Zeit zum Aufschreiben und bat sie nur, zu warten und das Gesagte nicht zu vergessen. Sjomka, so schien es, sah und beschrieb etwas, was vor seinen Augen stand: die steif gewordenen, gefrorenen Bastschuhe und den Schmutz, der von ihnen herabfloß, als sie auftauten, und die Zwiebäcke, in die sie sich verwandelten, als das Weib sie in den Ofen warf; Fedjka dagegen sah nur die Einzelheiten, die in ihm das Gefühl hervorriefen, mit dem er eine bestimmte Person ansah. Fedjka

sah den Schnee, der dem Greis in die Fußlappen geraten war, das Gefühl des Bedauerns, mit dem der Bauer sagte: ‚Gott, wie konnte er nur gehen!' (Fedjka stellte sogar mimisch dar, wie der Bauer das sagte, indem er mit den Händen herumfuchtelte und den Kopf schüttelte.) Er sah das aus Lumpen zusammengenähte Mäntelchen und das zerrissene Hemd, unter dem der magere, von dem aufgetauten Schnee angefeuchtete Leib des Greises zu sehen war; er erfand das Weib, das auf Geheiß des Mannes ihm brummig die Bastschuhe auszog, und das klägliche Stöhnen des Greises, der durch die Zähne flüsterte: ‚Sachte, Mütterchen, ich habe hier Wunden'. Sjomka brauchte hauptsächlich objektive Bilder: Bastschuhe, Mäntelchen, Greis, Weib; fast ohne Zusammenhang untereinander. Fedjka hatte es nötig, das Gefühl des Mitleids hervorzurufen, von dem er selbst durchdrungen war.

Er eilte voraus, sprach davon: wie man den Greis füttern wird, wie er nachts hinfällt, wie er danach auf dem Felde einen Knaben Lesen und Schreiben lehren wird, so daß ich genötigt war, ihn zu bitten, sich nicht zu übereilen und nicht zu vergessen, was er gesagt hatte. In seinen Augen glänzten beinahe Tränen; seine schmutzigen, mageren Händchen zogen sich krampfhaft zusammen; er war böse auf mich und trieb unaufhörlich an: „Hast du's aufgeschrieben? Hast du's aufgeschrieben?" – fragte er mich immer. Er verfuhr mit allen andern despotisch-zornig, – er nur allein wollte reden, – und nicht reden, wie man erzählt, sondern reden, wie man schreibt, d. h. künstlerisch im Worte die Bilder des Gefühls ausprägen; er erlaubte z. B. nicht, Worte umzustellen, – hatte er gesagt: „Ich habe an den Füßen Wunden", so erlaubt er schon nicht zu sagen: „Ich habe Wunden an den Füßen". Seine währenddessen vom Gefühl des Mitleids, d. i. der Liebe, erweichte und erregte Seele kleidete jedes Bild in eine künstlerische Form und verwarf alles, was nicht der Idee der ewigen Schönheit und Harmonie entsprach. Sobald Sjomka sich hinreißen ließ, nicht proportionierte Einzelheiten über die Lämmer im Pferdestall usw. vorzubringen, wurde Fedjka ärgerlich und sagte: „Ei, laß schon, genug!" Ich brauchte z. B. nur anzudeuten, was der Bauer gemacht habe, als seine Frau zum Gevatter gelaufen war, und in Fedjkas Phantasie stieg sofort ein Bild mit Lämmern auf, die im Pferdestall blökten, mit Seufzern des Greises und Fieber des Knaben Serjosha; ich brauchte nur ein gekünsteltes und unwahres Bild anzu-

deuten, als er sofort ärgerlich sagte, das sei nicht nötig. Ich schlug z. B. vor, das Äußere des Bauern zu beschreiben: er war damit einverstanden; doch bei meinem Vorschlage, zu beschreiben, was der Bauer gedacht habe, als seine Frau zum Gevatter gelaufen war, fiel ihm sofort die Gedankenwendung ein: „Ach, wärest du an den verstorbenen Sawoßka geraten, der hätte dir deine Haarbüschel ausgerissen!“ Und er sagte das mit einem so müden und ruhig, natürlich ernsthaften und zugleich gutmütigen Ton, daß sich die Kinder vor Lachen wälzten. Die hauptsächliche Eigenschaft in jeder Kunst, das Gefühl des Maßes, war in ihm ungewöhnlich entwickelt. Ihn störte jeder überflüssige Zug, der von einem der Knaben angegeben wurde. Er verfügte so despotisch und mit einem Recht auf diesen Despotismus über den Aufbau der Erzählung, daß die Knaben bald nach Hause gingen und nur er und Sjomka dablieben, der ihm nicht nachstand, obgleich er in einer andern Art arbeitete. Wir arbeiteten von 7 bis 11 Uhr; sie fühlten weder Hunger noch Müdigkeit und wurden noch böse auf mich, als ich aufhörte zu schreiben; sie machten sich selbst daran, abwechselnd zu schreiben, doch gaben es bald auf: es ging nicht. Da erst fragte mich Fedjka, wie ich heiße. Wir lachten darüber, daß er es nicht wisse. „Ich weiß es“, sagte er, „wie Sie heißen; aber wie heißt Ihr Gut? Bei uns haben wir Fokanytschews, Sjabrews, Jermilins.“ Ich sagte es ihm. „Und werden wir es drucken?“ fragte er. – „Ja.“ – „Dann muß man auch darauf drucken: Worte von Makarow, Morosow und Tolstoj.“ Er war lange in Aufregung und konnte nicht einschlafen, und ich kann nicht jene Gefühle der Erregung, Freude, Furcht und beinahe Reue wiedergeben, die ich im Laufe dieses Abends erlebte. Ich fühlte, von diesem Tage an habe sich für ihn eine neue Welt der Genüsse und Leiden aufgetan: die Welt der Kunst; mir schien, daß ich beobachtet hatte, was niemand jemals zu sehen das Recht hat: die Geburt der geheimnisvollen Blume Poesie. Mir war unheimlich und fröhlich zumute, wie einem Schatzsucher, der die Blume des Farnkrautes erblickt hat: fröhlich war mir zumute, weil ich plötzlich, ganz unerwartet, jenen Stein der Weisen gefunden hatte, den ich zwei Jahre vergebens suchte: die Kunst, den Ausdruck der Gedanken zu lehren; unheimlich, weil diese Kunst neue Anforderungen hervorrief, eine ganze Welt von Wünschen, die dem Milieu nicht entsprach, in dem die Schüler lebten, so schien es mir im ersten Augenblick. Irren war

unmöglich. Das war keine Zufälligkeit, sondern bewußtes Schaffen. Ich bitte den Leser, das erste Kapitel der Erzählung zu lesen und diesen Reichtum der in ihr verstreuten Züge wahren schöpferischen Talentes zu bemerken; z. B. den Zug, daß sich das Weib mit Bosheit beim Gevatter über ihren Mann beklagt, und daß trotzdem dies Weib, gegen das der Verfasser eine offenbare Antipathie hat, weint, als der Gevatter ihr vom Ruin des Hauses spricht. Für einen Verfasser, der allein nach Verstand und Erinnerung schreibt, stellt das zanksüchtige Weib nur den Gegensatz zum Bauern dar: allein aus dem Verlangen, den Mann zu ärgern, hätte sie den Gevatter einladen müssen; aber Fedjkas künstlerisches Gefühl umfaßt auch das Weib: auch sie weint, fürchtet sich und leidet, sie ist in seinen Augen ohne Schuld. Weiter setzte mich ein nebensächlicher Zug, daß der Gevatter den Pelz des Weibes anzieht, so sehr (erinnere ich mich) in Erstaunen, daß ich fragte: warum gerade den Pelz des Weibes? Keiner von uns hatte Fedjka auf den Gedanken gebracht, zu sagen, daß der Gevatter einen Pelz anzog. Er sagte: „So paßt es besser zu ihm." Als ich fragte, ob man sagen könne, er zog einen Männerpelz an? – sagte er: „Nein, besser einen Frauenpelz." Und in der Tat, dieser Zug ist ungewöhnlich. Man errät nicht gleich, warum gerade einen Frauenpelz; aber zugleich fühlt man, daß das vortrefflich ist, und daß es nicht anders sein kann. Jedes künstlerische Wort, mag es von Goethe oder Fedjka stammen, unterscheidet sich von einem unkünstlerischen dadurch, daß es eine zahllose Menge von Gedanken, Vorstellungen und Erklärungen hervorruft. Der Gevatter im Weiberpelz steht unwillkürlich als ein abgezehrter, engbrüstiger Bauer vor uns, was er augenscheinlich auch sein soll. Der Weiberpelz, der auf die Bank geworfen war und ihm gerade in die Hände fiel, stellt uns auch noch die ganze winterliche und abendliche Umwelt des Bauern vor Augen. Unwillkürlich tritt einem bei dem Pelze vor Augen die späte Zeit, wo der Bauer ausgekleidet beim Kienspan sitzt, und die Frauen, die ein- und ausgehen, um Wasser zu holen und das Vieh zu besorgen, und diese ganze Unordnung des Bauernlebens, wo kein Mensch sein klar bestimmtes Kleid und kein Ding seinen bestimmten Platz hat. Durch dies eine Wort „er zog einen Weiberpelz an" wird der ganze Charakter des Milieus, in dem die Handlung vorgeht, ausgedrückt, und dies Wort ist nicht zufällig gesagt, sondern bewußt. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie in seiner Phantasie

die Worte entstanden, die der Bauer sagte, als er das Papier fand und es nicht lesen konnte. „Wenn mein Serjoschka lesen könnte, würde er flink zuspringen, mir das Papier aus der Hand reißen, es ganz durchlesen und mir sagen, wer dieser Greis ist." So sieht man dies Verhältnis des Arbeiters zum Buch vor sich, das er in seinen gebräunten Händen hält; dieser ganze gute Mensch mit seinen patriarchalischen, frommen Neigungen ersteht so vor uns. Man fühlt, daß der Verfasser ihn innig liebgewonnen und deshalb ganz verstanden hat, um ihm gleich darauf die Abschweifung in den Mund zu legen, daß heute böse Zeiten seien – hast du nicht gesehen, kann man um ein Nichts seine Seele verderben. Der Gedanke des Traumes wurde von mir angegeben; doch den Ziegenbock mit Wunden an den Beinen zu machen, war Fedjkas Gedanke, und er freute sich besonders über ihn. Dann die Betrachtung des Bauern, während ihn der Rücken juckt, und das Bild der Stille der Nacht – alles das ist doch so gar nicht zufällig, in allen diesen Zügen fühlt man eine so bewußte Kraft eines Künstlers! … Ich erinnere mich noch, daß ich vorschlug, den Bauern beim Einschlafen an die Zukunft seines Sohnes denken zu lassen und an die zukünftigen Beziehungen des Sohnes zu dem Greise, daß der Greis Serjoschka Lesen und Schreiben lehrt usw. Fedjka runzelte die Stirn und sagte: „Ja, ja, gut"; aber man merkte, daß ihm dieser Vorschlag nicht gefiel, und er vergaß ihn zweimal. Das Gefühl des Maßes war in ihm so stark wie bei keinem der mir bekannten Schriftsteller – eben das Gefühl des Maßes, das rare Künstler mit gewaltiger Mühe und durch langes Studium erwerben, lebte in seiner ganzen ursprünglichen Kraft in seiner unverdorbenen kindlichen Seele.

Ich brach die Stunde ab, weil ich zu aufgeregt war.

„Was fehlt Ihnen, warum sind Sie so blaß, Sie sind gewiß krank?" fragte mich mein Kollege. Wirklich habe ich nur zwei-, dreimal im Leben einen so starken Eindruck erfahren, wie an diesem Abend, und konnte mir lange keine Rechenschaft über das geben, was ich erfahren hatte. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, als ob ich in verbrecherischer Weise in einem gläsernen Bienenstocke die Arbeit der Bienen beobachtet hätte, die dem Blicke des Sterblichen verhüllt ist; ich hatte das Gefühl, als ob ich die reine, ursprüngliche Seele eines Bauernknaben verdorben hätte. Ich fühlte dunkel in mir Reue wie über eine Heiligtumsschändung. Ich erinnerte mich an Kinder, die

müßige und ausschweifende Greise Grimassen schneiden und wollüstige Bilder darstellen lassen zur Erhitzung ihrer müden, verbrauchten Phantasie, und zugleich war mir freudig zumute, so freudig, wie einem Menschen zumute sein muß, der gesehen hat, was niemand vor ihm sah.

Ich konnte mir lange nicht Rechenschaft über den Eindruck geben, den ich erfahren hatte, obgleich ich fühlte, daß dieser Eindruck zu denen gehörte, die in reifen Jahren erziehen, das Leben auf eine neue Stufe erheben und dazu zwingen, dem Alten zu entsagen und sich ganz dem Neuen hinzugeben. Am andern Tage konnte ich schon nicht mehr dem glauben, was ich am Abend vorher erlebt hatte. Mir schien es so seltsam, daß ein Bauernjunge, der kaum lesen kann, plötzlich eine bewußte künstlerische Kraft offenbart, wie sie auf der ganzen unermeßlichen Höhe seiner Entwicklung Goethe nicht zu erreichen vermochte. Mir schien es so seltsam und verletzend zu sein, daß ich, der Verfasser der „Kindheit", der ich bei dem russischen gebildeten Publikum einigen Erfolg und die Anerkennung meines künstlerischen Talentes gewonnen hatte, daß ich auf dem Gebiete der Künstlerschaft den elfjährigen Sjomka und Fedjka nicht nur nicht zu lehren oder zu unterstützen vermag, sondern daß ich kaum – und das nur in einem glücklichen Augenblick der Erregung – imstande bin, ihnen zu folgen und sie zu verstehen. Mir schien das so seltsam zu sein, daß ich nicht an das glaubte, was gestern geschehen war.

Am andern Tage machten wir uns an die Fortsetzung der Erzählung. Als ich Fedjka fragte, ob er über die Fortsetzung nachgedacht habe und wie? – winkte er heftig, ohne zu antworten, mit den Händen und sagte nur: „Ich weiß schon, ich weiß schon! Wer wird schreiben?" Wir begannen die Fortsetzung, und wieder fand ich bei den Kindern dasselbe Gefühl der künstlerischen Wahrheit, des Maßes und der Hingerissenheit.

Mitten in der Stunde mußte ich sie verlassen. Sie fuhren ohne mich fort und schrieben zwei Seiten ebenso gut, gefühlvoll und wahr wie die ersten. Diese Seiten waren nur etwas ärmer an Einzelheiten, und diese Einzelheiten waren manchmal nicht ganz geschickt angeordnet, es kamen zweimal auch Wiederholungen vor. Alles dies kam augenscheinlich daher, daß der Mechanismus des Schreibens sie hemmte. Am dritten Tage war es ebenso. Während

dieser Stunden traten oft andere Knaben hinzu und schlugen, da sie den Ton und Inhalt der Erzählung kannten, ihre eigenen wahren Züge als Zusätze vor. Sjomka ging weg und trat wieder heran. Fedjka allein führte die Erzählung von Anfang bis Ende und zensierte alle vorgeschlagenen Änderungen. Es konnte schon kein Zweifel und kein Gedanke daran sein, daß dieser Erfolg ein Werk des Zufalls sei: ich war augenscheinlich auf jene Methode gestoßen, die natürlicher und anregender ist als alle früheren. Aber alles dies war zu ungewöhnlich, und ich glaubte dem nicht, was sich vor meinen Augen abspielte. Als ob noch ein besonderer Zufall nötig gewesen wäre, um alle meine Zweifel zu vernichten. Ich mußte auf einige Tage verreisen, und die Erzählung blieb unvollendet. Die Handschrift, drei große vollgeschriebene Blätter, blieb in dem Zimmer des Lehrers, dem ich sie gezeigt hatte. Noch vor meiner Abreise, während meiner Dichterei, hatte ein neu hinzugekommener Schüler unsern Kindern die Kunst gezeigt, Knallerbsen aus Papier anzufertigen, und über die ganze Schule war, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, eine Periode der Knallerbsen gekommen, die eine Periode der Schneebälle ablöste, die ihrerseits eine Periode des Stöckchenschnitzens abgelöst hatte. Die Periode der Knallerbsen dauerte auch weiter während meiner Abwesenheit. Sjomka und Fedjka, die zu den Sängern gehörten, kamen in das Zimmer des Lehrers, um sich im Gesang zu üben, und brachten dort ganze Abende, bisweilen auch die Nächte zu. In den Pausen und während des Singens taten die Knallerbsen selbstverständlich ihr Werk, und alle möglichen Papiere, die ihnen in die Hände fielen, wurden zu Knallerbsen umgewandelt. Der Lehrer ging zum Abendessen hinaus und vergaß zu sagen, die Papiere auf dem Tisch würden noch gebraucht, und die Handschrift des Werkes von Makarow, Morosow und Tolstoj verwandelte sich in Knallerbsen. Am folgenden Tage vor der Stunde waren die Schüler des Knallens so überdrüssig geworden, daß sie selbst eine allgemeine Hetze gegen die Knallerbsen veranstalteten: unter Schreien und Kreischen wurden alle Knallerbsen weggenommen und feierlich in den brennenden Ofen gesteckt. Die Periode der Knallerbsen war zu Ende; aber mit ihr war auch unsere Handschrift untergegangen. Niemals war für mich ein Verlust so schwer wie der Verlust dieser drei vollgeschriebenen Bogen; ich war verzweifelt. Ich wollte nichts mehr davon wissen und eine neue Erzählung an-

fangen; aber ich konnte den Verlust nicht vergessen und belästigte unwillkürlich jeden Augenblick sowohl den Lehrer als auch die Verfertiger der Knallerbsen mit Vorwürfen. (Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich nur infolge der äußeren Unordnung und der vollen Freiheit der Schüler, über die Herr Markow im *„Russischen Boten"* und Herr Glebow in der Zeitschrift *„Erziehung"* Nr. 4 so nett sich lustig machen, ohne die geringste Mühe, ohne Drohung oder List alle Einzelheiten der verwickelten Geschichte der Verwandlung der Handschrift in Knallerbsen und deren Verbrennung erfuhr.) Sjomka und Fedjka sahen, daß ich betrübt war, begriffen aber offenbar nicht worüber, obgleich sie ihr Mitgefühl zeigten. Fedjka schlug mir endlich schüchtern vor, sie wollten dieselbe Geschichte noch einmal aufschreiben. „Allein?" sagte ich: „ich werde nicht mehr helfen." – „Ich und Sjomka werden hier über Nacht bleiben", sagte Fedjka. Und wirklich, nach der Stunde um 9 Uhr gingen sie ins Haus, schlossen sich im Arbeitszimmer ein, was mir nicht wenig Vergnügen bereitete, lachten ein wenig, wurden still, und bis gegen 12 Uhr hörte ich nur, wenn ich an die Tür trat, wie sie sich mit leiser Stimme besprachen und mit der Feder kritzelten. Nur einmal stritten sie darüber, was früher gewesen war, und kamen zu mir, damit ich entscheiden solle: ob er nach der Tasche gesucht habe, bevor das Weib zum Gevatter ging – oder nachher. Ich sagte ihnen, das sei ganz gleich. Um 12 klopfte ich bei ihnen an und ging hinein. Fedjka, in einem neuen weißen Pelz mit schwarzem Saum, saß tief im Sessel, hakte ein Bein über das andere geschlagen, sein Köpfchen mit dem dichten Haar auf die Hand gestützt und spielte mit einer Schere in der andern Hand. Seine großen, schwarzen Augen glänzten von unnatürlichem, doch ernsthaftem erwachsenen Glanze und blickten irgendwohin in die Ferne; seine unregelmäßigen Lippen, die gespitzt waren, als ob er gerade pfeifen wolle, hielten (so schien es) das Wort fest, das er in der Phantasie geprägt hatte und jetzt aussprechen wollte. Sjomka stand vor dem großen Schreibtisch mit einem großen, weißen Flicken von Schaffell auf dem Rücken (im Dorfe waren soeben Schneider gewesen), mit aufgelöstem Gürtel, mit zerzaustem Kopf, und schrieb schiefe Linien, indem er fortwährend die Feder ins Tintenfaß tauchte. Ich strich Sjomka über die Haare, und sein dickes, knochiges Gesicht mit den herabhängenden Haaren war, als er sich mit verständnislosen und verschlafenen

Augen erschrocken nach mir umsah, so komisch, daß ich zu lachen begann; doch die Kinder lachten nicht auf. Fedjka berührte, ohne seinen Gesichtsausdruck zu ändern, Sjomka am Ärmel, damit er weiter schreiben solle: „Warte", sagte er zu mir, „sogleich" (Fedjka sagt ‚du' zu mir, wenn er hingerissen und erregt ist), und er diktierte noch etwas. Ich nahm ihnen das Heft weg, und nach fünf Minuten, als sie, neben dem Schrank sitzend, Kartoffeln mit Kwaß herunterschlangen und beim Anblick der für sie wunderbaren silbernen Löffel, ohne zu wissen warum, in ein helles Kinderlachen ausbrachen, mußte eine alte Frau, die es von oben hörte, mitlachen, ohne zu wissen warum. „Warum hast du dich hingelümmelt?" sagte Sjomka: „sitz grade, sonst wirst du dich auf der einen Seite überessen." Und sie legten die Pelze ab, machten sich unter dem Schreibtisch ein Nachtlager zurecht und hörten nicht auf, in bäuerisches, gesundes, reizendes Kinderlachen auszubrechen. Ich las durch, was sie geschrieben hatten. Es war eine neue Variante desselben Themas. Einige Sachen waren ausgelassen, einige neue, künstlerische Verschönerungen zugefügt. Und wieder dasselbe Gefühl für Schönheit, Wahrheit und Maß.

Später wurde ein Blatt aus der verlorenen Handschrift aufgefunden. In der gedruckten Erzählung habe ich nach dem Gedächtnis und dem aufgefundenen Blatt beide Varianten vereinigt. Die Niederschrift dieser Erzählung fand im frühen Frühling statt, vor der Beendigung unseres Schuljahres. Ich konnte wegen gewisser Umstände keine neuen Versuche machen. Über Sprichwörter ließ ich von zwei Knaben, die an Begabung sehr mittelmäßig und ganz verdorben waren (weil sie zum Hofgesinde gehörten), nur noch eine Erzählung schreiben *„Wer Feste liebt, ist bis zum Morgen betrunken"*, die in Nummer 3 gedruckt ist. Auch bei diesen Knaben und bei dieser Erzählung wiederholten sich dieselben Erscheinungen wie bei Sjomka und Fedjka und der ersten Erzählung, nur zeigten sich Unterschiede in dem Grade des Talentes und dem Grade der Begeisterung und der Mitarbeit von meiner Seite.

Im Sommer ist bei uns kein Unterricht, war kein Unterricht und wird kein Unterricht sein. Dem Grunde, warum der Unterricht im Sommer in unserer Schule unmöglich ist, wollen wir einen besonderen Aufsatz widmen.

Einen Teil des Sommers lebten Fedjka und die übrigen Knaben

mit mir zusammen. Als sie genug gebadet und gespielt hatten, kam ihnen der Einfall, sich zu beschäftigen. Ich schlug ihnen vor, einen Aufsatz zu schreiben, und erzählte ihnen einige Themen. Ich erzählte die sehr interessante Geschichte eines Gelddiebstahls, die Geschichte eines Mordes, die Geschichte der wunderbaren Bekehrung eines Molokanen zur Rechtgläubigkeit und schlug noch vor, in Form einer Autobiographie die Geschichte eines Knaben zu schreiben, dessen armen und liederlichen Vater man unter die Soldaten steckte, und zu dem der Vater aus dem Militärdienst als gebesserter und guter Mensch zurückkehrt. Ich sagte: „Ich würde so schreiben. Ich erinnere mich, als ich ein Knabe war, daß ich eine Mutter hatte, einen Vater und irgendwelche Verwandten, und was für welche diese waren. Darauf würde ich schreiben, wie ich mich erinnere, bummelte mein Vater herum, meine Mutter weinte immer, und er schlug sie; darauf, wie man ihn unter die Soldaten steckte, wie sie heulte, wie wir allmählich noch schlechter lebten, wie der Vater zurückkam und ich ihn fast nicht erkannt hätte, und er fragt, ob dort Matrjona noch am Leben sei – fragt nach seinem Weibe –, und wie sie sich darauf freuten und gut zu leben begannen." Das ist alles, was ich anfangs sagte. Fedjka gefiel dies Thema außerordentlich. Er nahm sogleich Feder und Papier zur Hand und begann zu schreiben. Während des Schreibens brachte ich ihn nur auf den Gedanken an die Schwester und auf den Gedanken an den Tod der Mutter. Alles übrige schrieb er selbst und zeigte es mir nicht einmal, außer dem ersten Kapitel, bis das Ganze beendigt war. Als er mir das erste Kapitel zeigte und ich es zu lesen begann, fühlte ich, daß er sich in starker Erregung befand und mit angehaltenem Atem bald auf die Handschrift blickte, indem er meinem Lesen folgte, bald auf mein Gesicht und auf ihm den Ausdruck der Billigung oder Mißbilligung zu erraten wünschte. Als ich ihm sagte, es sei sehr gut, – flammte er ganz auf, sagte aber nichts zu mir und ging erregt langsamen Schrittes mit dem Heft zum Tisch, legte es darauf und ging langsam auf den Hof hinaus. Auf dem Hof war er an diesem Tage mit den Kindern toll ausgelassen, und wenn sich unsere Blicke trafen, sah er mich mit so dankbaren, zärtlichen Augen an. Nach einem Tage hatte er schon vergessen, was er geschrieben hatte. Ich erfand nur einen Titel, teilte Kapitel ab und verbesserte hier und da einen Irrtum, den er nur aus Unachtsamkeit begangen hatte. Diese Erzählung wird in ihrer ur-

sprünglichen Gestalt in dem Heftchen unter dem Titel *„Soldatenleben“* gedruckt.

Ich spreche nicht vom ersten Kapitel, obgleich auch in ihm unnachahmliche Schönheiten vorkommen, und obgleich der sorglose Gordjej in ihm außerordentlich wahr und lebendig dargestellt ist, – Gordjej, der sich fast schämt, seine Reue anzuerkennen, und es für anständig hält, die Gemeindeversammlung nur für seinen Sohn zu bitten – trotzdem ist dies Kapitel unvergleichlich schwächer als alle folgenden. Und schuld daran habe allein ich, der ich mich nicht enthalten konnte bei der Niederschrift dieses Kapitels, nicht enthalten, ihm vorzusagen und zu erzählen, wie ich schreiben würde. Wenn die Personen und die Wohnung in einer etwas faden Manier beim Auftreten beschrieben sind, so habe ich einzig daran schuld. Wenn ich ihn allein gelassen hätte, so hätte er, davon bin ich überzeugt, dasselbe während der Handlung unbemerklich künstlerischer beschrieben, ohne die bei uns übliche und unmöglich gewordene Manier der logisch disponierten Beschreibungen: zuerst die Beschreibung der handelnden Personen, ja sogar ihre Biographie, dann die Beschreibung der Örtlichkeit und des Milieus, und dann erst beginnt die Handlung. Und es ist eine merkwürdige Tatsache: alle diese Beschreibungen, bisweilen zehn Seiten lange, machen den Leser weniger mit den Personen bekannt, als ein flüchtig hingeworfener künstlerischer Zug während einer Handlung, die schon zwischen wenn auch ganz unbeschriebenen Personen begonnen hat. So macht in diesem ersten Kapitel das eine Wort Gordjejs: „Das brauche ich grade!“, als er, mit der Hand winkend, sich in sein Schicksal, Soldat zu werden, ergibt und nur die Gemeinde bittet, seinen Sohn nicht zu verlassen, – macht dies Wort den Leser mit der Person besser bekannt, als die mehrmals wiederholte und von mir veranlaßte Beschreibung seiner Kleidung, Gestalt und Gewohnheit, in die Schenke zu gehen. Genau denselben Eindruck bringt auch das Wort der alten Frau hervor, die ihren Sohn immer schilt, als sie während des Kummers mit Neid zur Schwiegertochter sagt: „Genug, Matrjona! Was ist dabei zu machen, – so ist es wohl Gottes Wille! Du bist ja noch jung, vielleicht gewährt es dir Gott, ihn wiederzusehen, Und ich, bei meinem Alter … ich bin ganz krank … im Handumdrehen kann ich sterben.“

Im zweiten Kapitel ist noch mein Einfluß an Fadheit und Ver-

derbtheit bemerkbar; aber wieder machen tief-künstlerische Züge in der Beschreibung der Bilder und des Todes des Knaben dies gut. Ich hatte vorerzählt, der Knabe solle dünne Beinchen haben, ich hatte die sentimentale Einzelheit von dem Onkel Nefedja vorgeschlagen, der den Sarg macht; aber die Klagen der Mutter, die mit den paar Worten ausgedrückt sind: „Herr, wann wird diese Last mir abgenommen werden!" stellen dem Leser das ganze Wesen der Lage dar; und darauf diese Nacht, in der der ältere Bruder von den Tränen der Mutter aufgeweckt wird, und ihre Antwort auf die Frage der Großmutter, was sie habe, – das schlichte Wort: „Mir ist der Sohn gestorben", – und diese Großmutter, die aufsteht, Feuer anzündet und den kleinen Leib wäscht: alles, was *seine* Erfindung ist, alles dies ist so gedrängt, so schlicht und *so stark* – nicht *ein* Wort kann man streichen, nicht *ein* Wort ändern oder zufügen. Es sind im ganzen fünf Zeilen, und in diesen fünf Zeilen ist für den Leser das ganze Bild dieser traurigen Nacht gezeichnet, und zwar ein Bild, wie es sich in der Phantasie eines sechs- bis siebenjährigen Knaben spiegelt. „Um Mitternacht begann die Mutter plötzlich zu weinen. Die Großmutter stand auf und sagte: ‚Was hast du? Christus sei mit dir!' Die Mutter sagte: ‚Mir ist der Sohn gestorben.' Die Großmutter zündete Feuer an, wusch den Knaben, zog ihm ein Hemd an, band ihm den Gürtel um und legte ihn unter die Heiligenbilder. Als es hell wurde …" Man sieht den Knaben selbst, der von dem bekannten Klagen der Mutter aufgeweckt ist, wie er im Halbschlaf unter dem Kaftan, irgendwo auf der Schlafstätte, hervorlugt und mit erschrockenen, glänzenden Augen verfolgt, was in der Hütte vorgeht; man sieht auch diese von Leiden erschöpfte Soldatenfrau, die am Tag vorher gesagt hat: „Wird diese Last mir bald abgenommen werden!", wie sie das bereut und so betrübt ist durch den Gedanken an den Tod „dieser Last", daß sie nur sagt: „Mir ist der Sohn gestorben", nicht weiß, was sie tun soll, und die alte Frau zu Hilfe ruft; man sieht diese von den Leiden des Lebens ermattete, gebeugte, magere Alte mit den knochigen Gliedern, die sich mit ihren geübten Arbeitshänden nicht eilig, ruhig ans Werk macht: sie zündet einen Kienspan an, holt Wasser und wäscht den Knaben, trägt alles an seinen Ort und den gewaschenen, gegürteten Knaben unter die Heiligenbilder. Und man sieht diese Heiligenbilder, diese ganze schlaflose Nacht bis zum Morgengrauen, als ob man sie selbst erlebte, wie sie der unter

dem Kaftan hervorguckende Knabe erlebt hat: mit allen Einzelheiten ersteht diese Nacht und bleibt in unserer Erinnerung.

Im dritten Kapitel ist mein Einfluß schon geringer. Die ganze Persönlichkeit der Kinderwärterin gehört ihm. Schon im ersten Kapitel hat er mit *einem* Zuge die Beziehungen der Kinderwärterin zur Familie charakterisiert: „sie arbeitete für sich an ihrer Ausstattung, sie hatte vor, zu heiraten." Und dieser *eine* Zug schildert schon das ganze Mädchen, das an den Freuden und dem Kummer der Familie nicht teilnehmen kann und wirklich nicht teilnimmt. Sie hat ihr berechtigtes Interesse, ihr einziges, ihr von der Vorsehung gesetztes Ziel: die künftige Ehe, ihre künftige Familie. Unsere Schriftsteller-Kollegen, besonders diejenigen, die das Volk zu lehren wünschen, indem sie ihm nachahmenswerte Beispiele der Moralität vorführen, hätten sich unbedingt mit der Frage an die Kinderwärterin gewandt, welchen Anteil sie an der allgemeinen Not und dem Kummer der Familie nehme. Sie hätten sie entweder zu einem schändlichen Beispiel von Gleichgültigkeit oder zu einem Muster von Liebe und Selbstaufopferung gemacht, und es wäre ein Gedanke geworden, aber keine lebendige Person, keine Kinderfrau. Nur ein Mensch, der das Leben tief studiert und kennengelernt hat, könnte es verstehen, daß für die Kinderfrau die Frage nach dem Kummer der Familie und dem Soldatendienst des Vaters mit Recht eine Frage zweiter Ordnung ist: sie hat die Heirat im Kopfe. Und diesselbe sieht in der Einfalt seiner Seele der Künstler, auch wenn er ein Kind ist. Wenn wir die Wärterin als rührendste, aufopferungsvollste Jungfrau beschrieben hätten, hätten wir sie uns gar nicht vorstellen können und hätten sie nicht geliebt, wie wir sie jetzt lieben. Jetzt ist sie mir aber so lieb und lebendig, dies Mädchen mit den vollen, roten Wangen, das abends zum Reigen eilt in den Bauernschuhen und dem roten Baumwolltuch, die sie für ihr erarbeitetes Geld gekauft hat; das ihre Familie liebt, obgleich sie jene Armut und Düsterkeit als Last empfindet, die solchen Gegensatz zu ihrer Gemütsstimmung bildet. Ich fühle, daß sie ein gutes Mädchen ist schon deshalb, weil die Mutter sich niemals über sie beklagt und keinen Kummer von ihr gehabt hat. Im Gegenteil, ich fühle, daß sie allein mit ihren Sorgen für den Putz, mit den Bruchstücken der geträllerten Lieder und den Erzählungen vom Dorfklatsch, die sie im Sommer von der Arbeit oder im Winter von der Straße mitbrachte, in der traurigen Zeit der Einsam-

keit der Soldatenfrau als Repräsentantin der Fröhlichkeit, Jugend und Hoffnung diente. Er sagte nicht umsonst, daß nur Freude herrschte, als die Wärterin heiratete; er beschreibt nicht umsonst mit solcher Liebe und Ausführlichkeit die Hochzeitslust; nicht umsonst läßt er nach der Hochzeit die Mutter sagen: „Jetzt sind wir ganz zugrunde gerichtet." Es ist klar, mit der Hochzeit der Wärterin verloren sie jene Heiterkeit und Fröhlichkeit, die sie in ihr Haus gebracht hatte. Diese ganze Beschreibung der Hochzeit ist ungewöhnlich schön. Es kommen da Einzelheiten vor, über die man unwillkürlich in Bedenken gerät, und wenn man sich dann darin erinnert, daß ein elfjähriger Knabe das geschrieben hat, fragt man sich: Ist das zufällig? So glaubt man ihn nach dieser gedrängten und kraftvollen Beschreibung vor sich zu sehen, diesen elfjährigen Jungen, nicht größer als der Tisch, mit seinen klugen und aufmerksamen Äuglein, den niemand beobachtet, doch der alles behält und bemerkt. Als er z. B. einmal Brot haben wollte, sagte er nicht, er habe seine Mutter gebeten, sondern er sagte, er habe die Mutter niedergebogen. Und das sagte er nicht zufällig, sondern sagte es, weil er sich an sein Verhältnis zur Mutter erinnert, während er heranwuchs, und sich erinnert an sein schüchternes Verhalten gegen die Mutter in Anwesenheit anderer und an sein vertrauliches, wenn sie allein waren. An eine andere von den vielen Beobachtungen, die er während einer Trauungszeremonie hatte anstellen können, hatte er sich erinnert und gerade die ausgeschrieben, die für ihn und für jeden von uns den ganzen Charakter dieser Zeremonien schildert. Als man sagte „bitter", nahm die Wärterin das Konradchen *bei den Ohren*, und sie küßten sich. Darauf der Tod der Großmutter, ihre Erinnerung an den Sohn vor ihrem Tode und der besondere Charakter des Kummers der Mutter – alles das war so fest und gedrängt, und alles das war sein Eigentum.

Von der Rückkehr des Vaters hatte ich ihm am meisten gesprochen, als ich das Thema der Erzählung aufgab. Mir gefiel diese Szene, und ich erzählte sentimental-fade; aber gerade diese Szene gefiel auch ihm sehr, und er bat mich: „Sagen Sie nichts, ich weiß selbst, ich weiß schon", – so sagte er zu mir und begann zu schreiben, und von dieser Stelle an schrieb er die ganze Erzählung in einem Zuge nieder. Für mich wird es sehr interessant sein, die Meinung anderer Kenner zu erfahren; aber ich halte es für meine Pflicht,

offen meine Meinung auszusprechen. Nichts diesen Seiten Ähnliches habe ich in der russischen Literatur gefunden. Bei diesem ganzen Zusammentreffen ist nicht ein einziger Hinweis darauf, daß es rührend war; es wird nur erzählt, wie es geschah: doch von allem, was geschah, wird nur gerade das erzählt, was für den Leser zum Verständnis der Lage aller Personen nötig ist. Der Soldat in seinem Hause sagte nur drei Worte. Zuerst faßte er Mut und sagte: „Guten Tag!" Als er allmählich die angenommene Rolle vergaß, sagte er: „Was, seid ihr nur so wenige in eurer Familie?" Und alles das wurde ausgesprochen in den Worten: „Wo ist denn mein Mütterchen?" Wie ganz einfache und natürliche Worte, und keine der Personen vergessen! Der Junge war froh und weinte sogar; doch er ist – ein Kind, und deshalb, trotzdem der Vater weinte, untersuchte er auf der Stelle seinen Ranzen und seine Taschen. Nicht vergessen ist auch die Kinderwärterin. Greifbar sehen wir vor uns dies rotwangige Weib, wie sie in Bauernschuhen in Gegenwart von Leuten schüchtern in die Hütte tritt und, ohne ein Wort zu sagen, den Vater küßt. Greifbar sehen wir vor uns den glücklichen Soldaten, der ganz den Kopf verloren hat und alle der Reihe nach küßt, ohne zu wissen wen, und der, als er erfährt, das junge Weib sei seine Tochter, sie noch einmal zu sich ruft und sie schon nicht einfach küßt wie ein beliebiges junges Weib, sondern sie wie seine Tochter küßt, die er einmal verlassen hat, ohne daß es ihm leid getan hätte.

Der Vater hatte sich gebessert. Wie viele falsche und unpassende Phrasen hätten wir in diesem Falle gemacht! Doch Fedjka erzählte einfach, wie die Wärterin Branntwein brachte, aber er nicht zu trinken anfing. Und wir sehen auch die Frau, wie sie aus dem Sack die letzten dreiundzwanzig Kopeken hervorholt und außer Atem das junge Weib auf dem Flur flüsternd nach dem Branntwein ausschickt und ihr die Kupfermünzen in die Hand schüttet. Wir sehen dies junge Weib, wie sie, die Schürze über den Arm geschlagen, mit einem halben Maß in der Hand, mit den Bauernschuhen auftrampelnd und hinter dem Rücken mit den Ellenbogen schlenkernd, mit dem halben Maß in der Hand zur Schenke läuft. Wir sehen, wie sie ganz rot in die Hütte tritt, unter der Schürze das halbe Maß hervorholt, wie die Mutter es zufrieden und fröhlich auf den Tisch stellt, und wie es die Soldatenfrau teils kränkt, teils erfreut, daß ihr Mann nicht zu trinken anfängt. Und wir sehen, wenn er in einem solchen

Augenblick nicht zu trinken anfing, dann hat er sich schon ganz gewiß gebessert. Wir fühlen, wie alle Glieder der Familie ganz andere Menschen geworden sind. „Mein Vater betete zu Gott und setzte sich an den Tisch. Ich setze mich neben ihn, die Wärterin setzte sich aufs Fensterbrett, und die Mutter stand am Tisch und sah den Vater an und sagt: Sieh mal, du hast dich verjüngt – du hast keinen Bart mehr. Alle fingen an zu lachen."

Und erst als alle hinausgegangen waren, begannen die richtigen Familienunterhaltungen. Erst da kommt es an den Tag, daß der Soldat ein reicher Mann geworden ist, und reich geworden auf die einfachste und natürlichste Weise, ebenso wie fast alle Leute auf der Welt reich werden, d. h. fremde, fiskalische, allgemeine Gelder waren durch einen glücklichen Zufall in seinen Händen geblieben. Einige unter den Lesern der Erzählung bemerkten zu ihr, daß diese Einzelheit unmoralisch sei, und daß man die Vorstellung vom Fiskus, als einer melkenden Kuh, ausrotten und nicht im Volk bekräftigen müsse. Für mich jedoch ist dieser Zug – abgesehen von seiner künstlerischen Wahrheit – besonders wertvoll. Fiskalische Gelder bleiben ja immer hängen – warum sollten sie nicht irgendeinmal bei dem obdachlosen Soldaten Gordjej hängen bleiben? In der Anschauung von Ehrlichkeit trifft man oft auf einen vollkommenen Gegensatz beim Volk und bei den höheren Klassen. Die Forderungen des Volkes sind besonders ernst und streng in Hinsicht auf die Ehrlichkeit in den nächsten Beziehungen, z. B. in der Beziehung zur Familie, zum Dorf, zur Bauerngemeinde. In der Beziehung zu Fernerstehenden – zum Publikum, zum Staat, besonders zu Ausländern, zum Fiskus, – haben sie nur eine unklare Vorstellung von der Anwendbarkeit der allgemeinen Regeln der Ehrlichkeit. Der Bauer, der niemals seinen Bruder belügt, alle möglichen Entbehrungen für seine Familie erträgt, der keine Kopeke zuviel und keine nicht verdiente von seinem Dorfgenossen oder Nachbarn nimmt, – derselbe Bauer wird einen Ausländer oder Städter rupfen wie eine Linde, einen Adeligen oder Beamten mit jedem Worte belügen; ist er Soldat, wird er einen gefangenen Franzosen ohne alle Gewissensbisse erstechen, und fallen ihm fiskalische Gelder in die Hände, wird er es für ein Verbrechen gegen seine Familie halten, sie nicht zu benutzen. In den höheren Klassen dagegen ist es ganz entgegengesetzt. Unsereiner betrügt eher seine Frau, seinen Bruder, den Kaufmann, mit dem er

zehn Jahre zu tun hat, sein Gesinde, seine Bauern, den Nachbarn, und derselbe Mensch wird im Ausland beständig von der Furcht verzehrt, er könne zufällig jemand betrügen, und bittet immer, ihm doch anzugeben, wem er noch Geld geben müsse. Unsereiner rupft seine Kompagnie oder sein Regiment, um sich Champagner und Handschuhe zu verschaffen, und wird sich in Liebenswürdigkeiten vor einem gefangenen Franzosen erschöpfen. Derselbe Mensch hält es in bezug auf den Fiskus für das größte Verbrechen, solche Gelder zu benutzen, wenn er kein Geld hat; doch er hält nur dafür: größtenteils hält er bei sich bietender Gelegenheit nicht stand und tut das, was er selbst für eine Gemeinheit hält. Ich sage nicht, was besser ist; ich sage nur, wie es nach meiner Ansicht ist. Ich will nur noch bemerken, daß die Ehrlichkeit keine Überzeugung ist, daß der Ausdruck „ehrliche Überzeugungen" nach meiner Meinung ganz unsinnig ist: es gibt ehrliche Gewohnheiten, aber keine ehrlichen Überzeugungen.

Das Wort „ehrliche Überzeugungen" ist nur eine Phrase; infolgedessen sind diese angeblichen ehrlichen Überzeugungen, die sich auf die entferntesten Lebensbedingungen beziehen – auf den Fiskus, den Staat, Europa, die Menschheit – und nicht auf die Gewöhnung an Ehrlichkeit gegründet sind, nicht in den nächsten Lebensbeziehungen großgezogen sind, – deshalb erweisen sich diese ehrlichen Überzeugungen oder, richtiger, Phrasen von Ehrlichkeit als unbrauchbar für das Leben.

Ich kehre zu der Erzählung zurück. Das Erscheinen der dem Fiskus genommenen Gelder, das im ersten Augenblick unmoralisch zu sein scheint, hat nach meiner Meinung im Gegenteil einen äußerst liebenswürdigen, rührenden Charakter. Wie oft enthüllt ein Literat unseres Kreises, indem er in der Einfalt seiner Seele seinen Helden als Ideal der Ehrlichkeit hinzustellen wünscht, uns das ganze schmutzige und liederliche Innere seiner Phantasie. Hier ist es umgekehrt: der Autor muß seinen Helden glücklich machen; zum Glück hätte die Rückkehr zur Familie genügt, doch es sollte noch die Armut vernichtet werden, die so viele Jahre die Familie gedrückt hatte, – woher sollte er nun den Reichtum nehmen? – Vom unpersönlichen Fiskus. Wenn er Reichtum verleihen wollte, mußte er ihn doch irgend jemand nehmen: auf gerechtere, vernünftigere Weise konnte man ihn nicht finden.

Gerade in der Szene der Entdeckung dieser Gelder kommt eine kleine Einzelheit vor, ein einziges Wort, das mich jedesmal, wenn ich es lese, von neuem in Erstaunen versetzt. Es beleuchtet das ganze Bild, skizziert alle Personen und ihre Beziehungen, und es ist doch nur ein Wort, und dazu ein falsch gebrauchtes, syntaktisch unrichtiges Wort, – das ist das Wort „sie beeilte sich". Ein Lehrer der Syntax muß sagen, daß dies falsch ist. „Sie beeilte sich" fordert eine Ergänzung: sie beeilte sich, was zu tun? muß der Lehrer fragen. Aber hier heißt es einfach: „Die Mutter nahm die Gelder und beeilte sich, trug sie weg, um sie zu verwahren", – und das ist entzückend. Ich hätte wohl ein solches Wort sagen mögen und möchte wünschen, daß Sprachlehrer einen solchen Satz sagten oder schrieben: „Als wir gegessen hatten, küßte die Wärterin noch einmal den Vater und ging nach Hause. Dann begann der Vater im Ranzen zu kramen, und die Mutter und wir sahen zu. Da erblickte die Mutter dort ein Büchlein und sagte: ‚Ah, hast du lesen gelernt?' Der Vater antwortete: ‚Ja'. Hierauf zog der Vater ein großes Bündel heraus und gab es der Mutter. Die Mutter sagt: ‚Was ist das?' Der Vater antwortet: ‚Gelder'. Die Mutter freute sich und beeilte sich, trug sie weg, um sie zu verwahren. Dann kam die Mutter und sagt: ‚Wo hast du das genommen?' Der Vater sagt: ‚Ich war Unteroffizier und hatte Kronsgelder in den Händen; ich verteilte sie an die Soldaten und behielt etwas übrig, – ich nahm es an mich'. Meine Mutter war so froh und lief wie eine Wahnsinnige. Der Tag war schon vorüber, der Abend brach an. Man zündete Feuer an. Mein Vater nahm das Büchlein und begann zu lesen. Ich setzte mich neben ihn und hörte zu, und die Mutter leuchtete mit einem Kienspan. Und lange las der Vater in dem Büchlein. Darauf legten wir uns schlafen. Ich legte mich hinten auf die Bank zu meinem Vater, und die Mutter legte sich zu unsern Füßen, und lange unterhielten sie sich, fast bis Mitternacht. Dann schliefen wir ein."

Hier ist wieder eine kaum merkliche Einzelheit, die uns keineswegs in Erstaunen versetzt, aber doch einen tiefen Eindruck hinterläßt, – wie sie sich schlafen legten: der Vater legte sich mit dem Sohne hin, die Mutter legte sich zu ihren Füßen, und sie konnten lange nicht ein Ende finden mit ihren Reden. Wie warm drängte sich, denke ich, der Sohn an die Brust des Vaters und wie wunderbar und erquickend war es für ihn, beim Einschlafen und im Halb-

schlummer stets diese zwei Stimmen zu hören, von denen er die eine so lange nicht gehört hatte. Man hätte annehmen können, daß alles zu Ende wäre: der Vater war zurückgekehrt, Armut war nicht mehr da. Doch gab er sich damit nicht zufrieden (allzu lebhaft hatten sich anscheinend in seiner Phantasie diese erfundenen Leute festgesetzt), er mußte sich noch lebhaft das Bild ihres veränderten Lebens ausmalen, sich klar vorstellen, daß jetzt diese Frau nicht mehr eine einsame, armselige Soldatenfrau mit kleinen Kindern ist, sondern daß jetzt ein starker Mann im Hause ist, der von den müden Schultern der Frau die ganze Last des niederdrückenden Kummers und der Armut nimmt und selbständig, fest und fröhlich ein neues Leben heraufführt. Und zu diesem Zweck malt er uns nur eine einzige Szene: wie mit der schartigen Axt der rüstige Soldat Holz haut und in die Hütte trägt. Wir sehen, wie der scharfäugige Junge, der sich gewöhnt hatte an das Ächzen der schwächlichen Mutter und Großmutter, mit Verwunderung, Achtung und Stolz sich weidet an den muskulösen, aufgestreiften Armen des Vaters, an den energischen Axtschlägen, bei denen sein männlicher Körper gleichzeitig tief einatmet, und an dem Block, der sich wie ein Span unter der schartigen Axt abspaltete. Wir sehen uns das an und sind vollkommen beruhigt über das zukünftige Leben der Soldatenfrau. Jetzt wird sie schon nicht mehr zugrunde gehen, die Gute, denke ich.

„Am Morgen stand die Mutter auf, ging zum Vater und sagt: ‚Gordjej, steh auf, wir brauchen Holz, um den Ofen zu heizen.' Vater erhob sich, zog sich die Schuhe an, setzte die Mütze auf und sagt: ‚Ist eine Axt da?' Die Mutter antwortet: ‚Ja, eine schartige, vielleicht hackt sie nicht.' Mein Vater ergriff kräftig die Axt mit beiden Händen, ging auf ein Scheit zu, stellte es aufrecht hin und schlug mit voller Kraft darauf los und spaltete das Scheit; nachdem er das Holz gespalten hatte, schleppte er es auch in die Hütte. Die Mutter heizte die Hütte, machte sie warm, und es wurde fein hell."

Doch dem Künstler war auch das noch nicht genug. Er will uns auch noch eine andere Seite ihres Lebens zeigen, die Poesie des heiteren Familienlebens, und malt uns das folgende Bild:

„Als es fein hell geworden war, sagt mein Vater: ‚Matrjona!' Die Mutter kommt heran und sagt: ‚Nun, was?' Der Vater antwortet: ‚Ich denke eine Kuh zu kaufen, fünf Schafe, zwei Pferdchen, ja auch eine Hütte, – sie ist ja schon baufällig … nun, das kann alles zusammen

ganze 150 Rubel kosten.' Die Mutter bedachte sich etwas, dann sagte sie: ‚Nun ja, wir werden alles Geld durchbringen.' Der Vater sagt: ‚Wir werden arbeiten.' Die Mutter sagt: ‚Nun gut, kaufen wir! Doch wie – woher nehmen wir das Holzgerüst?' Der Vater sagt: ‚Hat denn Kirjucha keins?' Die Mutter antwortet: ‚Das ist es ja eben, er hat keins. Die Fokanytschews haben es mitgenommen.' Der Vater dachte nach und sagt: ‚Nun, dann wollen wir es von Brjanzews nehmen.' Die Mutter antwortet: ‚Auch der wird kaum eins haben.' Der Vater sagt: ‚Nun, wie sollte er keins haben – er ist doch Holzhauer.' Die Mutter sagt: ‚Wenn er nur nicht zu viel nähme, – paß nur auf, was für eine Bestie er ist.' Der Vater antwortet: ‚Ich will hingehen, ein Schnäpschen mitnehmen und mit ihm die Sache besprechen; und du backe zum Mittagessen ein Ei in der Asche.' Die Mutter kochte da einen Happen zum Mittagessen: sie lieh es bei ihren Verwandten. Dann nahm der Vater Branntwein und ging zu Brjanzew, und wir blieben zurück und saßen lange da. Mir wurde es langweilig ohne den Vater. Ich bat Mutter, sie möge mich dorthin gehen lassen, wohin der Vater gegangen sei. Die Mutter sagt: ‚Du wirst dich verlaufen. Ich begann zu weinen und wollte weggehen; doch die Mutter schlug mich, und ich setzte mich auf den Ofen und weinte immer heftiger. Darauf, sehe ich, trat der Vater in die Hütte und sagt: ‚Was weinst du?' Die Mutter sagt: ‚Fedjuschka wollte dir nachlaufen, und ich habe ihn geschlagen.' Der Vater kam zu mir und sagt: ‚Warum weinst du?' Ich beschwerte mich über die Mutter. Der Vater ging zur Mutter und begann, sie zu schlagen … so mit Willen, und sagt selbst dabei: ‚Schlag nicht Fedja, schlag nicht Fedja!' Die Mutter tat so, als ob sie weinte. Und ich setzte mich auf des Vaters Knie und war froh. Dann setzte sich der Vater an den Tisch, setzte mich neben sich und rief: ‚Mutter, gib Fedja und mir das Mittag, – wir wollen essen!' Die Mutter setzte uns Rindfleisch vor, und wir begannen zu essen. Wir waren fertig mit dem Mittagessen, da sagt die Mutter: ‚Nun, wie steht's mit dem Holzgerüst?' Der Vater antwortet: ‚50 Silberrubel.' Die Mutter sagt: ‚Das geht ja noch.' Der Vater sagt: ‚Ja, da ist nichts zu sagen, ein famoses Gerüst.'"

Wie einfach scheinbar, wie wenig ist gesagt, und doch tut sich die Perspektive ihres ganzen Familienlebens vor uns auf. Wir sehen, daß der Junge noch ein Kind ist, das weint und nach einem Augenblick wieder fröhlich ist; wir sehen, daß der Junge die Liebe der

Mutter nicht zu würdigen versteht und sie gegen die des männlichen Vaters eintauscht, der den Block gespalten hat; wir sehen, daß die Mutter weiß, so müsse es sein, und nicht eifersüchtig wird; wir sehen diesen wunderbaren Gordjej, dem Glück das Herz füllt. Uns wird bedeutet, daß sie Rindfleisch aßen, und diese reizende Komödie, die sie alle spielen, und alle wissen, daß es eine Komödie ist, doch sie spielen sie aus Übermaß an Glück. „Schlag nicht Fedja, schlag nicht Fedja", sagt der Vater, gegen sie ausholend. Und die an ungekünstelte Tränen gewöhnte Mutter weinte absichtlich, glücklich den Vater und den Sohn anlachend, und dieser Junge, der dem Vater auf die Knie kletterte, war stolz und fröhlich, ohne selbst zu wissen warum, – stolz und fröhlich vielleicht, weil sie jetzt alle glücklich sind.

„Dann setzte sich der Vater an den Tisch, setzte mich neben sich und rief: ‚Mutter, gib Fedja und mir das Mittag, – wir wollen essen!'"

Wir wollen essen, und er setzte ihn neben sich. Welche Liebe und welch glücklicher Stolz der Liebe atmet in diesen Worten! Etwas Reizenderes, Herzlicheres als diese letzte Szene kommt in der ganzen reizenden Erzählung nicht vor.

Doch was wollen wir mit allem diesem sagen? Welche Bedeutung in pädagogischer Beziehung hat diese Erzählung, die von einem vielleicht außergewöhnlichen Knaben geschrieben ist? Man wird uns sagen: „Sie, der Lehrer, haben vielleicht, ohne es selbst zu merken, bei der Abfassung dieser und anderer Erzählungen mitgeholfen, und es ist zu schwierig, die Grenzen dessen zu finden, was Ihnen angehört, und dessen, was selbständig ist." Man wird uns sagen: „Geben wir zu, die Erzählung ist gut; doch das ist nur eine von den Gattungen der Literatur." Man wird uns sagen: „Fedjka und die übrigen Jungen, deren Werke Sie gedruckt haben, sind eine glückliche Ausnahme." Man wird uns sagen: „Sie sind selbst Schriftsteller, – Sie haben, ohne es selbst zu merken, den Schülern auf solchen Wegen geholfen, die man andern Lehrern, die nicht Schriftsteller sind, nicht als Regel vorschreiben kann." Man wird uns sagen: „Aus allem diesem kann man unmöglich eine allgemeine Regel oder Theorie ableiten. Es ist eine teilweise interessante Erscheinung, und weiter nichts."

Ich will mich bemühen, meine Schlüsse so wiederzugeben, daß sie alle diese von mir vorausgesetzten Einwände beantworten.

Die Gefühle der Wahrheit, der Schönheit und des Guten sind unabhängig von dem Grade der Entwicklung. Die Schönheit, die Wahrheit und das Gute sind Begriffe, die nur die Harmonie der Verhältnisse in der Richtung der Wahrheit, der Schönheit und des Guten ausdrücken. Die Lüge ist nur die Nichtübereinstimmung der Verhältnisse in der Richtung der Wahrheit; eine absolute Wahrheit gibt es ja nicht. Ich lüge nicht, wenn ich sage, die Tische drehen sich bei Berührung mit den Fingern, wenn ich daran glaube, obgleich es unwahr ist; aber ich lüge, wenn ich sage, ich habe kein Geld, wenn ich mir bewußt bin, daß ich Geld habe. Eine große Nase ist an sich nicht mißgestaltet; aber sie ist mißgestaltet in einem kleinen Gesicht. Die Mißgestalt – ist nur die Disharmonie im Verhältnis zur Schönheit. Sein Mittagessen an einen Bettler verschenken oder es selbst verzehren – darin ist an und für sich nichts Schlechtes; aber es verschenken oder dies Mittagessen verzehren, wenn meine Mutter vor Hunger stirbt, das ist eine Disharmonie der Verhältnisse in der Richtung auf das Gute. Wenn wir erziehen, bilden, entwickeln oder sonstwie auf ein Kind einwirken, müssen wir ein Ziel haben und haben es auch unbewußt – die größte Harmonie in der Richtung der Wahrheit, der Schönheit und des Guten zu erreichen. Wenn die Zeit nicht verginge, wenn das Kind nicht mit allen seinen Seiten lebte, könnten wir diese Harmonie in Ruhe dadurch erreichen, daß wir dort, wo uns ein Mangel zu sein scheint, etwas hinzufügen und dort, wo uns etwas Überflüssiges zu sein scheint, es wegnehmen. Aber das Kind lebt, jede Seite seines Wesens strebt nach Entwicklung, eine überholt die andere, und größtenteils nehmen wir schon die Vorwärtsbewegung dieser Seiten seines Wesens für das Ziel und wirken mit nur zur Entwicklung, aber nicht zur Harmonie der Entwicklung. Darin besteht der ewige Irrtum aller pädagogischen Theorien. Wir sehen unser Ideal vor uns, während es hinter uns steht. Die notwendige Entwicklung des Menschen ist nicht nur kein Mittel zur Erreichung dieses Ideals der Harmonie, das wir in uns tragen, sondern ist ein Hindernis, das der Schöpfer vor die Erreichung des höchsten Ideals der Harmonie gesetzt hat. In diesem notwendigen Gesetz der Vorwärtsbewegung besteht der Sinn jener Frucht des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen, von der unser Stammvater gekostet hat. Ein gesundes Kind kommt zur Welt, indem es vollkommen jene Forderungen einer absoluten Harmonie in bezug

auf die Wahrheit, die Schönheit und das Gute, die wir in uns tragen, befriedigt; es steht den unbeseelten Wesen nahe – dem Pflanzenreich, dem Tierreich, der Natur, die uns beständig jene Wahrheit, jene Schönheit und jenes Gute darbietet, was wir suchen und wünschen. In allen Jahrhunderten und bei allen Menschen stellte man sich das Kind vor als ein Muster der Unschuld, der Sündlosigkeit, des Guten, der Wahrheit und Schönheit. Der Mensch wird vollkommen geboren – das ist ein großes Wort, das Rousseau gesagt hat, und dies Wort wird, wie ein Fels, fest und wahr bleiben. Bei seiner Geburt stellt der Mensch in sich das Urbild der Harmonie der Wahrheit, der Schönheit und des Guten dar. Doch jede Stunde im Leben, jede Minute der Zeit vergrößern die Ausdehnung, die Menge und die Zeit jener Verhältnisse, die bei seiner Geburt sich in vollständiger Harmonie befanden, und jeder Schritt und jede Stunde bedroht diese Harmonie mit Störung, und jeder folgende Schritt und jede folgende Stunde bedroht sie mit einer neuen Störung und gibt keine Hoffnung auf Wiederherstellung der gestörten Harmonie.

Größtenteils lassen die Erzieher außer acht, daß das Kindes*alter* das Urbild der Harmonie ist, und nehmen die Entwicklung des Kindes, die unabhängig nach unveränderlichen Gesetzen vor sich geht, für das Ziel. Die Entwicklung wird irrtümlich für das Ziel genommen, weil den Erziehern das zustößt, was den schlechten Bildhauern zu passieren pflegt.

Anstatt sich zu bemühen, eine einseitige, übertriebene Entwicklung aufzuhalten oder die allgemeine Entwicklung zu hemmen, um eine neue Zufälligkeit abzuwarten, die die eingetretene Unregelmäßigkeit aufhebt, streben die Erzieher – wie ein schlechter Bildhauer immer mehr aufklebt, anstatt das Überflüssige abzuschaben – immer nur nach dem einen, wie sie es anstellen, dass der Prozeß der Entwicklung nicht unterbrochen wird; und wenn sie an Harmonie denken, so streben sie immer danach, sie dadurch zu erreichen, daß sie einem uns unbekannten Urbild in der Zukunft sich annähern und sich von dem Urbilde in der Gegenwart und in der Vergangenheit entfernen. Wie unregelmäßig auch die Entwicklung eines Kindes sein mag, immer bleiben noch in ihm die ursprünglichen Züge der Harmonie. Indem man die Entwicklung mäßigt oder wenigstens nicht zu ihr mitwirkt, kann man noch hoffen, wenigstens einige Annäherung an Regelmäßigkeit und Harmonie zu erhalten. Doch wir

sind so überzeugt von uns selbst, so schwärmerisch dem falschen Ideal der ausgewachsenen Vollkommenheit ergeben, so unduldsam gegen die uns berührenden Unregelmäßigkeiten und so fest überzeugt von unserer Macht, sie zu verbessern, so wenig verstehen wir die ursprüngliche Schönheit des Kindes zu begreifen und zu würdigen, daß wir möglichst schnell die uns in die Augen fallenden Unregelmäßigkeiten anfachen, verstopfen, das Kind verbessern, erziehen. Bald muß man die eine Seite der andern gleichmachen, bald die andere der ersten. Man entwickelt das Kind immer weiter und weiter, und immer weiter und weiter entfernt man sich von dem gewesenen und vernichteten Urbilde, und immer unmöglicher wird die Erreichung des vorgestellten Urbildes der Vollkommenheit des erwachsenen Menschen. *Unser Ideal liegt hinter uns und nicht vor uns.* Die Erziehung verdirbt die Menschen und bessert sie nicht. Je verdorbener ein Kind ist, desto weniger darf man es erziehen, desto mehr Freiheit braucht es.

Ein Kind zu lehren und zu erziehen ist unmöglich aus dem einfachen Grunde, daß das Kind jenem Ideal der Harmonie, der Wahrheit, der Schönheit und des Guten näher steht als ich, näher als jeder Erwachsene: jenem Ideal, zu dem ich es in meinem Hochmut emporheben will. Das Bewußtsein dieses Ideals liegt stärker in ihm als in mir. Es braucht von mir nur Material, um sich harmonisch und allseitig zu füllen. So wie ich ihm nur volle Freiheit gab, aufhörte, es zu lehren, schrieb es ein solches poetisches Werk, dem in der russischen Literatur keins gleichkommt. Und deshalb können wir Kinder im allgemeinen und Bauernkinder im besondern nicht schreiben und schriftstellern lehren – besonders nicht poetische Werke schreiben. Alles, was wir tun können, ist, daß wir sie lehren, wie sie die Schriftstellerei anfassen müssen.

Wenn man das, was ich zur Errichtung dieses Zieles getan habe, Methoden nennen kann, so waren diese Methoden die folgenden:

1. Man lege eine möglichst große und mannigfaltige Auswahl von Themen vor, denke sie aber nicht besonders für die Kinder aus, sondern lege Themen vor, die ganz ernsthaft sind und den Lehrer selbst interessieren.

2. Man lasse die Kinder Kinderaufsätze lesen und lege ihnen nur Kinderaufsätze als Muster vor; denn Aufsätze von Kindern sind

immer wahrer, geschmackvoller und sittlicher als Aufsätze von Erwachsenen.

3. (Besonders wichtig.) Man mache niemals bei Durchsicht der Kinderaufsätze den Schülern Bemerkungen, weder über die Sauberkeit der Hefte noch über Kalligraphie oder Orthographie, vor allem nicht über den Satzbau und die Logik.

4. Da bei der Abfassung von Aufsätzen die Schwierigkeit nicht im Umfang oder im Inhalt liegt, sondern in der künstlerischen Behandlung des Themas, so muß die Stufenfolge der Themen nicht im Umfang, nicht im Inhalt, nicht in der Sprache liegen, sondern im Mechanismus der Sache; dieser besteht darin, daß erstens aus einer größeren Zahl von sich darbietenden Gedanken und Bildern eins gewählt werden muß; zweitens, daß dafür Worte gewählt werden müssen, es in Worte gekleidet werden muß; drittens, daß man sich daran erinnert und eine Stelle dafür aussucht; viertens, daß man sich an das Aufgeschriebene erinnert, sich nicht wiederholt, nichts ausläßt und das Folgende mit dem Vorhergehenden zu verbinden versteht; schließlich fünftens, daß man gleichzeitig denkt und niederschreibt und daß eins das andere nicht stört. Zu diesem Zwecke machte ich folgendes: einige von diesen Seiten der Arbeit nahm ich zu Anfang auf mich und überließ ihnen allmählich alle zu eigener Erledigung. Zuerst wählte ich für sie aus den sich darbietenden Gedanken und Bildern diejenigen aus, die mir die besten zu sein schienen, und behielt sie im Gedächtnis und wies ihnen eine Stelle an und verglich mit dem Niedergeschriebenen, um Wiederholungen zu vermeiden, und schrieb selbst, indem ich ihnen nur überließ, die Bilder und Gedanken in Worte zu kleiden; dann ließ ich sie selbst wählen, dann auch mit dem Niedergeschriebenen vergleichen, und schließlich übernahmen sie, wie bei der Abfassung des *„Soldatenlebens“*, selbst auch den Prozeß der Niederschrift.

III.
Über die Volkszählung in Moskau

(1882)[1]

Leo N. Tolstoi

Der Zweck der Volkszählung ist ein wissenschaftlicher. Die Volkszählung ist soziologische Forschung. Der Zweck der soziologischen Wissenschaft aber ist das Glück der Menschen. Diese Wissenschaft und ihre Methoden unterscheiden sich scharf von allen anderen Wissenschaften.

Ihre Besonderheit besteht darin, daß die soziologischen Forschungen nicht von Gelehrten in ihren Schreibstuben, Observatorien und Laboratorien ausgeführt werden, sondern von zweitausend Menschen aus der Gesellschaft. Eine andere Besonderheit besteht darin, daß die Forschungen in den anderen Wissenschaften nicht an lebenden Menschen angestellt werden, während hier lebende Menschen der Gegenstand der Forschung sind. Eine dritte Besonderheit ist die, daß das Ziel jeder anderen Wissenschaft nur das Wissen ist, hier aber die Glückseligkeit der Menschen. Die Nebelflecken kann ein Mensch allein erforschen, zur Erforschung Moskaus braucht man zweitausend Menschen. Der Zweck der Erforschung der Nebelflecken ist lediglich der, alles über die Nebelflecken zu erfahren; der Zweck der Erforschung der Einwohner ist, die Gesetze der Soziologie zu finden und auf der Basis dieser Gesetze ein besseres Leben der Menschen zu begründen. Den Nebelflecken ist es ganz gleichgültig, ob man sie erforscht oder nicht. Sie haben gewartet und hätten noch lange gewartet. Den Einwohnern Moskaus aber ist es nicht gleichgültig, besonders nicht den Unglückli-

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOJ: Was sollen wir denn t[h]un? Erster Band. Mit Anhang über die Volkszählung in Moskau. (= Leo N. Tolstoj: Gesammelte Werke. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld: II. Serie, Band 5). Jena: Eugen Diederichs Verlag 1911, S. 304-323. [Übersetzer laut Einführung: Carl Ritter; die erste Auflage erschien 1902.]

chen, die den anziehendsten Gegenstand der Soziologie bilden. Der Zähler kommt in das Nachtasyl. Er findet im Keller einen Menschen, der aus Mangel an Nahrung zu sterben droht, und fragt ihn höflich nach Namen, Vornamen, Vatersnamen, nach der Art seiner Beschäftigung. Er schwankt einen Augenblick, ob er ihn in die Liste als Lebenden einzutragen hat, schreibt ihn schließlich ein und geht seines Weges weiter.

Und so werden zweitausend junge Leute umhergehen. Das ist nicht gut. Die Wissenschaft thut ihr Werk, und der Gesellschaft, die berufen ist, in der Person der zweitausend jungen Leute mit der Wissenschaft zusammenzuwirken, liegt es ob, ihr Werk zu thun. Der Statistiker, der seine Schlüsse aus den Zahlen zieht, darf gleichgültig sein gegen die Menschen, wir Zähler aber, die wir diese Menschen sehen und nicht vom wissenschaftlichen Eifer fortgerissen werden, wir können nicht umhin, uns menschlich zu ihnen zu verhalten. Die Wissenschaft thut ihr Werk und thut ein für ihre Zwecke in ferner Zukunft nützliches und für uns notwendiges Werk! Die Männer der Wissenschaft haben die Möglichkeit, ohne innere Teilnahme zu sagen: im Jahre 1882 giebt es so viel Bettler, so viel Prostituierte, so viel schutzlose Kinder. Die Wissenschaft kann dies ohne Teilnahme und mit Befriedigung sagen; sie weiß, die Bestätigung dieser Thatsache führt dazu, die Gesetze der Soziologie aufzuhellen, und die Aufhellung der Gesetze führt dazu, die Gesellschaft auf bessere Grundlagen zu stellen. Wie aber, wenn wir, die wir nicht Männer der Wissenschaft sind, sagen wollten: Ihr geht zu Grunde in der Ausschweifung, ihr sterbt vor Hunger, ihr siecht dahin, ihr tötet einer den anderen; ihr braucht euch darum nicht zu grämen; seid ihr erst alle zu Grunde gegangen und noch viele Hunderttausende solcher wie ihr, dann wird die Wissenschaft vielleicht alles schön einrichten. Für die Männer der Wissenschaft hat die Volkszählung ihr eigenes Interesse; für uns hat sie eine eigene, ganz und gar andere Bedeutung. Für die Gesellschaft besteht das Interesse und die Bedeutung der Volkszählung darin, daß sie ihr einen Spiegel darbietet, in dem sich, wir mögen wollen oder nicht, die ganze Gesellschaft und jeder einzelne von uns wiedersieht.

Die Zahlen und die Schlüsse sind ein Spiegel. Man kann sie ungelesen lassen, wie man sich vom Spiegel abwenden kann. Man kann flüchtig in die Zahlen und in den Spiegel blicken, und man

kann ganz nahe hineinsehen. Als Volkszähler umhergehen, wie das jetzt tausende Menschen thun, heißt nahe in den Spiegel hineinsehen.

Was bedeutet für uns Moskauer, nicht Männer der Wissenschaft, die Volkszählung, die jetzt stattfindet? Zweierlei. Erstens, daß wir zuverlässig erfahren werden, daß unter uns, unter den Zehntausenden, die Zehntausende verbrauchen, viele Zehntausende Menschen ohne Brot, ohne Kleidung, ohne Obdach leben; zweitens, daß unsere Brüder und Söhne umhergehen und dieses sehen und ruhig in die Rubriken eintragen werden, wie viel Menschen es giebt, die vor Hunger und Frost dahinsterben.

Beides ist sehr, sehr schlimm.

Alle Welt klagt über die Erschütterung unserer Gesellschaftsordnung, über die ungewöhnliche Spannung, über die revolutionäre Stimmung. Wo liegt die Wurzel dieser Dinge? Worauf berufen sich die Revolutionäre? Auf die Armut, die Ungleichmäßigkeit in der Verteilung des Besitzes. Woraus berufen sich die Konservativen? Auf den Verfall unserer sittlichen Grundlagen. Was haben wir zu thun, wenn die Ansicht der Revolutionäre richtig ist? Die Armut und die Ungleichmäßigkeit des Besitzes zu verringern. Wie kann das geschehen? Die Reichen müssen teilen mit den Armen. Ist aber die Ansicht der Konservativen richtig, daß nämlich alles Übel von dem Verfall unserer sittlichen Grundlagen komme, was kann unsittlicher und verderbter sein, als die bewußt gleichgültige Betrachtung menschlichen Unglücks, lediglich zu dem Zweck, es in Rubriken einzutragen?

Was also muß geschehen? Wir müssen mit der Volkszählung das Werk eines liebevollen Verkehrs der Reichen, Müßigen und Gebildeten mit den Besitzlosen, Bedrückten und Unwissenden verbinden.

Die Wissenschaft thut ihr Werk, wohlan! Laßt uns das unsere thun. Laßt uns das folgende thun. Erstens, machen wir alle, die wir uns der Volkszählung widmen, Führer und Zähler, uns recht klar, was wir thun; machen wir uns recht klar, was der Gegenstand und was der Zweck unserer Forschungen ist. Der Gegenstand sind Menschen, der Zweck das Glück dieser Menschen. Wie man auch das Leben betrachte, man muß zugestehen, daß es nichts Wichtigeres giebt, als das menschliche Leben, und daß es keine wichtigere Auf-

gabe giebt, als die Hindernisse der Entwickelung dieses Lebens zu beseitigen, es zu fördern.

Im Evangelium wird mit auffallender Derbheit, dafür aber auch bestimmt und klar für jedermann der Gedanke ausgesprochen, daß das Verhältnis der Menschen zur Armut und zum menschlichen Leiden, die Wurzel, die Grundlage aller Dinge ist.

Wer den Nackten bekleidet hat, den Hungrigen gespeiset, den Gefangenen besucht hat, der hat mich bekleidet, der hat mich gespeiset, der hat mich besucht, d. h. der hat ein Werk gethan für das, was das Wichtigste in der Welt ist.

Wie der Mensch auch die Dinge betrachte, jedermann weiß, daß dies das Wichtigste in der Welt ist.

Und das dürfen wir nicht vergessen und dürfen nicht dulden, daß irgend welche anderen Vorstellungen das wichtigste Werk unseres Lebens uns verhüllen. Wir wollen Listen führen und zählen. Wir wollen aber nicht vergessen, wenn uns ein Mensch begegnet ohne Kleidung und Nahrung, daß ihm zu helfen wichtiger ist, als alle möglichen Forschungen, als die Entdeckungen aller möglichen Wissenschaften; wenn die Frage auftauchte, ob wir uns lieber einer alten Frau widmen sollten, die zwei Tage nichts gegessen hat, oder die ganze Arbeit der Volkszählung preisgeben, daß wir lieber die ganze Volkszählung sollten in die Brüche gehen lassen, nur um die alte Frau zu speisen. Länger und schwieriger wird die Volkszählung so werden; aber in den armen Stadtteilen können wir nicht unter den Menschen umhergehen und sie nur eintragen, ohne daß wir ihnen nach dem Maße unserer Kräfte und unseres Mitgefühls helfen. Dies erstens. Zweitens aber haben wir noch folgendes zu thun: wir alle, die wir nicht teilnehmen an der Zählung, wir dürfen uns nicht gekränkt fühlen, weil man uns beunruhigt, wir müssen begreifen, daß diese Volkszählung für uns höchst nützlich ist; ist sie nicht Heilung, so ist sie doch wenigstens ein Versuch der Erforschung der Krankheit, für den wir dankbar sein müssen und der uns Anlaß sein sollte, wenn auch nur ein wenig, uns um die eigene Gesundung zu bemühen. Wir alle, die wir gezählt werden, sollten bestrebt sein, diese in zehn Jahren nur einmal vorkommende Gelegenheit zu nutzen, um uns ein wenig zu reinigen; wir sollten der Volkszählung nicht hinderlich, sondern förderlich sein, und zwar förderlich in dem Sinne, daß sie nicht allein den grausamen Charakter der Unter-

suchung eines hoffnungslosen Kranken, sondern den Charakter der Heilung und Gesundung habe. Es ist ja doch eine seltene Gelegenheit: achtzig energische, gebildete Männer, die zweitausend ebensolcher jungen Leute zur Seite haben, ziehen durch ganz Moskau, und es giebt keinen Menschen in Moskau, mit dem sie nicht in persönliche Beziehungen treten. Alle Wunden der Gesellschaft, die Wunden der Armut, der Ausschweifung, der Unbildung, alle werden bloßgelegt. Wie, sollten wir uns damit zufrieden geben? Die Zähler werden durch ganz Moskau ziehen, sie werden ohne Unterschied in ihre Listen eintragen: die in ihrem Überfluß Schwelgenden, die Zufriedenen und Sorglosen, die zu Grunde Gehenden und zu Grunde Gegangenen, und dann [wird] der Riegel ins Schloß fallen. Die Zähler – unsere Brüder, unsere jugendlichen Söhne werden all das sehen, sie werden sagen: „Ja, sehr häßlich ist unser Leben und unheilbar ist es." Und trotz dieser Erkenntnis werden sie, und wir mit ihnen, ihr Leben fortsetzen und die Besserung des Übels erwarten von dieser oder jener Kraft, die von außen kommen soll. Und die dem Verderben Geweihten werden auch in Zukunft im Verderben sterben und die dem Verderben Entgegengehenden werden auch in Zukunft dem Verderben entgegengehen. Nein, lasset uns lieber begreifen, daß die Wissenschaft eine andere Aufgabe hat, und daß wir bei dieser Volkszählung eine andere Aufgabe haben. Dulden wir nicht, daß der geöffnete Vorhang sich schließe, nützen wir vielmehr die Gelegenheit, um das schlimmste Übel, das Übel der Scheidung zwischen uns und den Besitzlosen zu beseitigen und eine Gemeinsamkeit zu schaffen und ein Werk der Aufhebung des Übels, der Nöte, der Armut und der Unwissenheit und unseres noch größeren Unglücks – der Gefühllosigkeit und der Zwecklosigkeit unseres Lebens.

Ich höre schon den üblichen Einwurf: „Das ist alles sehr schön, das sind alles tönende Worte, aber sage uns lieber, was soll geschehen und wie?" Bevor wir uns klar machen, was geschehen soll, wird es nötig sein, zu sagen, was nicht geschehen soll. Damit aus dieser Thätigkeit der Gesellschaft ein Werk zu stande komme, ist nach meiner Meinung vor allem nötig, daß sich keine Vereinigung bilde, daß keinerlei Veröffentlichung stattfinde, keinerlei Wohlthätigkeitsbälle, Bazare und Vorstellungen, daß nicht durch die Zeitungen bekannt gemacht werde: Fürst A. hat tausend Rubel, der Ehrenbür-

ger B. dreitausend Rubel gespendet; daß es keine Versammlungen, keinen Rechenschaftsbericht und keine Schreibereien gäbe – vor allem keine Schreibereien, damit auch nicht ein Schatten einer Organisation vorhanden sei, weder einer behördlichen noch einer philanthropischen.

Jetzt aber, sofort, müßte nach meiner Meinung folgendes geschehen. Erstens: Alle diejenigen, die mir zustimmen, müßten zu den Zählungsleitern gehen und im Revier die ärmsten Viertel und die ärmsten Wohnungen erfragen und gemeinsam mit den Zählern Nr. 23, 24 und 25 den Rundgang durch diese Viertel machen, mit ihren Bewohnern in nähere Beziehungen treten, diese Beziehungen mit den Menschen, die der Hilfe bedürfen, weiter pflegen und für sie arbeiten.

Zweitens: Die Zählungsleiter und die Zähler müssen ihre Aufmerksamkeit den Bewohnern zuwenden, die von ihnen Hilfe fordern, selbst für sie arbeiten und sie denen zuweisen, die bereit sind, zu arbeiten. Nun wird man mich aber fragen: Was heißt für die Menschen arbeiten? Meine Antwort wird sein: den Menschen Gutes thun. Nicht Geld geben, sondern den Menschen Gutes thun. Unter den Worten „Gutes thun" versteht man gewöhnlich – Geld geben. Nach meiner Auffassung aber sind Gutes thun und Geld geben nicht nur nicht dasselbe, sondern zwei ganz verschiedene Dinge, meist sogar entgegengesetzte. Geld ist an sich ein Übel. Wer Geld giebt, giebt somit ein Übel. Der Irrtum, daß Geld geben Gutes thun heiße, kommt daher, daß der Mensch meist, wenn er Gutes thut, sich von einem Übel befreit, und so auch, wenn er sich von Geld befreit. Daher ist Geld geben nur ein Anzeichen dafür, daß der Mensch anfängt, sich vom Übel zu befreien.

Gutes thun heißt: das thun, was für den Menschen förderlich ist. Und um zu wissen, was für den Menschen förderlich ist, muß man zu ihm in menschliche, d. h. freundschaftliche Beziehungen treten. Um Gutes zu thun, ist daher nicht Geld nötig, sondern vor allem Anderen die Fähigkeit, sich, sei es auch nur für eine gewisse Zeit, von den Schranken unserer Lebensweise loszusagen; man darf nicht die Furcht haben, sich die Stiefel und die Kleider zu beschmutzen, man darf nicht Furcht haben vor Typhus, Diphtherie und Pocken; man muß im stande sein, sich zu einem Zerlumpten auf die Schlafbank zu setzen und mit ihm aus innerstem Herzen ein Gespräch zu

führen, das in ihm das Gefühl erwecke, der Sprechende achte und liebe ihn und thue sich nicht etwa Gewalt an und sei gar noch entzückt von sich selbst. Damit dies möglich sei, muß der Mensch den Sinn des Lebens außerhalb seines Ichs finden. Das ist nötig, damit etwas gut sei, und das ist schwer zu finden.

Als mir der Gedanke gekommen war, die Volkszählung zu einem Hilfswerk zu benutzen, sprach ich mit dem und jenem unter den Reichen darüber, und ich sah, wie die Reichen über die Gelegenheit erfreut waren, sich ihres Geldes, dieser fremden Sünden, die sie an ihrem Busen hegen, auf solch anständige Weise zu entledigen. Hier haben Sie, bitte, sagten mir Männer und Frauen, dreihundert Rubel, fünfhundert Rubel, aber persönlich kann ich diese Spelunken nicht aufsuchen. An Geld ist kein Mangel. Erinnert euch des Zachäus aus dem Evangelium, des Obersten der Zöllner, erinnert euch, wie er, weil er klein von Person war, auf den Baum kletterte, um Christus zu sehen, und als Christus verkündigte, daß er zu ihm komme, wie er da, da er nur das eine verstanden hatte, daß der Lehrer die Armut gepriesen, kopfüber vom Baume sprang, nach Hause eilte und ein Gastmahl rüstete. Und sobald Christus eintrat, war das erste, was Zachäus that: er verkündigte, daß er die Hälfte seiner Güter den Armen gäbe, und so er jemand betrogen habe, dem gäbe er vielfältig wieder. Und erinnert euch, wie wir Alle, wenn wir das Evangelium lesen, diesen Zachäus geringschätzen, wie wir unwillkürlich mit Verachtung auf diese Hälfte des Vermögens und auf die vielfältige Entschädigung blicken. Und unsere Empfindung ist die richtige. Zachäus, könnte es scheinen, wenn man darüber nachdenkt, habe ein großes Werk vollbracht. Unser Gefühl aber ist das richtige. Er hat noch gar nicht begonnen, Gutes zu thun. Er hat nur angefangen, sich ein wenig vom Übel zu reinigen. So hat ihm auch Christus gesagt. Er hat zu ihm nur gesagt: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.

Wie? wenn die Zachäusse von Moskau ebenso handeln wollten, wie er? Es würden viele Milliarden zusammenkommen. Und was wäre damit gethan? Nichts. Es wäre nur noch größere Sünde, wenn man etwa beabsichtigte, dieses Geld unter die Armen zu verteilen. Des Geldes bedarf es nicht. Es bedarf der selbstverleugnenden Thätigkeit. Es bedarf der Menschen, die Gutes thun wollen, indem sie nicht fremde Sünden – Geld hingeben, sondern ihre Arbeit, ihr

Selbst, ihr Leben. Wo aber sind diese Menschen? Oh, sie sind da, sie gehen in Moskau umher. Es sind eben die Studenten-Volkszähler. Ich habe gesehen, wie sie ihre Listen führen. Da schreibt einer im Nachtasyl auf der Pritsche bei einem Kranken. „Welche Krankheit?" – „Pocken." Und der Student verzieht keine Miene und schreibt. Und das thut er im Dienste einer zweifelhaften Wissenschaft. Was würde er leisten, wenn er das thäte zu seinem unzweifelhaften persönlichen Besten und zum Besten aller Menschen?

Wie Kinder in heiterer Stimmung die Lachlust überkommt, ohne daß sie einen Gegenstand haben, über den sie lachen, und sie ohne jede Veranlassung lachen, bloß weil sie in heiterer Stimmung sind, so opfern sich diese liebenswerten jungen Leute. Sie haben noch nicht recht Zeit gehabt, einen Gegenstand zu finden, für den sie sich opfern könnten, und so opfern sie ihre Aufmerksamkeit, ihre Arbeit, ihr Leben, um eine Liste auszufüllen, die zu etwas taugen oder nicht taugen kann. Was wäre erst, wenn es ein Werk gäbe, das des Opfers wert wäre? Es giebt, es hat immer gegeben und wird immer ein solches Werk geben, das einzige Werk, für das es verlohnt, alles Leben, das im Menschen ist, hinzugeben. Dieses Werk ist der liebereiche Verkehr der Menschen unter einander und die Niederreißung der Schranken, die die Menschen zwischen einander aufgeführt haben, damit die Behaglichkeit des Reichen nicht getrübt werde durch das wilde Wehgeschrei der vertierten Menschen und das Ächzen des hilflosen Hungers, des Frostes und der Krankheiten.

Die Volkszählung führt uns, den wohlhabenden und sogenannten gebildeten Menschen, all die Armut und Bedrückung vor Augen, die sich in allen Winkeln Moskaus verbirgt. Zweitausend Menschen aus unserer Welt, die auf der höchsten Stufe der Leiter stehen, werden Angesicht zu Angesicht den Tausenden gegenübertreten, die auf der untersten Stufe der Gesellschaft stehen. Lassen wir den Zufall dieser Annäherung nicht vorübergehen. Halten wir mit Hilfe dieser zweitausend Menschen diese Annäherung fest, benützen wir sie, um uns selbst zu befreien von der Zwecklosigkeit und der Häßlichkeit unseres Lebens, und um die Enterbten zu befreien von den Übeln und Nöten, die den tiefer Empfindenden unter uns nicht gestatten, sich in Ruhe ihrer Freuden zu freuen.

Ich schlage das Folgende vor: 1.) Wir Alle, Leiter und Zähler, verbinden mit dem Werk der Volkszählung ein Werk der Hilfe – der

Arbeit zum Besten der Menschen, die nach unserer Meinung Hilfe brauchen, wo wir ihnen begegnen; 2.) Wir Alle, Leiter und Zähler, harren, nicht auf das Gebot der städtischen Verwaltung, sondern auf das Gebot unseres Herzens, auf unseren Plätzen aus, d. h. in den Beziehungen zu den Einwohnern, die der Hilfe bedürfen, und setzen das Werk der Hilfe fort, wenn das Werk der Zählung vollendet ist. Wenn es mir gelungen ist, das, was ich fühle, nur einigermaßen auszusprechen, so bin ich überzeugt, daß nur die völlige Unmöglichkeit Leiter und Zähler veranlassen wird, dies Werk aufzugeben, und daß an die Stelle der von dem Werke Zurücktretenden andere auf dem Plane erscheinen werden; 3.) Alle die Einwohner Moskaus, die sich befähigt fühlen, für die Bedürftigen zu arbeiten, schließen sich den Revieren an und beginnen nach den Anweisungen der Zähler und Leiter jetzt die Thätigkeit und setzen sie später fort; 4.) Alle diejenigen, die wegen Alters, wegen Schwäche oder aus anderen Gründen nicht selbst arbeiten können inmitten der Bedürftigen, tragen die Arbeit ihren Angehörigen, Jungen, kräftigen, Arbeitslustigen auf. (Gut thun heißt nicht Geld geben, heißt liebevoller Verkehr mit den Menschen. Dieses allein bedarf's.)

Was auch immer sich daraus ergäbe, alles wird besser sein, als das, was jetzt ist.

Möge es erst das Äußerste sein, daß wir, Zähler und Leiter, hundert Zwanzigkopekenstücke unter die verteilen, die nichts gegessen haben – und das wird nicht wenig sein, nicht so sehr darum, weil Hungrige ihren Hunger stillen, als darum, weil Zähler und Leiter menschlich näher treten werden Hunderten armer Menschen. Es ist ganz unberechenbar, welche Folgen in der allgemeinen moralischen Bilanz dadurch eintreten werden, daß wir an Stelle der Gefühle der Kränkung, des Zornes, des Neids, die wir erwecken, wenn wir die Hungrigen zählen, hundertmal eine gute Empfindung wecken werden, die sich in einem Zweiten, einem Dritten widerspiegelt und als endlose Welle sich unter die Menschen ergießen wird. Und das ist viel! Wenn nur das eintritt, daß von den zweitausend Zählern diejenigen, die es früher nicht verstanden haben, lernen werden, daß man im Umgang mit den Armen nicht sagen darf: das ist sehr interessant; daß das Unglück des einen Menschen bei den anderen nicht ein müssiges Interesse erwecken darf – auch das wird gut sein. Wenn nur das eintritt, daß Hilfe gebracht werden wird all den Un-

glücklichen, deren Zahl nicht so groß ist in Moskau, wie ich vorher gedacht hatte, und denen man leicht helfen kann fast mit Geld allein. Wenn nur das eintritt, daß die Arbeiter, die nach Moskau gekommen sind und hier die Kleider vom Leibe aufgegessen haben und nicht zurück können in ihr Heimatdorf, nach Hause geschickt werden, daß schutzlose Waisen Obhut finden, daß entkräftete Bettler, Männer und Frauen, die von den Almosen ihrer bettelnden Genossen leben, vor dem langsamen Hungertode bewahrt werden. (Und das ist sehr wohl möglich. Sie sind nicht sehr zahlreich.) Auch das wird schon sehr, sehr viel sein. Aber warum sollen wir nicht denken und nicht hoffen, daß immer noch mehr und mehr geschehen wird? Warum sollen wir nicht hoffen, daß zum Teil das wahre Werk geschaffen oder begonnen werden wird, das nicht mit Geld, sondern mit Arbeit erreicht wird, daß es gelingen wird, entkräftete Trunkenbolde zu retten, nicht ertappte Diebe, Prostituierte, für die eine Umkehr möglich ist? Wird auch nicht alles Übel getilgt werden, so wird doch die Erkenntnis davon da sein, und der Kampf dagegen nicht durch Polizeimaßregeln, sondern durch innere Mittel – durch brüderlichen Umgang von Menschen, die das Übel sehen, mit Menschen, die es nicht sehen, weil sie darinnen stecken.

Was auch immer geschehe, es wird viel sein. Warum aber sollen wir nicht hoffen, daß alles geschehen wird? Warum sollen wir nicht hoffen, zu erreichen, daß es in Moskau keinen einzigen Nackten, keinen einzigen Hungrigen, kein einziges für Geld käufliches menschliches Wesen, keinen einzigen unglücklichen, vom Schicksal zertretenen Menschen geben wird, der nicht wüßte, daß er brüderliche Hilfe findet? Nicht darüber müßte man sich wundern, daß es dies nicht geben sollte, wundern muß man sich, daß es dies giebt bei unserem Überfluß an Muße und Besitztümern, und daß wir in Ruhe leben können mit dem Bewußtsein, daß es so etwas giebt. Laßt uns vergessen, daß es in unseren Großstädten und in London ein Proletariat giebt, dann werden wir nicht sagen, das muß so sein. Das braucht nicht zu sein und muß nicht so sein, denn das widerspricht unserer Vernunft und unserem Herzen, und es kann nicht sein, wenn wir lebende Menschen sind. Warum sollen wir nicht hoffen, daß wir begreifen lernen: es giebt für uns keine einzige Pflicht, ich will schon gar nicht sagen persönlicher Art, gegen uns selber, aber auch nicht gegen die Familie, gegen die Gesellschaft, gegen den

Staat, gegen die Wissenschaft, die wichtiger wäre, als diese. Warum sollen wir nicht glauben, daß wir das endlich lernen werden? Etwa nur, weil es ein zu großes Glück wäre, wenn wir das thäten? Warum sollen wir nicht glauben, daß die Menschen dermaleinst erwachen werden und begreifen, daß alles Übrige ein Trugbild ist und dies allein – das Werk des Lebens? Und warum soll dies „dermaleinst" nicht jetzt sein und in Moskau? Warum sollen wir nicht hoffen, daß mit der Gesellschaft, mit der Menschheit sich das Gleiche vollziehe, was mit dem kranken Organismus vorgeht, wenn plötzlich der Augenblick der Genesung eintritt? Der Organismus ist krank, d. h. die Zellen hören auf, ihre geheimnisvolle Arbeit zu leisten: die einen sterben ab, die anderen entzünden sich, noch andere bleiben indifferent und arbeiten für sich. Da plötzlich tritt ein Augenblick ein, in dem jede lebendige Zelle eine selbständige Lebensarbeit beginnt. Sie verdrängt die toten, schließt mit einer lebendigen Mauer die entzündeten ab, teilt den abgelebten Leben mit, und der Körper ersteht von neuem und lebt von neuem mit vollem Leben.

Warum sollen wir nicht denken und nicht hoffen, daß die Zellen unserer Gesellschaft sich neu beleben und den Organismus neu beleben werden? Wir wissen nicht, in wessen Macht das Leben der Zelle steht, wir wissen aber, daß unser Leben in unserer Macht steht. Wir können das Licht, das in uns ist, ausstrahlen lassen, oder es verlöschen.

Es komme einmal ein einzelner Mensch um die Dämmerstunde zu dem Ljapinschen Nachtasyl, wenn tausend Menschen nackt und hungrig in der Winterkälte auf den Einlaß in das Haus warten, es versuche doch dieser eine Mensch, ihnen zu helfen – das Herz wird ihm bluten und mit Verzweiflung und Zorn gegen die Menschen wird er davoneilen; aber kommet einmal zu diesem Tausend Menschen ein zweites Tausend Menschen mit dem Wunsche zu helfen – und das Werk wird sich euch leicht und freudig erweisen. Die Mechaniker mögen eine Maschine erfinden, die uns ermöglicht, die Last zu heben, die uns erdrückt – das wäre ein gutes Werk. Aber bis sie sie erfunden haben, lasset uns auf ganz gewöhnliche Art, auf Bauernart, auf Landmannsart, auf Christenart angreifen, ob wir die Bürde, die das Volk erdrückt, nicht heben. Legt Hand an, Brüder, mit vereinter Kraft!

[Illustrationsseite]

IV.
Was sollen wir denn thun?
Ev. Lucä 3, 10

(Teilübersetzung der Schrift
Tak čto že nam delat'? 1882-1886)

Leo N. Tolstoi

Aus dem russischen Manuskript übersetzt
von H. von Samson-Himmelstjerna[1]

Und das Volk fragte ihn und sprach: Was sollen wir denn thun? Er antwortete und sprach zu ihnen: Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, der thue auch also. (Ev. Lucä 3, 10. 11.)

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen.
Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen.
Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.
Das Auge ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein.
Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsterniss ist, wie gross wird dann die Finsterniss selber sein!
Niemand kann zween Herren dienen. Entweder er wird einen hassen, und den andern lieben; oder er wird einem anhangen

[1] Textquelle | Leo TOLSTOI: Bekenntnisse. | Was sollen Wir denn thun? Ev. Lucä 3, 10. Aus dem russischen Manuskript übersetzt von H[ermann] von Samson-Himmelstjerna. Leipzig: Verlag von Duncker & Humblot 1886, S. 103-218.

und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.
Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung?
Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiss, dass ihr dess alles bedürfet.
Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch solches alles zufallen. (Ev. Matthäi 6, 19-25. 31-34.)

Denn es ist leichter, dass ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher ins Reich Gottes komme. (Matth. 19, 24; Luc. 18, 25; Marc. 10, 25.)[2]

1.

Mein ganzes Leben hatte ich auf dem Lande zugebracht. Als ich im Jahre 1881 nach Moskau übersiedelte, setzte mich die städtische Armuth in Erstaunen. Ich kenne die ländliche Armuth; die städtische aber war mir neu und unverständlich. Durch keine Strasse kann man in Moskau gehen, ohne Bettlern zu begegnen, und zwar ganz besondern Bettlern, welche den ländlichen nicht gleichen. Diese Bettler – das sind nicht Bettler mit dem Quersacke und mit dem: „in Christi Namen", was die ländlichen Bettler charakterisirt; sondern diese Bettler führen weder den Quersack, noch das: „in Christi Namen". Die moskauer Bettler tragen keinen Quersack und bitten nicht um Almosen. Meistentheils, wenn sie euch begegnen, oder euch an sich vorüber passiren lassen, so suchen sie nur eurem Blicke zu begegnen. Und je nach eurem Ausdrucke, bitten sie oder sie unterlassen es. Ich weiss einen solchen Bettler von Adel. Das alte Kerlchen schreitet langsam einher, bei jedem Schritte sich gleichsam bückend.

[2] [Der Übersetzer hat die Texte im Wortlaut der Lutherbibel wiedergegeben. *IvH*]

Begegnet er euch, so knickt er das eine Bein und macht euch gleichsam eine Verbeugung. Bleibt ihr stehen, so fasst er an die Mütze mit der Kokarde, er grüsst und bittet; wenn ihr nicht stehen bleibt, so macht er, als sei das so seine Gangart, und geht vorüber, auch das andere Bein einknickend. Das ist der richtige moskauer Bettler, ein Gebildeter. Anfangs habe ich es nicht gewusst, warum die Moskauer nicht geradeheraus bitten; später aber habe ich es begriffen, warum sie es nicht thun; dennoch aber habe ich ihre Lage nicht begriffen.

Eines Tags, da ich die Afanassjew-Gasse passirte, sah ich, wie ein Polizeidiener einen von Wassersucht geschwollenen und zerlumpten Bauer auf eine Droschke setzte. Ich fragte: „Wofür?" – der Polizeidiener antwortete: „Weil er um Almosen gebeten hat". – „Ist denn das verboten?" – „Muss wohl verboten sein" – antwortete der Polizeidiener.

Der Wassersüchtige wurde auf der Droschke fortgebracht. Ich nahm eine andre Droschke und fuhr hinterher. Ich wollte wissen, ob das wahr sei, dass es verboten, um Almosen zu bitten, und wie denn das verboten sei. Ich konnte es nicht begreifen, wie man jemandem verbieten könne, einen anderen um etwas zu bitten, und zudem schien es mir unglaublich, dass es verboten wäre, um Almosen zu bitten, während doch Moskau voll von Bettlern war. Ich trat in die Polizeistube ein, wohin man den Bettler geführt hatte. In der Polizeistube sass hinter einem Tische ein Mann mit Säbel und Pistole. Ich fragte: „Warum hat man den Bauer ergriffen?" Der Mann mit dem Säbel und der Pistole blickte mich streng an und sagte: „Was geht es euch an?" Indessen empfand er doch, dass es nicht zu vermeiden sei, mir irgend eine Aufklärung zu geben, und er fügte hinzu: „Die Obrigkeit befiehlt, solche aufzugreifen; es muss wohl nöthig sein." Ich ging fort. Der Polizeidiener, der den Bettler herangebracht hatte, sass im Vorraume auf der Fensterbank und blickte niedergeschlagen in ein Notizbuch. Ich fragte ihn: „Ist es wahr, dass man den Bettlern verbietet in Christi Namen zu bitten?" Der Polizeidiener erwachte gleichsam, sah mich an, und, nicht gerade mürrisch werdend, versank wieder in sich, und dann, auf der Fensterbank sich zurechtsetzend, sagte er: „Die Obrigkeit befiehlt es so, es muss wohl nöthig sein" – und aufs neue beschäftigte er sich mit

seinem Notizbuch. Ich ging fort auf die Treppe zum Droschkenkutscher.

– „Nun, wie? Hat man ihn gerafft?“ fragte der Droschkenkutscher. Offenbar beschäftigte die Sache auch ihn.

– „Ja“, sagte ich.

Der Droschkenkutscher wiegte den Kopf hin und her.

– „Wie ist das hier bei euch in Moskau, ist es wirklich verboten, in Christi Namen zu bitten?“ fragte ich.

– „Begreif' es, wer's kann!“[3] sagte der Droschkenkutscher.

– „Aber wie?“ – sagte ich – „der Bettler gehört Christo, und man bringt ihn auf die Polizei?“

– „Heut zu Tage hat man das abgeschafft; man erlaubt es nicht“, sagte der Droschkenkutscher.

Später habe ich es noch einige Male angesehen, wie die Polizeidiener Bettler auf die Polizei und dann in das Jussupowsche Arbeitshaus führten. Auf der Mjassnitzkaja bin ich einmal einem Haufen solcher Bettler begegnet, etwa dreissig Köpfe waren es. Hinten und vorn Polizeidiener. Ich fragte: „Wofür?“ – „Weil sie um Almosen gebeten haben.“

Es ergab sich, dass in Moskau nach dem Gesetze allen den Bettlern, deren man dort mehrere in jeder Strasse antrifft und die zur Zeit des Gottesdienstes, besonders bei Beerdigungen, in ganzen Reihen an allen Kirchen sich aufstellen, – dass es ihnen verboten ist, um Almosen zu bitten.

Warum aber werden einige aufgegriffen und irgend wo eingeschlossen, die andern aber unbehelligt gelassen? So wie so konnte ich das nicht begreifen. Entweder giebt es unter ihnen gesetzliche und ungesetzliche Bettler, oder sie sind so zahlreich, dass man alle nicht aufgreifen kann, oder aber: die einen greift man, und die andern sammeln sich wieder an.

Gar viele Bettler aller Art giebt es in Moskau: es giebt solche, die davon leben; es giebt auch richtige Bettler, solche, die irgend wie nach Moskau verschlagen wurden und die wirklich Noth leiden.

Unter diesen Bettlern giebt es häufig einfache Bauernkerle und Weiber in Bauerntracht. Manche von ihnen waren hier erkrankt; als

[3] *Khto jich znajet* ! – ein in seiner Vieldeutigkeit nicht vollständig wiedergebbarer Ausruf.

sie aus dem Spital entlassen wurden, fehlten ihnen die Mittel sowohl zum Unterhalt, als auch zur Heimreise. Manche von ihnen haben sich ausserdem verlottert (zu diesen gehörte wahrscheinlich auch jener Wassersüchtige); andere sind nicht krank gewesen, aber Abgebrannte, oder Altersschwache, oder Weiber mit Kindern; manche freilich waren auch ganz Gesunde, Arbeitsfähige. Diese ganz gesunden und doch Almosen bittenden Bauern beschäftigten mich ganz besonders. Auch darum beschäftigten mich diese gesunden und arbeitsfähigen bäuerlichen Bettler, weil ich seit meiner Ankunft in Moskau aus Gesundheitsrücksichten die Gewohnheit angenommen hatte, auf die Sperlingsberge zur Arbeit zu gehen mit zwei Bauern, die dort Holz sägten. Diese beiden Kerle waren genau solche Bettler, wie jene, die ich auf den Strassen antraf. Der eine, Peter, war ein Soldat aus dem Kalugaschen, der andre, Semjón, ein Bauer aus dem Wladimirschen. Ausser den Kleidern auf dem Leibe und ihren Händen besassen sie nichts. Und mit diesen Händen erarbeiteten sie, bei sehr schwerer Arbeit, 40-50 Kopeken täglich, wovon sie beide bei Seite legten: – der Kalugasche zu einem Pelze, der Wladimirsche aber, um sich Reisegeld zur Heimreise zu sammeln. Wenn ich hiernach ebensolche Leute auf den Strassen antraf, so interessirte ich mich ganz besonders für sie.

Warum arbeiten jene? Und warum betteln diese?

Wenn ich einem solchen Bauern begegnete, so fragte ich ihn gewöhnlich, wie er in solche Lage gerathen sei? Einmal begegne ich einem solchen Bauer, dessen Bart zu ergrauen begonnen hatte, der aber noch kräftig ist. Er bettelt; ich frage ihn, wer er sei, und von woher? Er sagt, er sei aus Kaluga zum Erwerben hergekommen. Anfangs habe man Arbeit gefunden – alte Balken zu Brennholz zu zersägen. Er und ein Gefährte hätten bei einem Holzhändler den ganzen Vorrath versägt; da hätten sie neue Arbeit gesucht, aber keine gefunden; der Kamerad habe sich losgemacht, und nun schlage er sich schon durch die zweite Woche; alles was er besessen, habe er verzehrt; es fehle ihm, wovon eine Säge oder ein Spaltbeil zu kaufen. Ich gebe ihm Geld zu einer Säge und weise ihm eine Stelle, wo er Arbeit finden kann. Im voraus hatte ich Peter und Semjón beredet, einen Gefährten anzunehmen und ihm den Gegenpart zu suchen.

– „Sieh zu, dass du kommst. Da giebt es viel Arbeit."

– „Ich werde kommen, wie sollte ich auch nicht! Ist es etwa eine

Freude zu fechten?“ – sagte er. „Ich kann arbeiten.“

Der Kerl schwört, er werde kommen, und mir scheint es, dass er sich nicht verstellt, dass er die Absicht hat, zu kommen.

Den Tag darauf komme ich zu meinen bekannten Leuten. Ich frage, ob der Mann gekommen sei. – Er war nicht gekommen. Und so bin ich von einigen betrogen worden. Auch solche haben mich betrogen, die mir sagten, dass ihnen nur ein Fahrbillet zur Heimreise fehle; und nach einer Woche sind sie mir wieder auf der Strasse begegnet. Viele von ihnen kannte ich schon und sie kannten mich; zuweilen war ich ihnen entfallen und sie wiederholten mir dieselbe Lügenhistorie; zuweilen aber gingen sie mir aus dem Wege, wenn sie mich sahen. Ich erfuhr also, dass es auch unter dieser Klasse von Menschen viele Betrüger giebt; aber auch diese Betrüger waren sehr elend: das war alles nur halb gekleidet, bleich, abgezehrt, krankhaft; das waren diejenigen, welche in der That vom Frost umkommen, oder sich erhängen, wie wir es aus den Zeitungen erfahren.

2.

Wenn ich mit Stadtbewohnern über dieses städtische Bettlerthum sprach, sagte man mir immer: O! was ihr gesehen habt, das ist noch nichts! Geht mal auf den Khitrow-Markt und in die benachbarten Häuser, wo Schlafstellen abgegeben werden. Da werdet ihr die wahre „goldene Rotte“ zu sehen bekommen. Ein Spassvogel sagte mir, das sei schon keine Rotte mehr, sondern das goldene Regiment: so zahlreich seien sie geworden. Der Spassvogel hatte Recht; aber noch mehr hätte er Recht gehabt, wenn er gesagt hätte, dass es jetzt in Moskau von diesen Leuten nicht eine Rotte, auch nicht ein Regiment, sondern eine ganze Armee gebe, ich glaube an die 50.000 Köpfe. Alte Einwohner Moskaus, – wenn sie mir von dem städtischen Bettlerthum redeten, so sprachen sie immer mit einiger Genugthuung, als thäten sie sich was darauf zu gute, das zu kennen. Ich erinnere mich, als ich in London war, da haben sich alte dortige Einwohner auch gleichsam gerühmt, wenn sie vom Londoner Bettlerthum redeten. Seht mal, schienen sie zu sagen, wie es damit bei uns bestellt ist. Mich aber drängte es, dieses ganze Bettlerthum, wovon sie mir sprachen, zu sehen. Einige Male habe ich den Weg zum

Khitrow-Markte eingeschlagen, aber es wurde mir immer schwer ums Herz und ich schämte mich. „Wozu soll ich hingehen und die Leiden von Leuten, denen ich nicht helfen kann, betrachten?“ sagte eine Stimme. „Nein, wenn du hier wohnst und alle Pracht des Stadtlebens siehst, so geh hin und lerne auch das kennen“ – redete eine andere Stimme. Und da, im Dezember des dritten Jahres, an einem stürmischen Frosttage, bin ich hingegangen zu diesem Zentrum des städtischen Bettlerthums, zum Khitrow-Markte. Es war an einem Werktage um die vierte Stunde. Schon als ich die Soljánka passirte, bemerkte ich immer mehr und mehr Leute in sonderbaren, nicht zu ihnen gehörigen Kleidungen und mit noch sonderbarerem Schuhwerke, Leute von ganz besonderer, ungesunder Gesichtsfarbe, und namentlich mit einer ihnen allen gemeinsamen, ganz besonderen Gleichgiltigkeit gegen die ganze Umgebung. In der allersonderbarsten, allerundenkbarsten Kleidung ging ein solcher Mensch ganz ungenirt einher, offenbar gänzlich ohne daran zu denken, wie er wohl den übrigen Leuten erscheine. Alle diese Leute bewegten sich in derselben Richtung. Ohne nach dem Wege zu fragen, den ich nicht kannte, ging ich ihnen nach und kam auf den Khitrow-Markt heraus. Auf dem Markte gab es ebensolche Weibsbilder in zerrissenen Kapoten, Saloppen, Jacken, Stiefeln und Galoschen, und ebenso ungenirt, trotz der Ungeheuerlichkeit ihrer Kleidung; Alte und Junge sassen da, trieben irgend einen Handel, schlenderten hin und her und schimpften sich. Wenig Volk war auf dem Markte. Offenbar war die Marktzeit vorüber; die meisten Leute stiegen aufwärts, am Markte vorüber oder ihn passirend, alle in derselben Richtung. Ich folgte ihnen. Je weiter ich kam, um so mehr strömte gerade solch ein Volk auf demselben Wege zusammen. Als ich den Markt passirt war und die Strasse hinanstieg, holte ich zwei Frauenzimmer ein, eine Alte und eine Junge. Beide hatten sie irgend was Graues, Zerfetztes um sich. Im Gehen sprachen sie über irgend eine Angelegenheit.

Hinter jedem hingehörigen Worte wurden ein oder zwei nicht hingehörige äusserst unanständige ausgesprochen. Sie waren nicht betrunken, nur sehr präokkupirt von irgend was; die ihnen begegnenden oder an ihnen vorübergehenden Mannspersonen beachteten absolut gar nicht ihre Reden, die mir so sonderbar erschienen. Hier sprach man offenbar immer in dieser Weise. Links gab es private

Schlafstellenhäuser, einige kehrten dort ein, andere zogen weiter. Oben am Berge angelangt stand man vor einem grossen Eckhause. Die Mehrzahl der Leute, die mit mir gekommen waren, blieben bei diesem Hause stehen. Längs der ganzen Fronte desselben standen auf dem Trottoir oder sassen auf dem Strassenschnee gerade eben solche Leute: rechts von der Eingangsthür das Weibsvolk, links die Männer. Ich ging an den Weibern vorüber, dann an den Männern (im ganzen waren es einige hunderte), und blieb dort stehen, wo die Reihen endigten. Das Haus, bei welchem die Leute warteten, war das Ljäpinsche Institut der Gratis-Schlafstellen. Der Volkshaufe bestand aus den Schlafstellen-Benutzern, die auf Einlass warteten. Um 5 Uhr Abends wird geöffnet und eingelassen. Hierher waren fast alle die Leute gekommen, welche ich eingeholt hatte.

Ich war dort stehen geblieben, wo die Reihen der Männer endigten. Die Leute, die mir zunächst standen, betrachteten mich, sie zogen mich gleichsam an sich mit ihren Blicken. Die Kleiderfetzen, welche diese Leute bedeckten, waren sehr verschiedenartig. Aber der Ausdruck aller der auf mich gerichteten Blicke dieser Leute war vollkommen identisch. In allen Blicken lag der Ausdruck der Frage: warum bist du, Mensch einer anderen Welt, hier bei uns stehen geblieben? Wer bist du? Etwa ein selbstzufriedener Geldprotze, der an unserer Noth sich erfreuen, in seiner Langenweile sich zerstreuen und uns noch quälen will? – oder bist du – was ja nicht vorkommt und nicht sein kann – ein Mensch, dem es leid um uns ist? Aus allen Gesichtern sprach diese Frage. Man schaut mich an, begegnet meinem Blicke und wendet sich ab. Ich hatte Lust mit irgend einem von ihnen ein Gespräch zu beginnen, lange aber konnte ich mich nicht dazu entschliessen. Aber während wir schwiegen, wurden wir durch unsere Blicke einander genähert. Wie sehr auch das Leben uns von einander entfernt hatte, nach zwei oder drei Begegnungen der Blicke empfanden wir es, dass wir beide Menschen waren, und wir hörten auf, einer den andern zu fürchten. Am nächsten zu mir stand ein Kerl mit gedunsenem Gesichte und rothem Barte, in zerrissenem Kaftan und mit abgetretenen Galoschen an den nackten Füssen. Indessen gab es 8 Grad Frost. Zum dritten oder vierten Male begegneten sich unsere Blicke und ich empfand, dass ich ihm bereits so nahe stand, dass ich mich nicht nur nicht mehr schämte ihn anzureden, sondern ich empfand Scham, dass ich ihm nicht irgend was sagte.

Ich fragte ihn, von wo er her sei? Er antwortete gern und fing an zu reden; andere traten herzu. Er war aus dem Smolenskischen gekommen, Arbeit zu suchen und Brod zu erwerben und Geld zu den Abgaben. „Arbeit giebt es nicht“, sagte er, „die Soldaten haben heuer alle Arbeit weggeschnappt. Da bummele ich jetzt; glaubt es, bei Gott, zwei Tage lang habe ich nicht gegessen.“ Er sprach bescheiden, mit einem Versuche, zu lächeln. Ein Getränkverkäufer, ein alter Soldat stand dort. Ich rief ihn heran. Er schenkte von seinem Getränke ein. Der Mann nahm das heisse Glas in die Hand und bevor er davon trank, bemühte er sich, die Wärme nicht ungenutzt verfliegen zu lassen und wärmte seine Hände dran. Die Erlebnisse und die Erzählungen von den Erlebnissen waren immer ein und dieselben: etwas Arbeit hatte es gegeben, die war alle geworden, und hier im Schlafstellenhause hatte man den Beutel mit dem Gelde und mit dem Passe gestohlen. Jetzt war es unmöglich, Moskau zu verlassen. Er erzählte, dass er Tags in den Kneipen sich erwärme und dadurch sich nähre, dass er den Zubiss (die Brodstückchen in den Kneipen) esse; manchmal gebe man ihm davon, andere Male treibe man ihn fort; die Nacht verbringe er gratis im Ljäpinschen Hause. Er warte nur auf den Umgang der Polizei; die werde ihn als einen Passlosen ins Gefängniss sperren und ihn per Etappe in die Heimath transportiren lassen. „Man sagt, am Donnerstag wird der Umgang stattfinden,“ sagte er – „dann wird man mich einsperren. Wenn ich nur bis zum Donnerstage mich durchschlage.“ (Das Gefängniss und die Etappenreise erschienen ihm wie ein gelobtes Land.)

Während er sprach, bestätigten drei Mann aus dem Haufen seine Worte und sagten, dass sie sich genau in derselben Lage befänden. Ein hagerer junger Mensch, bleich, mit langer Nase, am Oberkörper in blossem, auf den Schultern zerrissenem Hemde, mit einer Mütze ohne Schirm, drängte sich seitwärts durch den Haufen zu mir heran. Unaufhörlich zitterte er, von argem Schüttelfroste erbebend, aber er bemühte sich verächtlich die Reden der Bauern zu belächeln, indem er meinte, damit meinen Ton zu treffen, und sah mich an. Ich bot ihm Sbítenj[4] an. Auch er, indem er das Glas ergriff, wärmte seine Hände dran, und kaum fing er an, was zu sagen, als ein grosser, schwarzer, krummnasiger Mensch in Zitzhemd und Weste, ohne

[4] Heisses Honigwasser.

Hut, ihn fortdrängte. Der Krummnasige bat sich auch Sbítenj aus. Darauf ein alter langer betrunkener Kerl, mit spitzem Barte, in einem Paletot, mit einem Stricke umgürtet, in Bastschuhen. Darauf ein kleines Männchen mit gedunsenem Gesichte und triefenden Augen, in einem zimmtfarbenen Nankingröckchen, mit nackten Knien, die aus den Löchern einer Sommerhose hervorguckten und vor Frost zitternd an einander schlugen. Vor Zittern konnte er das Glas nicht festhalten und goss sich den Inhalt über. Man fing an, ihn zu schimpfen. Er lächelte nur mit Bedauern und zitterte. Darauf eine krumme Missgeburt in Lumpen und mit Pantoffeln an den nackten Füssen. Darauf jemand Offizierartiges, dann einer geistlichen Standes, dann ein sonderbares nasenloses Wesen – alles das hungrig, erfroren, flehend; alles das drängte sich demüthig um mich und strebte zum Sbítenj hin. Dieses wurde ausgetrunken. Einer bat um Geld; ich gab ihm welches. Ein anderer bat, ein dritter; der Haufe belagerte mich. Es entstand ein Wirrwarr, ein Gedränge. Der Hausknecht des Nachbarhauses rief dem Haufen zu, man möge doch das Trottoir seines Hauses räumen; der Haufe erfüllte den Befehl demüthigst. Es tauchten Ordner aus dem Haufen auf und nahmen mich unter ihren Schutz – sie wollten mich aus dem Gedränge herausführen; aber der Haufe, der früher dem Trottoir entlang in Reihen aufgestellt gewesen, hatte sich gelöst und drängte zu mir heran. Alle blickten auf mich und bettelten; und ein Gesicht war elender als das andere, zerquälter und erniedrigter. Ich vertheilte alles, was ich bei mir hatte. Ich führte nur wenig Geld mit mir, ca. 20 Rubel, und ich trat mit dem Haufen zusammen in das Schlafstellenhaus. Dieses Schlafstellenhaus ist gewaltig gross. Es besteht aus vier Abtheilungen. Die Männer in den oberen Etagen, die Weiher in den unteren. Ich trat zuerst in die weibliche Abtheilung ein. Der grosse Raum ist ganz eingenommen von Bänken, ähnlich denen der Eisenbahnwagen dritter Klasse. Diese Bänke sind in zwei Etagen disponirt, eine über der andern. Die Frauenzimmer, alle sonderbar zerlumpt und nur in Stubenkleidern, alte und junge, traten ein und placirten sich auf die Bänke, manche oben, andere unten. Einige alte bekreuzten sich und beteten für den, der das Haus erbaute, andere lachten und schimpften. Ich stieg hinauf. Dort placirten sich ebenso die Mannspersonen; unter ihnen erblickte ich einen von denjenigen, denen ich Geld gegeben hatte. Als ich ihn sah, stieg in mir entsetzliche Scham

auf und ich eilte, fortzugehen. Und mit dem Gefühle, eine Missethat begangen zu haben, verliess ich das Haus und ging nach Hause. Zu Hause stieg ich über die Teppiche der Treppe hinauf zum Vorzimmer, dessen Fussboden mit Tuch ausgeschlagen war, und nachdem ich den Pelz abgelegt hatte, setzte ich mich zu meinem Diner von fünf Gängen, bedient von zwei Lakaien im Frack, mit weissen Halsbinden und Handschuhen.

Dreissig Jahre sind es her, da habe ich es gesehen, wie man vor tausend Zuschauern einem Menschen mit der Guillotine den Kopf abhieb. Ich wusste es, dass dieser Mensch ein entsetzlicher Missethäter war. Ich kannte alle die Raisonnements, welche seit so vielen Jahrhunderten geschrieben worden, um Maassregeln dieser Art zu rechtfertigen; ich wusste, dass man es absichtlich, bewusst gethan hatte; aber in dem Augenblicke, da der Kopf sich vom Körper trennte und beide in die Kiste fielen, da seufzte ich auf, und ich habe, nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen, mit meinem ganzen Wesen es begriffen, dass alle die Raisonnements, die ich zu Gunsten der Todesstrafe gehört hatte, nichts anderes sind, als bösartiger Unsinn; und wie viel Menschen man auch zusammenbringen mag, um einen Mord zu verüben, und wie sie auch heissen mögen, Mord bleibt doch Mord, die schlimmste Sünde in der Welt, und ich hatte mich daran betheiligt. So auch jetzt, beim Anblicke des Hungers, Frierens und der Erniedrigung tausender von Menschen, habe ich nicht mit dem Verstande, aber mit dem Herzen und mit meinem ganzen Wesen es begriffen, dass die Existenz von zehntausend solcher Menschen in Moskau, während ich und andere tausend Menschen Filet und Sterlet speisen, ihre Pferde und Fussböden mit Tuch bekleiden, – was auch die Gelehrten der Welt darüber sagen mögen, es sei unvermeidlich – dass es ein Verbrechen ist, welches nicht einmal, sondern beständig begangen wird, und dass ich, mit meinem Luxus, nicht nur das Verbrechen zulasse, sondern mich geradezu daran betheilige. Für mich bestand der Unterschied zwischen diesen beiden Eindrücken nur darin, dass dort alles, was ich hätte thun können, nichts anderes gewesen wäre, als den Mördern, welche bei der Guillotine standen und mit dem Morden sich beschäftigten, zuzurufen, dass sie Böses thun, und mit allen Mitteln sie daran zu hindern. Aber wenn ich es that, so konnte ich im voraus wissen, dass mein Auftreten den Mord nicht hindern werde. Hier

aber konnte ich nicht nur Sbítenj und das geringfügige Geld, das ich bei mir hatte, spenden, sondern ich konnte den Paletot vom Leibe hergeben und alles, was ich zu Hause besitze. Aber das hatte ich nicht gethan, und darum empfand ich und empfinde es noch, und werde nie aufhören es zu empfinden, dass ich Theilhaber bin an dem beständig verübten Verbrechen, so lange als ich noch überflüssige Speise habe, ein anderer gar keine hat, so lange ich zwei Anzüge besitze, ein anderer aber gar keinen.

3.

Denselben Abend, da ich von dem Ljäpinschen Hause heimgekehrt war, habe ich meine Eindrücke einem Freunde mitgetheilt. Dieser Freund, ein moskauer Einwohner, fing an, mir mit Genugthuung zu erklären, das sei die allernatürlichste Erscheinung einer Stadt und dass mich nur mein Provinzlerthum darin etwas Besonderes erblicken lasse, dass das immer so gewesen sei und sein werde, dass es so sein müsse und eine unvermeidliche Bedingung der Zivilisation sei. In London sei es viel schlimmer … offenbar sei nichts Schlechtes daran und man habe damit nicht unzufrieden zu sein. Ich fing an, meinem Freunde zu erwidern, und das mit solcher Wärme und solcher Bosheit, dass seine Frau aus dem andern Zimmer herbeilief und fragte: was vorgefallen sei? Es zeigte sich, dass ich, ohne es selbst zu merken, mit Thränen in der Stimme geschrien und gegen meinen Freund mit den Händen gedroht hatte. Ich schrie: „So kann man nicht leben, nicht so kann man leben, unmöglich!“ Man lachte mich aus wegen meiner unnützen Heftigkeit; man sagte mir, ich könne auch über nichts ruhig reden, ich rege mich in unangenehmer Weise auf, und namentlich bewies man mir, dass die Existenz solcher Unglücklicher durchaus kein Grund sein könne, das Leben seiner Nächsten zu vergiften.

Ich empfand es, dass das ganz richtig sei, und schwieg; aber in der Tiefe meiner Seele fühlte ich, dass auch ich Recht habe, und ich konnte mich nicht beruhigen.

Und das, auch schon früher mir fremde und eigenthümlich erscheinende Stadtleben wurde mir jetzt so zuwider, dass alle jene Freuden des luxuriösen Lebens, welche mir früher als Freuden er-

schienen waren, mir jetzt zur Plage wurden. Und wie sehr ich mich auch bemühte, in meiner Seele doch wenigstens einige Entschuldigungen für unser Leben zu finden, so konnte ich doch nicht ohne Gereiztheit weder den eigenen noch einen fremden Empfangssalon ansehen, noch einen sauberen, herrschaftlich gedeckten Tisch, noch die Equipage, den dicken Kutscher und die Pferde, noch die Läden, Theater und Gesellschaften. Ich konnte daneben nicht die hungernden, frierenden und erniedrigten Bewohner des Ljäpinschen Hauses ansehen. Und ich konnte von dem Gedanken mich nicht losmachen, dass die beiden Dinge mit einander verknüpft seien, dass das eine aus dem andern hervorgehe. Ich erinnere mich: das Gefühl meiner Schuld, wie es mir im ersten Augenblicke erschienen war, so ist es auch in meinem Innern verblieben; aber zu diesem Gefühle trat alsbald ein anderes hinzu und verdeckte es.

Wenn ich meine Eindrücke vom Ljäpinschen Hause meinen nächsten Freunden und Bekannten mittheilte, so antworteten sie mir alle dasselbe, was mein erster Freund, gegen welchen ich zu schreien angefangen, gesagt hatte; aber ausserdem äusserten sie ihre Billigung hinsichtlich meiner Herzensgüte und Empfindsamkeit, und gaben mir zu verstehen, dass jener Anblick nur darum so ganz besonders auf mich eingewirkt hatte, weil ich, Ljow Nikolajewitsch, so brav und gut sei. Und ich glaubte es ihnen gern. Und ehe ich Zeit gehabt, mich umzuschauen, bestand schon in mir, an Stelle des Selbstvorwurfs und der Reue, das Gefühl der Genugthuung hinsichtlich der eigenen Tugend, und der Wunsch sie andern gegenüber zum Ausdrucke zu bringen.

Offenbar, in der That, sagte ich zu mir, bin ich daran nicht eigentlich durch mein luxuriöses Leben schuld, sondern schuld daran sind die unvermeidlichen Lebensbedingungen. Denn eine Abänderung meines Lebens kann jenes Uebel, das ich gesehen habe, nicht abstellen. Wenn ich mein Leben verändere, so mache ich nur mich selbst und meine Nächsten unglücklich, aber jenes Unglück bleibt dasselbe.

Darum besteht meine Aufgabe nicht darin, mein Leben abzuändern, wie es mir anfänglich erschienen ist, sondern darin: soviel als in meiner Macht steht, zur Verbesserung der Lage jener Unglücklichen, welche mein Mitleid erregt haben, mitzuwirken. Die ganze Sache liegt darin, dass ich ein sehr braver und guter Mensch bin, und

dass ich meinem Nächsten Gutes zu thun wünsche. Und ich begann einen Plan zu wohlthätiger Wirksamkeit zu überdenken, worin ich meine ganze Tugend zum Ausdruck bringen könne. Indessen muss ich bekennen, dass während der ganzen Zeit, da ich diese wohlthätige Wirksamkeit überdachte, ich in der Tiefe meiner Seele immer empfand, dass es nicht das Rechte sei, und dass, wie es so oft geschieht, die Thätigkeit des Verstandes und der Vorstellung in mir jene Stimme des Gewissens betäubte. In jene Zeit fiel die Volkszählung. Das schien mir ein Mittel zur Inswerksetzung jener Wohlthätigkeitsanstalten, aber ihre ganze Thätigkeit erschien mir nicht nur in falscher Richtung ausgeübt, sondern auch geringfügig im Vergleiche dazu, was ich ins Werk setzen wollte. Und ich dachte mir Folgendes aus: in den reichen Leuten Mitgefühl zu dem städtischen Bettlerthum zu erwecken, Geld zu sammeln, Leute zusammenzubringen. die bereit wären, bei diesem Werke sich zu betheiligen und gleichzeitig mit der Volkszählung alle Zufluchtsorte der Armuth aufzusuchen und neben der Volkszählungsarbeit mit den Unglücklichen in Verkehr zu treten, die Einzelheiten ihrer Bedürfnisse in Erfahrung zu bringen, ihnen zu helfen mit Geld und Arbeit, durch Fortsendung aus Moskau, durch Placirung der Kinder in Schulen, der Greise und Greisinnen in Asyle und Armenhäuser. Mehr noch, ich meinte, dass aus den Leuten, welche sich damit beschäftigten, eine ständige Gesellschaft sich bilden würde, welche die Bezirke Moskaus unter sich vertheilen und darüber wachen würde, dass die Armuth und das Bettlerthum nicht anwachse; beständig, im Augenblicke des Entstehens würde man sie vernichten; die Gesellschaft würde die Pflicht auf sich nehmen, die städtische Armuth nicht nur zu heilen, sondern auch ihr hygienisch zuvorzukommen. Ich stellte mir schon vor, dass von Bettlern gar nicht zu reden – es einfach Nothleidende in der Stadt nicht mehr geben werde, und dass alles das ich bewirken werde, und dass darauf wir Reichen alle ruhig in unseren Empfangssalons sitzen, Diners von fünf Gängen verzehren, in Karossen zum Theater und in Gesellschaft fahren werden, ohne mehr durch solche Schauspiele beunruhigt zu werden, wie ich es im Liäpinschen Hause erlebt hatte.

Nachdem ich mir diesen Plan zurechtgelegt hatte, schrieb ich darüber einen Aufsatz, und ehe ich denselben zum Drucke beförderte, ging ich zu meinen Bekannten, von denen ich Mitwirkung zu

erhalten hoffte. Allen, die ich an dem Tage sprach (ich wandte mich besonders an die Reichen) redete ich ein und dasselbe vor, fast dasselbe, was ich später in dem Artikel geschrieben habe; ich schlug ihnen vor, die Volkszählung dazu zu benutzen, um das moskauer Bettlerthum kennen zu lernen und ihm Hilfe zu gewähren, mit Geld und thatsächlicher Unterstützung, es so zu veranstalten, dass es in Moskau keine Armen mehr gebe und dass wir Reichen mit gutem Gewissen die uns gewohnten Lebensgüter geniessen können. Alle hörten mich aufmerksam und ernsthaft an, dabei aber ereignete sich bei allen ohne Ausnahme eines und dasselbe: sobald meine Zuhörer begriffen, worum es sich handle, so wurde ihnen gleichsam ungemüthlich und genirt zu Muthe. Und zwar genirten sie sich vorzugsweise meinetwegen, darum, weil ich Dummheiten redete, und zwar solche Dummheiten, von denen man nicht geradeheraus sagen kann, dass es Dummheiten seien. Es war, als gäbe es irgend einen äusseren Grund, der meine Zuhörer nöthigte, meinen Dummheiten zuzustimmen.

– I, ja! Versteht sich. Das wäre ganz vortrefflich – sagte man mir. – Es versteht sich ganz von selbst, dass es unmöglich ist, dem nicht beizustimmen. Ja, euer Gedanke ist vorzüglich. Ich selbst habe bereits daran gedacht, aber … unter uns ist man im allgemeinen so gleichgiltig, dass man kaum auf grossen Erfolg hoffen darf … Indessen bin ich meinerseits, versteht sich, bereit mitzuwirken.

Derartiges sagten mir alle. Alle stimmten bei, aber, wie mir schien, stimmten sie nicht bei auf Grund meiner Ueberzeugung, noch zufolge ihres Wunsches, sondern aus irgend einem äusseren Grunde, welcher es ihnen unmöglich machte, nicht beizustimmen. Schon an dem Umstande merkte ich es, dass kein einziger von denen, welche mir ihre Mitwirkung mit Geld zusagten, selbst die Summe bestimmte, welche er herzugeben entschlossen sei, so dass ich genöthigt war, selbst sie zu bestimmen und zu fragen: „kann ich also von euch rechnen auf 300, oder 200, oder 100, oder 25 Rubel?“ – und nicht ein einziger hat mir das Geld übergeben. Ich hebe diesen Umstand deshalb hervor, weil, wenn die Leute zu dem, was sie selbst wünschen, Geld bewilligen, so beeilen sie sich gewöhnlich, es einzuhändigen. Zu einer Loge bei der Sarah Bernhardt stopfen sie einem das Geld sofort in die Hand, um die Sache zu sichern. Hier aber, von allen denen, welche sich bereit erklärten, Geld herzu-

geben, und welche ihre Sympathie an den Tag legten, hat nicht ein einziger sich erboten, das Geld sofort auszuzahlen; nur stillschweigend bestätigten sie die von mir genannte Summe. In dem letzten Hause, das ich an jenem Tage Abends besuchte, fand ich zufällig eine grosse Gesellschaft vor. Die Herrin jenes Hauses giebt sich schon seit einigen Jahren mit Wohlthätigkeit ab. An der Thür standen einige Karossen, im Vorzimmer sass eine Anzahl Lakaien in kostbaren Livreen. Im grossen Empfangssalon sassen um zwei mit Lampen erleuchtete Tische Frauen und junge Damen in kostbaren Toiletten und mit kostbaren Schmucksachen; sie waren beschäftigt, kleine Puppen zu bekleiden. Die von diesen Damen angefertigten Puppen sollten in einer Lotterie für die Armen ausgespielt werden.

Der Anblick dieses Empfangssalons und der dort versammelten Personen frappirte mich in höchst unangenehmer Weise. Abgesehen davon, dass das Vermögen der dort anwesenden Personen mehreren Millionen gleichkam; abgesehen ferner davon, dass allein die Rente des Kapitales, welches hier zu Toiletten, Spitzen, Bronzen, Broschen, Karossen, Pferden, Livreen, Lakaien vergeudet worden, hundert Mal mehr betrug, als was alle diese Damen zusammen erarbeiteten, – abgesehen davon kosteten alle die Ausgaben für die Zusammenkunft dieser Damen und Herrn: die Handschuhe, die Wäsche, die Equipagen, die Lichte, der Thee und Zucker, das Backwerk, das alles kostete der Wirthin des Hauses hundert Mal mehr, als hier erarbeitet wurde. Da ich das alles sah, so konnte ich begreifen, dass ich hier keine Sympathie für mein Vorhaben finden würde; ich war aber gekommen, um meinen Vorschlag zu verlautbaren, und wie schwer es mir auch wurde, so sprach ich doch alles, was ich beabsichtigte, aus (ich redete fast genau dasselbe, was ich in meinem Aufsatze geschrieben hatte).

Eine von den dort anwesenden Damen bot mir Geld an, hinzufügend, sie fühle es, dass sie zufolge ihrer Empfindsamkeit nicht im Stande sein werde, selbst bei den Armen umherzugehen; wieviel Geld sie aber geben wolle und wann sie es zu zahlen gedenke, sagte sie freilich nicht. Eine andere Dame und ein junger Mann boten ihre Dienste zum Umgange bei den Armen an; aber ich machte von ihrem Anerbieten keinen Gebrauch. Die Hauptperson aber, an die ich mich wandte, sagte, dass man nicht viel werde thun können, da es an Mitteln fehle. Und zwar fehle es an Mitteln, weil die reichen

Leute Moskaus schon alle in Beschlag genommen seien, von allen habe man schon alles Mögliche sich erbeten; und weil bereits an alle diese Wohlthäter Rang und Ehren ausgetheilt worden, Medaillen und andere Auszeichnungen; um des finanziellen Erfolges willen müsse man irgend welche neue Auszeichnungen von den Machthabern sich erbitten, und das sei das einzige wirksame Mittel; doch sei es mit vielen Schwierigkeiten verbunden.

Als ich an jenem Tage heimkehrte, ging ich zu Bette nicht nur mit dem Vorgefühle, dass mein Gedanke zu nichts führen werde, sondern zugleich mit Beschämung und mit dem Bewusstsein, dass ich während dieses ganzen Tages etwas sehr Arges und Schandbares gethan habe. Aber ich gab die Sache nicht auf. Zunächst war sie begonnen und eine falsche Scham hinderte mich gleichsam, mich davon loszusagen; sodann gewährte mir nicht eben der Erfolg des Unternehmens, sondern bereits die Beschäftigung damit die Möglichkeit, fortzufahren, unter den bisherigen Bedingungen weiter zu leben; ein Nichterfolg dagegen hätte mich der Nothwendigkeit unterzogen, meinem bisherigen Leben zu entsagen und neue Lebenswege aufzusuchen. Unbewusst aber scheute ich vor letzterem zurück. Und ich traute der inneren Stimme nicht und setzte das Begonnene fort.

Als ich meinen Aufsatz zum Drucke befördert hatte, verlas ich ihn vom Korrekturbogen im Stadthause. Beim Vorlesen bin ich erröthet bis zu Thränen und der Athem hat mir gestockt – so schwer war mir ums Herz. Und ich bemerkte, wie auch allen Zuhörern schwer ums Herz wurde. Als ich nach Beendigung der Vorlesung die Frage stellte, ob die Ordner der Volkszählung meinen Antrag akzeptirten, nämlich auf ihren Posten weiter zu verbleiben, um Mittelspersonen zwischen der Gesellschaft und den Nothleidenden zu sein – da erfolgte ein peinliches Schweigen. Darauf wurden zwei Reden gehalten. Diese Reden verwischten gleichsam das Peinliche meines Antrages. Sympathie für mich wurde an den Tag gelegt, aber es wurde darauf hingewiesen, dass mein von allen gebilligter Gedanke unausführbar sei. Allen wurde leichter ums Herz. Als ich aber darauf auf meiner Anschauung bestehen wollte und an jeden der Ordner einzeln die Frage stellte: ob er bereit sei gelegentlich der Volkszählung die Bedürfnisse der Armen zu untersuchen und auf dem Posten zu verbleiben, um als Mittelsperson zu dienen zwischen

den Armen und Reichen, da wurde es allen wieder peinlich zu Muthe. Es war, als ob sie mir mit ihren Blicken zuriefen: Aus Achtung zu dir haben wir doch versucht, deine Dummheiten zu überkleistern, jetzt drängst du dich wieder vor! So war der Ausdruck ihrer Blicke; mit Worten aber sagte man mir, dass man einverstanden sei; und zwei von ihnen sagten mir einzeln, aber, als ob sie sich verabredet hätten, mit denselben Worten: „Wir halten uns für moralisch verpflichtet, es zu thun." Denselben Eindruck brachte meine Mittheilung auf die studentischen Zähler hervor, als ich ihnen davon sprach, dass wir zur Zeit der Zählung, ausser dem Zählungszwecke, auch den Zweck der Wohlthätigkeit verfolgen werden. Als wir darüber sprachen, bemerkte ich, dass sie sich genirten, mir in die Augen zu sehen, wie wenn es peinlich sei, einem guten Menschen, der Dummheiten redet, in die Augen zu sehen. Denselben Eindruck rief mein Artikel bei dem Redakteur der Zeitung hervor, als ich ihm denselben übergab, ebenso bei meinem Sohne, meiner Frau und den verschiedensten Personen. Allen wurde peinlich zu Muthe, alle aber hielten es für nöthig, den Gedanken selbst zu billigen, und alle fingen sofort nach dieser Billigung an, ihre Zweifel hinsichtlich des Erfolges darzulegen, und alle, ohne irgend eine Ausnahme, begannen sie, die Gleichgültigkeit und Kälte unserer Gesellschaft und aller Leute, offenbar mit Ausnahme ihrer selbst, zu verurtheilen.

In der Tiefe meiner Seele fuhr ich fort, zu empfinden, dass alles das nicht das Rechte sei und dass aus alledem nichts herauskommen werde; aber der Artikel war gedruckt und ich machte mich daran, mich an der Volkszählung zu betheiligen; ich hatte die Sache angestiftet und nun riss die Sache selbst mich fort.

4.

Auf meine Bitte hatte man mir zur Volkszählung einen Bezirk im Khamownischischen Stadttheile zugetheilt, beim Smolenskischen Markte, in der Prototschnij-Gasse, zwischen der Ufer-Ueberfahrt und der Nikolskij-Gasse. In diesem Bezirke befinden sich Häuser, die man zusammen das Rshanowsche Haus oder die Rshanowsche Festung nennt. Diese Häuser haben irgend einmal dem Kaufmann

Rshanow gehört, gegenwärtig gehören sie den Simins. Längst schon hatte ich von diesem Orte gehört, als von der Zufluchtsstätte des allerschrecklichsten Bettlerthums und der fürchterlichsten Verworfenheit, und darum hatte ich die Leiter der Volkszählung gebeten, mir diesen Bezirk zuzutheilen.

Mein Wunsch wurde erfüllt.

Nachdem ich das Kommissum aus dem Stadthause empfangen hatte, machte ich mich einige Tage vor der Volkszählung daran, meinen Bezirk durchzugehen. Nach dem mir übergebenen Plan fand ich die Rshanowsche Festung sofort auf.

Ich war durch die Nikolskij-Gasse herangekommen. Diese Gasse endet an der linken Seite mit einem finsteren Hause ohne Eingangspforte von dieser Seite: nach dem Aussehen dieses Hauses errieth ich es, dass gerade dieses die Rshanowsche Festung sei.

Während ich in der Nikolskij-Gasse hinabstieg, traf ich mit Knaben von 10-14 Jahren zusammen, welche in Jäckchen und kleinen Paletots, nur auf ihren Füssen, oder auf einem Schlittschuh in der gefrorenen Gosse am Trottoir jenes Hauses hinabglitten. Die Knaben waren zerlumpt und wie alle städtischen Knaben, gewandt und dreist. Ich war stehen geblieben, um sie zu betrachten. Um die Ecke kam eine alte zerlumpte Frau mit herabhängenden Wangen. Sie ging bergan zum Smolenski-Markte und röchelte eigenthümlich, wie ein abgetriebenes Pferd, bei jedem Schritte. Als sie bei mir angelangt war, blieb sie stehen, indem sie röchelnd Athem schöpfte. An jedem anderen Orte hätte die Alte mich um Geld angesprochen, hier aber redete sie nur zu mir: „Sieh mal“, sagte sie, auf die schlitternden Knaben weisend, – „das tummelt sich nur! Werden eben solche Rshanowsche werden, wie die Väter.“ Einer von den Knaben in Paletot und Mütze ohne Schirm hatte ihre Worte gehört und blieb stehen. „Was schimpfst du?“ schrie er der Alten zu. „Bist selbst eine Rshanowsche, du alte Schlange!“ Ich fragte den Knaben: „Wohnt ihr etwa dort?“ – „Ja, und sie ebenfalls. Sie hat Stiefelschäfte gestohlen!“ – schrie der Knabe und glitt fort, indem er einen Fuss erhob. Die Alte strömte über von Schimpfreden, die durch Husten unterbrochen wurden. Vom Berge herab kam in dem Augenblicke mitten in der Strasse, mit den Armen schlenkernd, in der einen Hand einen Bund von Bretzeln und eine Stolle haltend, ein alter in Lumpen gekleideter Kerl, weisshaarig wie Schnee. Der Alte sah aus, als hätte er sich

soeben mit einem Gläschen gestärkt. Er hatte anscheinend das Geschimpfe der Alten gehört und nahm ihre Partei. „Ich will euch, ihr Teufelsbrut, holla!“ schrie er den Knaben zu, und mit der Miene, als wolle er auf sie losgehen, trat er, an mir herumgehend, auf das Trottoir. Auf dem Arbat[5] fällt dieser Greis auf durch sein Alter, seine Schwäche und Bettelhaftigkeit; hier war er ein lustiger Arbeiter, der von seinem Tagewerke heimkehrt.

Ich ging hinter dem Alten her. Derselbe bog links um die Ecke in die Prototschnij-Gasse ein, ging am ganzen Hause und am Thore vorüber und verschwand in der Thür einer Schenke.

Auf die Prototschnij-Gasse münden zwei Hofpforten und einige Thüren: von einer Schenke, einer Kneipe und einigen Zukost- und sonstigen Buden. Das ist nun eben die Rshanow-Festung. Alles ist hier grau, schmutzig und stinkend – die Häuser, die Wohnungen, die Höfe und die Menschen. Die meisten der Leute, denen ich hier begegnete, waren zerlumpt und halb gekleidet. Einige passirten, andere liefen aus einer Thür in die andre. Zwei Leute waren im Handeln um irgend einen Lumpen begriffen. Ich ging an der ganzen Baulichkeit entlang, von der Prototschnij- bis zur Ufer-Gasse, und blieb auf dem Rückwege bei dem Thore eines der Häuser stehen. Ich hatte Lust einzutreten und nachzusehen, was man dort drinnen (nämlich auf dem Hofe) trieb, aber es fiel mir schwer. Was werde ich sagen, wenn man mich fragt, was ich haben wolle? Nach einigem Zaudern trat ich doch ein. Sowie ich nur das Thor passirt war, empfand ich einen abstossenden Gestank. Der Hof war entsetzlich schmutzig, Ich bog links um die Ecke und hörte sofort links von mir, über mir, auf der hölzernen Gallerie des Hauses das Geräusch der Schritte von laufenden Menschen, anfangs auf dem Bretterfussboden der Gallerie, sodann auf den Stufen der Treppe. Zuerst kam ein hageres Frauenzimmer herausgelaufen, mit aufgestreiften Aermeln, in einem verschossenen rosa Kleide, mit Bottinen an den nackten Füssen. Hinter ihr her kam eine zerlumpte Mannsperson herausgelaufen, in einem rothen Hemde und in fast wie ein Weiberrock breiten Unterhosen, Galoschen an den Füssen. Am Fusse der Treppe ergriff der Mann das Weibsbild. „Du kommst nicht fort!“ sagte er

[5] [Im 19. und frühen 20. Jahrhundert war der *Arbat* vor allem ein Wohnviertel des mittleren und kleineren Adels, der Künstler und der Akademiker. *IvH*]

lachend. „Sieh einer diesen schiefäugigen Teufel!“ hub das Frauenzimmer an, offenbar durch die Verfolgung geschmeichelt, als sie aber mich sah, schrie sie boshaft: „Wen sucht ihr?“ Da ich nun niemanden suchte, so wurde ich verwirrt und ging fort. Daran war nichts Wunderbares; aber dieser Vorfall, nach dem, was ich draussen, ehe ich in den Hof eingetreten war, gesehen hatte – die schimpfende Alte, den angeheiterten Greis und die schlitternden Knaben –, zeigte mir plötzlich die Sache, die ich betrieb, von einer vollkommen neuen Seite. Ich begriff nun zum ersten Male, dass alle diese Elenden, die ich beglücken wollte, ausser der Zeit, da sie, von Kälte und Hunger geplagt, auf Einlass in das Haus warten, noch sonst Zeit übrig haben, welche sie zu was anderem verwenden; alle Tage giebt es 24 Stunden, ein ganzes Leben giebt es, an welches ich früher nicht gedacht hatte. Ich begriff, dass diese Leute nothwendig auch sich ärgern, und Verdruss empfinden, und bramarbasiren, und Kummer haben und Heiterkeit empfinden. Zum ersten Male, wie sonderbar das erscheinen mag, begriff ich aber, dass die Sache, die ich betrieb, nicht allein darin bestehen könne, tausend Menschen zu füttern und zu kleiden, wie man tausend Schafe füttert und unter Dach bringt, sondern dass die Aufgabe darin zu bestehen habe, dass man den Leuten Gutes erweiset. Und als ich es begriff, dass ein jeder von diesen tausend Leuten eben solch ein Mensch sei, mit eben solcher Vergangenheit, solchen Leidenschaften, Verlockungen, Täuschungen, solchen Gedanken, solchen zweifelnden Fragen – kurz gerade solch ein Mensch, wie auch ich: da erschien mir die von mir betriebene Sache plötzlich so schwierig, dass ich meine Ohnmacht empfand; aber die Sache war einmal begonnen und ich setzte sie fort.

5.

An dem ersten der angesetzten Tage hatten die studentischen Zähler sich frühmorgens eingefunden; ich aber, der Wohlthäter, ging um 12 Uhr zu ihnen. Früher konnte ich nicht kommen, denn ich stand um 10 Uhr auf, darauf trank ich den Kaffee und rauchte, die Digestion abwartend. Ich langte um 12 Uhr am Thore des Rhsanowschen Hauses an. Der Polizeidiener wies mir die Schenke, die auf die Ufer-Gasse hinausgeht, wohin die Zähler alle diejenigen bestellt hatten,

die nach ihnen fragen würden. Ich trat in die Schenke ein. Sie war sehr dunkel, stinkend und schmutzig. Gerade aus der Verschlag des Schankwirths, links ein kleines Zimmer mit Tischen, bedeckt mit schmutzigen Servietten, rechts ein grosses Zimmer mit Säulen und eben solchen Tischen an den Fenstern und Wänden. Hier und da an den Tischen Bauern beim Thee, anständig gekleidete und zerlumpte, wie Arbeiter oder kleine Händler, und einige Frauenzimmer. Die Schenke war sehr schmutzig, aber sogleich war es zu sehen, dass sie guten Verdienst hatte: der Gesichtsausdruck des Kommis hinterm Verschlage war ein geschäftsmässiger und die Aufwärter von einer eiligen Beflissenheit. Kaum war ich eingetreten, so machte sich einer derselben dran, mir den Paletot auszuziehen und zu fragen, was man bestellen wolle. Es war sichtbar, dass hier die Gewohnheit raschen und prompten Arbeitens beigebracht worden. Ich fragte nach den Zählern. „Wanja!“ rief ein kleiner, deutsch gekleideter Mensch, der hinter dem Verschlage, an den Schrank gelehnt, stand; das war der Wirth der Schenke, Iwan Fedótytsch, ein kalugascher Bauer, der die Hälfte aller Wohnungen der Siminschen Häuser gemiethet hatte und sie den Einwohnern weiter vermiethete. Der gerufene Aufwärter kam herbeigelaufen, ein junger, hagerer, krummnasiger Mensch von 18 Jahren, von gelber Gesichtsfarbe. „Führ' den Herrn zu den Zählern. Sie sind in das grosse Haus, gegenüber dem braunen, gegangen!“ Der junge Mensch warf die Serviette fort, zog sich einen Paletot über das weisse Hemd und die weissen Hosen, setzte eine grosse Mütze mit Schirm auf und rasch trippelnd mit seinen weissen Beinen, führte er mich durch die mit einem Schliessgewichte versehene Hinterthür fort. In der schmierigen, stinkenden Küche und im Vorraume begegneten wir einem alten Weibe, welches schrecklich stinkendes Gekröse in einem Lappen sehr vorsichtig forttrug. Aus dem Vorraume traten wir hinab auf den abschüssigen Hof, der ganz verbaut war mit hölzernen Kiffen auf niedrigen steinernen Erdgeschossen. Auf dem ganzen Hofe war der Gestank sehr stark. Den Mittelpunkt dieses Gestankes bildete der Abtritt, an welchem, wie oft ich auch dabei vorübergegangen bin, immer viele Menschen es sehr eilig hatten. Der Abtritt selbst war nicht der Ort zur Verrichtung der Nothdurft; er diente nur als Hinweis auf den Ort, an welchem es üblich war, die Nothdurft zu verrichten. Wenn man über den Hof ging, war es unmöglich, diesen Ort zu übersehen;

es ist mir immer schwül ums Herz geworden, wenn ich in die ätzende Atmosphäre der von hier ausströmenden schlimmen Dünste getreten bin.

Der junge Mensch suchte seine weissen Hosen zu schonen und führte mich vorsichtig an diesem Orte vorüber zwischen gefrorenen und ungefrorenen Exkrementen hindurch, auf eines der Gebäude lossteuernd. Die über den Hof und die Gallerien gehenden Leute blieben alle stehen, um mich anzusehen. Offenbar war ein reinlich gekleideter Mensch an dieser Oertlichkeit ein Wunderding.

Der junge Mensch fragte eine Frauensperson: „ob sie nicht die Zähler gesehen habe?" – und gleichzeitig erschollen drei Antworten auf die Frage: die einen sagten: hinter dem Brunnen; andre sagten, sie seien dagewesen, aber fortgegangen und seien bei Nikita Iwanowitsch. Ein Alter in blossem Hemde, der auf den Abtritt zuging, sagte, sie befänden sich in der Wohnung Nr. 30. – Der junge Mensch meinte, diese Auskunft habe die grösste Wahrscheinlichkeit für sich und führte mich zu Nr. 30, unter das Vordach des Kellergeschosses, in Finsterniss und Gestank anderer Art, als wie der auf dem Hofe herrschende. Wir stiegen hinab und schritten dann auf dem Erd-Fussboden eines dunkeln Korridors. Während wir den Korridor durchschritten, öffnete sich gewaltsam heftig eine der Thüren und aus derselben drang ein alter trunkener Mensch im Hemde hervor, wahrscheinlich einst zum Bauernstande gehörig. Diesen Mann trieb und stiess mit durchdringendem Geschrei vor sich her eine Wäscherin mit aufgestreiften Aermeln, die Hände voll Seifenschaum. Mein Führer Wanja nahm den Trunkenen bei Seite und ertheilte ihm einen Verweis: „Keinen solchen Skandal machen!" – sagte er – „und das noch ein Offizier!" Und wir langten bei der Thür der Nr. 30 an. Wanja zog an der Thür; sie ächzte, gab nach und öffnete sich; uns strömte Seifendampf entgegen, ätzender Gestank von schlechter Lauge und Tabak und wir traten in vollständige Finsterniss. Die Fenster lagen auf der entgegengesetzten Seite; dort aber zogen sich bretterne Korridore nach rechts und nach links und schiefe Thüren waren darin, die zu den abgetheilten Kammern führten, welche durch mit weisser Leimfarbe angestrichene Bretter nachlässig abgesondert worden. In dem dunkeln Raum links erschien undeutlich ein Frauenzimmer, das in einem Troge Wäsche wusch. Rechts schaute aus der Thür einer der Kammern ein altes Weib. Durch eine

andere offene Thür sah man einen Bauer mit rother Fratze, in Bastschuhen, auf der Pritsche sitzend; er hielt die Hände auf den Knien und schwenkte die in den Bastschuhen steckenden Füsse und beschaute dieselben mit finsterer Miene. Am Ende des Korridors war eine kleine Thür, die in die Kammer führte, wo die Zähler sich aufhielten. Das war die Kammer der Frau, welche die Wirthin von der ganzen Nummer 30 war. – Sie hatte die ganze Nummer von Iwan Fedotowitsch [Fedótytsch] gemiethet und vergab sie dann wieder an Einwohner oder Schlafstellensucher. In diesem winzigen Kämmerlein sass der studentische Zähler mit den Zählkarten und verhörte, gleich einem Untersuchungsrichter, eine Mannsperson, die in Hemd und Weste dastand. Das war ein Freund der Wirthin, der in ihrem Namen auf die Fragen Antwort ertheilte. Auch die Wirthin war dort, ein altes Frauenzimmer und zwei Neugierige aus der Zahl der Einwohner. Als ich eingetreten war, war das Zimmer vollkommen angefüllt. Ich drängte mich bis zum Tische durch. Ich begrüsste den Studenten, und er fuhr im Fragenstellen fort. Ich aber fing an, mich umzuschauen und die Bewohner dieser Nummer für meine Zwecke auszufragen.

Es zeigte sich, dass in dieser ersten Wohnung ich nicht ein einziges Individuum fand, auf welches meine Wohlthätigkeit hätte ausgeschüttet werden können. Abgesehen von der, im Vergleiche zu den Gemächern, die ich bewohne, auffälligen Aermlichkeit, Enge und Unsauberkeit der Wohnung, lebte doch die Wirthin auskömmlich gegenüber den armen städtischen Einwohnern; im Vergleiche zu der ländlichen Armuth, die ich genau kannte, lebte sie sogar luxuriös. Sie besass ein Daunenbett, eine gesteppte Decke, eine Theemaschine, einen Pelz, einen Schrank mit Theegeschirr. Ebenso auskömmlich sah es bei dem Freunde der Wirthin aus. Er besass eine Uhr mit einer kleinen Kette. Die Einwohner waren ärmer, aber unter ihnen gab es keinen einzigen, der sofortiger Hilfe bedurft hätte. Um Beistand baten: das Wäsche waschende, von ihrem Manne mit ihren Kindern verlassene Frauenzimmer, die alte, greise Wittwe, welche, wie sie sagte, keine Mittel zum Leben hatte, und jener Bauer in Bastschuhen, welcher mir sagte, er habe heute nicht gegessen. Aber beim Umfragen zeigte es sich, dass alle diese Individuen nicht erheblich Noth litten und dass man mit ihnen gut bekannt sein müsse, um ihnen helfen zu können. Als ich dem von ihrem Manne verlassenen

Frauenzimmer proponirte, ihre Kinder in einem Asyle zu placiren, wurde sie verwirrt und nachdenklich, dankte sehr, aber es war klar, dass sie es nicht wünschte; sie hätte eine Geldunterstützung vorgezogen. Die ältere Tochter hilft ihr bei der Wäsche und die jüngere wartet den Knaben. Die Alte bat sehr, man möge sie im Asyl unterbringen; als ich aber in ihrem Winkel mich umschaute, sah ich, dass sie nicht arm war. Sie besass einen Koffer mit Sachen; da war eine Theekanne mit Blechausguss, zwei Tassen und zwei Monpensier-Schächtelchen mit Thee und Zucker. Sie strickte Strümpfe und Handschuhe und erhielt eine monatliche Unterstützung von einer Wohlthäterin. Der Bauer aber litt weniger an Nahrungsmangel, als am Katzenjammer, und alles, was man ihm gegeben hätte, wäre in die Kneipe gewandert. So also fanden sich in dieser Wohnung solche nicht, von denen, wie ich glaubte, das ganze Haus überfüllt sei, und welche ich durch Geldspenden hätte beglücken können. Vielmehr waren es, wie mir schien, zweifelhafte Arme. Ich notirte mir die Alte, die Frau mit den Kindern und den Bauer und beschloss, mich auch um sie zu kümmern, jedoch später, wann ich mit den besonders Unglücklichen mich abgeben würde, welche ich in diesem Hause anzutreffen erwartete. Es stand bei mir fest, dass es eine Rangordnung geben müsse in den Unterstützungen, die wir ertheilen würden: zuerst den allerunglücklichsten, sodann diesen. Aber in der nächsten und übernächsten Wohnung verhielt es sich gerade ebenso: immer solche, die man genauer zu studiren hatte, ehe man sie unterstützte. Solche Unglückliche aber, denen man Geld zu geben hätte und welche dann aus Unglücklichen zu Glücklichen geworden wären, solche gab es nicht. Wie schwer es mir auch auszusprechen ist, so muss ich es doch sagen: ich begann eine Enttäuschung darüber zu empfinden, dass ich in diesen Häusern nichts dem Erwarteten ähnliches vorfand. Ich vermuthete, hier ganz besondere Leute zu finden, aber als ich alle Wohnungen durchgegangen war, so war ich zur Ueberzeugung gelangt, dass die Bewohner dieses Hauses durchaus gar nicht besondere Leute seien, sondern ganz genau solche, in deren Mitte ich lebte. Geradeso wie in unserer Mitte, gab es unter ihnen mehr oder weniger gute und gab es mehr oder weniger schlimme Leute; da gab es mehr oder weniger Glückliche und mehr oder weniger Unglückliche. Die Unglücklichen waren genau eben solche Unglückliche, wie die Unglücklichen unter

uns, d. h. Unglückliche, deren Missgeschick nicht in äusseren Umständen lag, sondern in ihnen selbst: solches Unglück, das man mit keiner Geldsumme heilen kann.

6.

Die Bewohner dieser Hauses bilden die niederste städtische Bevölkerung, deren es in Moskau mehr als hunderttausend Köpfe giebt. Hier, in diesem Hause, giebt es Repräsentanten dieser Bevölkerung von aller Art; da giebt es kleine Unternehmer und Handwerker, Schuster, Bürstenmacher, Tischler, Drechsler, Damenschuster, Schneider, Schmiede; ebendort Fuhrleute, für eigene Rechnung lebende Rosstäuscher und Händlerinnen, Wäscherinnen, Lumpenhändler, Wucherer, Tagelöhner und Leute ohne bestimmte Beschäftigung, und eben dort Bettler und lüderliche Frauenzimmer.

Es giebt hier viele eben solche Leute, wie ich sie am Eingange des Ljäpinschen Hauses gesehen habe, hier aber sind diese Leute eingesprengt in die Arbeiterbevölkerung. Zudem habe ich jene in ihrer allerunglücklichsten Zeit gesehen, da alles aufgegessen und vertrunken war, und diese hungernden, frierenden, aus den Schenken fortgetriebenen Leute warteten nun, wie auf die himmlische Manna, auf Einlass in das Haus der Gratis-Schlafstellen, und sodann auf das verheissene Gefängniss zur Versendung in die Heimath; hier dagegen sah ich sie inmitten der Majorität der Arbeiter und zu einer Zeit, da, so oder anders, drei oder fünf Kopeken erworben worden waren zur Schlafstelle, oder manchmal auch ein Rubel zu Speise und Trank.

Und wie sonderbar es auch klingen mag, – ich empfand hier nichts jenem Gefühle ähnliches, das ich im Ljäpinschen Hause empfunden hatte; im Gegentheil, zur Zeit des ersten Umganges haben sowohl ich als auch die Studenten eine fast angenehme Empfindung gehabt; ja, und warum sage ich: „fast angenehm“? Das ist nicht richtig; das Gefühl, welches durch die Berührung mit diesen Leuten hervorgerufen wurde, war, wie sonderbar es erscheinen mag, geradezu ein sehr angenehmes Gefühl.

Der erste Eindruck war, dass die Mehrheit der hier wohnenden Arbeiter waren und sehr gutherzige Leute.

Den grösseren Theil der Einwohner trafen wir bei ihrer Arbeit an: die Wäscherinnen an ihren Waschtrögen, die Tischler an ihren Hobelbänken, die Schuster auf ihren Schemeln. Die engen Wohnungen waren voll Menschen und die Arbeit ging energisch und freudig vor sich. Es roch nach Arbeitsschweiss, beim Schuster nach Leder, beim Tischler nach Hobelspänen, häufig hörte man ein Lied; aus aufgestreiften Hemdsärmeln ragten muskulöse Arme hervor, welche rasch und geschickt ihre gewohnten Bewegungen ausführten. Ueberall begegnete man uns froh und freundlich. Unser Eindringen in das Alltagsleben dieser Leute rief fast nirgends jene Ambition hervor, das Bedürfniss, seine Wichtigkeit und Stellung darzuthun, wie sie durchs Erscheinen der Zähler in den meisten Wohnungen der wohlhabenden Leute hervorgerufen worden ist; nicht nur das, sondern im Gegentheile, auf alle unsre Fragen erfolgten die gehörigen Antworten, als würde ihnen gar keine besondere Bedeutung beigelegt. Unsre Fragen gaben ihnen nur Anlass zu Munterkeit und zu Scherzen: wen man auf wessen Rechnung zu setzen habe, wen man doppelt zu rechnen habe und welche paarweis für einen u.s.w.

Viele trafen wir bei Tische an oder beim Thee, und jedesmal erfolgte auf unseren Gruss: „Brod und Salz“ oder „Thee und Zucker“ – die Antwort: „wir bitten ganz ergebenst“; ja sie rückten zusammen, um uns Platz zu machen. Statt eines Zufluchtsortes für beständig wechselnde Bevölkerung, wie wir ihn hier zu finden erwartet hatten, erwies es sich, dass es in diesem Hause viele Wohnungen gab, die schon seit lange innegehabt wurden. Ein Tischler mit seinen Arbeitern und ein Schuster mit seinen Gesellen wohnen dort schon zehn Jahre. Beim Schuster war es eng und schmutzig, aber seine Leute waren alle munter bei der Arbeit. Ich bemühte mich, mit einem der Arbeiter ein Gespräch anzuknüpfen, um die Aermlichkeit seiner Lage auszuforschen, seine Verschuldung beim Meister; aber der Arbeiter verstand mich nicht, sondern äusserte sich in der günstigsten Weise über den Meister und über sein Leben.

In einer Wohnung lebte ein alter Mann mit seiner alten Frau; Sie betrieben einen Aepfelhandel. Ihr Zimmer ist warm und angefüllt mit ihren Sachen. Den Fussboden bedeckten Strohmatten; sie nehmen sie aus dem Aepfelspeicher. Koffer giebt es, einen Schrank, eine Theemaschine, Tischgeschirr. In der Ecke steht eine Menge von Heiligenbildern; zwei Lampen brennen vor ihnen; an der Wand hängen

in Laken eingeschlagene Pelze. Die Alte mit strahlenförmigen Runzeln ist freundlich, gesprächig, offenbar freut sie sich selbst über ihre stille, wohlanständige Wohnung.

Iwan Fedótytsch, der Wirth der Schenke und der Wohnungen, war herübergekommen und begleitete uns. Freundlich scherzte er mit vielen der Wohnungsinhaber, indem er sie alle mit Tauf- und Vatersnamen anredete, und gab uns ihre kurzen Charakteristiken. Alle diese Leute waren eben Menschen, die Martin Semjónowitsche, die Pjotr Petrówitsche, die Márja lwánownas, – Menschen, die sich nicht für unglücklich hielten, die sich vielmehr für Menschen hielten, wie alle andern Leute und thatsächlich es auch waren.

Wir hatten uns darauf vorbereitet, einzig und allein Grässliches zu sehen. Plötzlich aber prasentirte sich uns statt dessen nicht nur nichts Grässliches, sondern Gutes, derartiges, dass es unwillkürlich unsre Achtung erzwang. Und dieser guten Leute gab es da so viele, dass die Zerlumpten, die Verkommenen, die Nichtsthuer, welche selten unter ihnen vorkamen, den allgemeinen Eindruck nicht störten.

Die Studenten wurden davon nicht so sehr, wie ich, frappirt. Sie waren einfach gekommen, ein nützliches Werk zu vollbringen, wie sie meinten, für die Wissenschaft, und nebenher stellten sie ihre privaten Beobachtungen an; ich aber war ein Wohlthäter; ich war gekommen mit der Absicht, Unglücklichen zu helfen, verkommenen, verderbten Leuten, die ich in diesem Hause anzutreffen vorausgesetzt hatte. Und plötzlich sah ich, statt der Unglücklichen, Verkommenen und Verderbten, eine Mehrzahl von arbeitsamen, ruhigen, zufriedenen, fröhlichen, freundlichen und sehr guten Menschen.

Besonders lebhaft empfand ich das, wenn ich in diesen Wohnungen gerade jenem himmelschreienden Elende begegnete, welches ich zu heilen unternommen hatte.

Wenn ich solchem Elende begegnete, so fand ich immer, dass es bereits Schutz gefunden hatte, dass ihm bereits diejenige Abhilfe gewährt worden, welche ich bemerken wollte. Diese Abhilfe hatte man früher als ich gewährt und wer hatte es gethan? Dieselben unglücklichen, verderbten Geschöpfe, zu deren Rettung ich mich angeschickt hatte; und sie war so gewährt worden, wie ich es nicht hätte thun können.

In einer Kellerwohnung lag ein alter alleinstehender, am Typhus

erkrankter Mann, der Alte hat niemanden. Eine Wittwe mit einer kleinen Tochter, die ihm fremd war, aber den benachbarten Winkel bewohnte, pflegte ihn, gab ihm Thee zu trinken und kaufte für ihr Geld Arzeneien. In einer anderen Wohnung hatte eine Frau im Wochenfieber gelegen. Ein von Prostitution lebendes Frauenzimmer hatte das Kind gewiegt, ihm einen Lutsch gemacht und hatte während ganzer zwei Tage ihr Gewerbe ausgesetzt. Das verwaisete Kindchen ist in die Familie eines Schneiders aufgenommen worden, der bereits drei eigene Kinder besass. Es blieben also nur noch solche Unglückliche übrig: Tagediebe, Beamte, Schreiber, sittenlose Lakaien, Bettler, Säufer, Prostituirte, Kinder, – denen einmalig, mit Geld, nicht zu helfen war, von denen man aber genau Kenntniss zu nehmen hatte, um mit Ueberlegung ihnen was einzurichten. Ich hatte einfach Unglückliche gesucht, verarmte Unglückliche, solche, denen man durch Mittheilung seines Ueberflusses hätte helfen können, und in Folge besonderen Missgeschickes, wie es mir schien, war ich auf solche nicht gestossen, vielmehr hatte ich immer solche angetroffen, denen man viel Zeit und Mühen zu widmen hatte.

7.

Die Unglücklichen, die ich mir notirt hatte, zerfielen nach meiner Meinung von selbst in drei Klassen, nämlich: Leute, die ihre frühere vortheilhafte Stellung eingebüsst hatten und die Rückkehr derselben erwarteten (solcher Leute gab es aus den niedrigsten und aus den höchsten Ständen), sodann prostituirte Frauenzimmer, deren sehr viele in diesen Häusern sich befanden, und endlich drittens Kinder. Von allen am meisten gab es und wurden von mir notirt Leute der ersten Klasse, Leute, die ihre frühere vortheilhafte Stellung eingebüsst hatten und in dieselbe zurückzukehren wünschten. Solcher Leute, namentlich aus der herrschaftlichen oder Beamtenwelt, gab es in diesen Häusern sehr zahlreiche. Fast in allen Wohnungen, in welche wir mit dem Wirth Iwan Fedótytsch eintraten, sagte er uns: hier braucht man die Haushaltungslisten nicht selbst zu schreiben; da ist ein Mann, der das alles kann, wenn er nur augenblicklich nicht betrunken ist.

Und Iwan Fedótytsch rief dann mit Tauf- und Vatersnamen diesen Mann herbei, der immer einer von den gefallenen Leuten höheren Standes war. Auf die Aufforderung Iwan Fedótytschs kroch dann irgend woher aus einem dunkelen Winkel ein vormals reicher Gutsherr oder Beamter hervor, meistens betrunken und immer ungekleidet. War er nicht trunken, so übernahm er immer gern das ihm angebotene Geschäft, wiegte bedeutsam den Kopf, runzelte die Stirn, hob die Augenbraunen, machte seine Bemerkungen in gelehrten Kunstausdrücken, und mit zarter Vorsicht hielt er die saubere auf rothem Papier gedruckte Haushaltungsliste in seinen zitternden, schmutzigen Händen; stolz und verächtlich überschaute er seine Miteinwohner, gleichsam vor ihnen, die ihn so oft erniedrigt hatten, triumphirend mit dem Vorzuge seiner Bildung. Offenbar machte ihm die Berührung mit jener Welt, wo Listenschemata auf rothes Papier gedruckt werden, Freude, mit jener Welt, die einst die seinige gewesen war. Fast immer, wenn ich einen solchen Mann über sein Leben ausfragte, fing er nicht nur bereitwilligst, sondern mit Hingerissenheit an, seine, wie ein Gebet auswendig gelernte Geschichte zu erzählen: von all dem Unglück, das ihn betroffen und namentlich von jener früheren Stellung, in welcher er, seiner Bildung nach, sich noch jetzt befinden sollte.

Solcher Leute finden sich viele im Rshanowschen Hause verstreut. Eine der Wohnungen aber ist durchwegs von ihnen besetzt, von Männern und Frauen. Als wir uns derselben näherten, sagte uns Iwan Fedótytsch: „Seht, das ist nun die adlige Wohnung." Dieselbe war gänzlich angefüllt; fast alle, etwa vierzig Köpfe, waren zu Hause. Im ganzen Hause gab es nicht so tief Gefallene, so unglückliche und aufgedunsene Alte und Junge, so Arme und Zerlumpte. Mit einigen von ihnen habe ich mich unterhalten. Fast immer war es eine und dieselbe Geschichte, nur in verschiedenen Stadien der Entwickelung. Jeder von ihnen war reich gewesen und ihre Väter oder Brüder oder Onkel waren es noch jetzt. Der Vater oder er selbst hatte eine vortreffliche Stelle gehabt. Da ereignete sich aber ein Unglück, verschuldet entweder durch Neider oder durch eigene Gutmüthigkeit oder durch einen besonderen Zufall, und da hat er denn alles verloren und muss nun umkommen in dieser ihm unangemessenen und verhassten Umgebung, – in Läusen und Lumpen, in Gesellschaft von Säufern und Lasterhaften, mit Brod und Leber sich näh-

rend und bettelnd. Alle Gedanken, Wünsche und Erinnerungen dieser Leute beziehen sich nur auf die Vergangenheit. Die Gegenwart erscheint ihnen als etwas Unnatürliches, Widerwärtiges und nicht Beachtenswerthes. Keiner von ihnen hat eine Gegenwart: nur Erinnerungen der Vergangenheit besitzen sie und Hoffnungen für die Zukunft, Hoffnungen, die jeden Augenblick sich erfüllen können; zu ihrer Erfüllung bedarf es äusserst wenig, aber dieses Wenige fehlt, ist nicht zu beschaffen, und so verkommt dem einen das Leben bereits während eines Jahres, dem andern schon fünf, einem dritten schon dreissig Jahre lang. Der eine brauchte nur sich anständig anzukleiden, um bei einer gewissen, ihm wohlgeneigten Persönlichkeit sich präsentiren zu können; ein andrer braucht nur seine Schuld zu liquidiren, sich zu kleiden und bis Orel zu gelangen; ein dritter braucht nur das im Pfandhause Versetzte einzulösen und dazu eine Kleinigkeit, um einen Prozess fortzuführen, der zu seinen Gunsten entschieden werden muss, und dann wird alles wieder gut sein. Alle sagen, dass sie nur irgend etwas Aeusserliches brauchen, um wieder zu der Stellung zu gelangen, welche sie für die ihnen angemessene und glückliche halten.

Wenn ich damals nicht von dem Nebel meines Jugendstolzes umfangen gewesen wäre, so hätte ich nur in ihre jungen oder alten, meist schwachen und sinnlichen, aber guten Gesichter zu schauen gebraucht, um zu begreifen, dass es für ihr Unglück keine äusseren Heilmittel gebe; dass sie in keinerlei Stellung glücklich sein konnten, wenn ihre Lebensanschauung dieselbe blieb; dass sie durchaus nicht besondere Menschen sind, sich nicht in besonders unglücklichen Verhältnissen befinden, sondern dass sie gerade solche Menschen sind, wie diejenigen, die uns überall umgeben, gerade solche, wie wir selbst sind. Ich erinnere mich, dass mir der Verkehr mit den Leuten dieser Art besonders schwer fiel. Jetzt begreife ich, warum das so war: wie in einem Spiegel erblickte ich in ihnen mich selbst. Hätte ich mich besonnen auf das eigne Leben und auf das Leben der Leute unseres Kreises, so hätte ich eingesehen, dass zwischen jenen und diesen ein wesentlicher Unterschied nicht besteht.

Wenn diejenigen, welche um mich her jetzt in geräumigen Wohnungen und in eigenen Häusern auf dem Síwzew Wrashók und auf der Dimitrowka, statt im Rshanowschen Hause leben und Schmackhaftes essen und trinken, statt nur Leber und Hering mit Brod, so

hindert das nicht, dass sie gerade eben solche Unglückliche sind. Gerade ebenso sind sie mit ihrer Stellung unzufrieden, sie trauern um Vergangenes und wünschen Besseres herbei; und jene bessere Lage, die sie herbeiwünschen, ist gerade dasselbe, was auch die Bewohner des Rshanowschen Hauses sich wünschen, d. h. eine Lage, in welcher man weniger sich zu mühen brauchte und mehr von den Mühen andrer Nutzen ziehen könne. Der Unterschied liegt nur im Grade und in der Zeit. Wenn ich damals mich besonnen hätte, so hätte ich das begriffen; aber ich besann mich nicht, sondern fragte jene Leute aus und notirte sie mir, in der Voraussetzung: wenn ich nur das Detail ihrer verschiedenen Umstände und Bedürfnisse kennen gelernt, so würde ich ihnen *später* helfen. Ich begriff es nicht, dass man einem solchen Menschen nur durch Abänderung seiner Weltanschauung helfen könne. Um aber die Weltanschauung eines anderen Menschen zu ändern, muss man selbst eine eigene bessere besitzen und muss im Einklange mit derselben leben; meine Weltanschauung war aber dieselbe, wie diejenige jener Leute, und ich lebte im Einklange mit der Weltanschauung, welche abgeändert werden musste, damit jene Leute aufhörten, unglücklich zu sein.

Ich sah es nicht, dass jene Leute unglücklich waren nicht etwa deshalb, weil ihnen, so zu sagen, nahrhafte Nahrung fehlte, sondern darum, weil ihr Magen verdorben war und weil sie nicht nach nahrhafter, sondern nach appetitreizender Speise verlangten; ich sah es nicht, dass, um ihnen zu helfen, man ihnen nicht Speise zu reichen, sondern ihren verdorbenen Magen zu heilen hatte. Wiewohl ich damit vorgreife, will ich doch hier aussprechen, dass ich keinem von den Leuten, die ich mir damals notirte, wirklich geholfen habe, ungeachtet dessen, dass für manche von ihnen das, was sie wünschten und was anscheinend ihnen hätte aufhelfen können, gethan wurde. Von ihnen sind mir besonders drei Menschen bekannt. Alle drei befinden sich nach zahlreichen Aufraffungen und Rückfällen gerade in derselben Lage, in welcher sie sich vor drei Jahren befanden.

8.

Die zweite Klasse der Unglücklichen, denen ich gleichfalls später zu helfen hoffte, waren die prostituirten Frauenzimmer; solcher Frauenzimmer gab es im Rshanowschen Hause eine grosse Anzahl jeder Art – von den jugendlichen an, die noch weiblichen Wesen ähnlich sahen, bis zu den alten, schrecklichen und entsetzlichen, welche menschliches Aussehen eingebüsst hatten. Diese Hoffnung, auch solchen Frauenzimmern helfen zu können, eine Hoffnung, welche ich anfangs nicht ins Auge gefasst hatte, ist in mir zufolge des nachstehenden Vorfalles entstanden.

Derselbe ereignete sich um die Mitte unseres Umganges. Es hatte sich in uns bereits eine gewisse mechanische Routine des Verkehrs ausgebildet.

Beim Eintreten in eine noch nicht besuchte Wohnung verlangten wir sogleich nach dem Wirth derselben; einer von uns setzte sich, nachdem er sich einen Platz zum Schreiben gesäubert hatte, der andre aber ging die Wohnwinkel durch und fragte in jedem derselben jeden einzelnen Menschen aus und übergab die erhaltenen Data dem Schreibenden.

Als wir in eine der Wohnungen des Kellergeschosses eingetreten waren, hatte der Student sich dran gemacht, den Wirth zu suchen, ich aber fragte alle in der Wohnung Anwesende aus. Die Wohnung war in folgender Weise disponirt; in der Mitte eines 6 Arschin[6] ins Quadrat haltenden Zimmers stand ein Ofen; vier Scheidewände gehen strahlenförmig vom Ofen aus und bilden vier Kammern. In der ersten, der Durchgangskammer mit vier Schlafstellen befanden sich zwei Individuen: ein Greis und ein Frauenzimmer. Grade hinter dieser eine längliche Kammer; hier befand sich der Wirth der Wohnung, ein junger, sehr bleicher Kleinbürger, bekleidet mit einem grauen tuchenen Ueberziehrock. Links von der ersten eine dritte Kammer; hier befand sich eine schlafende, wahrscheinlich betrunkene Mannsperson und ein Frauenzimmer in einer rosa Blouse, die vorn lose und hinten zusammengezogen war. Die vierte Kammer hinter der Scheidewand hatte ihren Eingang aus derjenigen des Wirths.

[6] = 4,27 Meter

Der Student war in die Kammer des Wirths gegangen; ich war in der Eingangskammer geblieben und fragte den Alten und das Frauenzimmer aus. Der Alte war ein Handwerker, ein Schriftsetzer, gewesen; jetzt besitzt er keinen Lebenserwerb. Das Frauenzimmer ist die Frau eines Koches. Ich trat in die dritte Kammer und befragte das Frauenzimmer in der Blouse über den schlafenden Menschen. Sie sagte, das sei ein Gast. Ich fragte das Frauenzimmer, wer sie sei? Sie sagte, sie sei aus Moskau, bäuerlichen Standes. „Womit beschäftigt ihr euch?" Sie lächelte, ohne zu antworten. „Womit nährt ihr euch?" wiederholte ich, in der Meinung, sie habe meine Frage nicht verstanden. „Ich sitze in der Schenke", sagte sie. Ich verstand nicht und fragte aufs neue: „Wovon lebt ihr?" Sie antwortete nicht, lachte aber. Aus der vierten Kammer, in welche wir noch nicht gekommen waren, erschallte gleichfalls Lachen von weiblichen Stimmen. Der Kleinbürger, der Wirth, verliess seine Kammer und kam zu uns. Er hatte offenbar meine Fragen und die Antworten des Frauenzimmers gehört. Er sah sie streng an und sagte, zu mir gewendet: „sie ist eine Prostitutka", offenbar mit Genugthuung darüber, dass er das in der administrativen Sprache gebräuchliche Wort kenne und es korrekt ausspreche. Als er das mit einem ehrfürchtigen, an meine Adresse gerichteten, kaum bemerklichen Lächeln der Befriedigung gesagt hatte, wandte er sich zum Frauenzimmer. Und so wie er sich an sie wandte, veränderte sich sein ganzes Gesicht. In besonders verächtlicher rascher Sprache, wie man zu einem Hunde spricht, ohne sie anzusehen, sagte er ihr: „Was soll der Unsinn: ‚in der Schenke sitze ich'? In der Schenke sitzest du – nenn' doch die Sache beim Namen, eine Prostitutka bist du," – noch einmal sprach er das Wort aus – „wie sie heisst, weiss sie nicht, auch …"

Dieser Ton empörte mich. „Wir haben sie nicht zu beschimpfen", sagte ich; „wenn wir alle nach Gottes Gebot lebten, würde es ihrer nicht geben."

– „Ja, das ist so eine Sache", sagte der Wirth, unnatürlich lächelnd.

– „Wir sollen ihnen nicht Vorwürfe machen, sondern dauern sollen sie uns. Sind sie etwa dran schuld?"

Ich erinnere mich nicht, mit welchen Worten ich es gesagt habe; aber ich erinnere mich, dass der verächtliche Ton dieses jungen Wirthes der Wohnung, die angefüllt war von Frauenzimmer, die er

Prostitutkas nannte, mich aufbrachte; und mich dauerte dieses Frauenzimmer; ich gab der einen Empfindung wie der anderen Ausdruck. Kaum hatte ich das gesagt, als in jener Kammer, aus welcher das Lachen erschallt war, die Bettböden knackten, und über der Scheidewand, die nicht bis zur Zimmerdecke reichte, tauchte ein zerzauster weiblicher Krauskopf auf mit kleinen verschwollenen Augen und glänzend rothem Gesichte, hinter ihm ein zweiter und noch ein dritter. Sie waren offenbar auf ihre Betten gestiegen und schauten uns mit ausgereckten Hälsen und angehaltenem Athem mit angestrengter Aufmerksamkeit an.

Es folgte ein verlegenes Schweigen. Der Student, der vorher gelächelt hatte, war ernst geworden; der Wirth war verwirrt und schlug die Augen nieder. Die Frauenzimmer hielten alle den Athem an sich, blickten mich an und waren in Erwartung. Ich war mehr als alle verwirrt. Ich hatte es durchaus nicht erwartet, dass ein zufällig hingeworfenes Wort eine solche Wirkung ausüben werde. Es war gerade wie das Leichenfeld Hesekiels, besäet mit Knochen der Todten; es erzitterte von der Berührung des Geistes und die Todtenknochen regten sich. Ich hatte ein unüberlegtes Wort von Liebe und Mitleid ausgesprochen und dieses Wort hatte auf alle eine solche Wirkung ausgeübt, als hätten alle nur dieses Wortes geharrt, um nicht mehr Leichname zu sein und wieder Leben zu gewinnen. Alle sahen sie mich an und warteten, was nun kommen werde. Sie warteten drauf, dass ich die Worte aussprechen und die Handlungen verrichten würde, in Folge deren die Knochen sich zusammenfügen, mit Fleisch bekleiden und sich wieder beleben sollten. Ich aber empfand es, dass ich über solche Worte nicht gebot, noch über solche Handlungen, womit das Begonnene hätte fortgesetzt werden können. In der Tiefe meiner Seele empfand ich, dass ich eine Lüge gesagt hatte; dass ich eben ein solcher war, wie sie; dass ich weiter nichts zu sagen habe; – und ich fing an Namen und Stand aller Bewohner der Behausung auf die Karten zu verzeichnen. Dieser Vorfall brachte mich zu neuer Verwirrung, zu dem Gedanken, dass man auch diesen Unglücklichen helfen könne. In meinem damaligen Dunkel schien es mir, dass das sehr leicht sei. Ich sagte mir: da notiren wir mal auch diese Frauenzimmer, und *später* werden wir (wer diese *wir* seien, darüber gab ich mir keine Rechenschaft), wenn wir alles notirt haben, uns mit ihnen beschäftigen. Ich bildete

mir ein, dass wir, dieselben, welche diese Frauenzimmer in solche Lage bringen und im Laufe mehrerer Generationen es gethan haben, dass wir eines schönen Tages uns besinnen und sofort alles zurechtstellen werden. Indessen, wenn ich mich auch nur der Unterhaltung mit jener Prostituirten erinnerte, welche das Kind der kranken Wöchnerin wiegte, so hätte ich das Unsinnige eines solchen Vorsatzes begreifen können.

Als wir jenes Frauenzimmer mit dem Kinde sahen, meinten wir, es sei ihr Kind. Auf die Frage, wer sie sei, sagte sie gerade heraus, sie sei ein Mädchen. Sie sagte nicht: „Prostitutka". Nur der Kleinbürger, der Wirth der Wohnung, hatte das schreckliche Wort gebraucht. Die Voraussetzung, dass sie ein Kind habe, gab mir den Gedanken, sie aus dieser Lage zu befreien. Ich fragte:

– Ist es euer Kind?

– Nein, es ist das Kind jener Frau dort.

– Warum wiegt ihr es denn?

– Sie hat darum gebeten; sie liegt im Sterben.

Wiewohl meine Voraussetzung sich als eine irrige erwiesen hatte, fuhr ich doch fort, zu ihr in demselben Sinne zu reden. Ich fragte sie, wer sie sei und wie sie in diese Lage gerathen. Bereitwillig und sehr einfach erzählte sie mir ihre Geschichte. Sie war eine moskauer Kleinbürgerin, die Tochter eines Fabrikarbeiters. Sie war als Waise von einer Tante aufgenommen worden. Bei der Tante wohnend, hatte sie begonnen, in die Schenken zu gehen. Die Tante ist nun gestorben. Als ich sie fragte, ob sie nicht ihr Leben ändern wollte, hatte sie augenscheinlich gar kein Interesse an meiner Frage. Wie kann jemanden die Voraussetzung von etwas gänzlich Unmöglichem interessiren? Sie lächelte und sagte: „Wer doch wird mich, mit einem gelben Passe, in Dienst nehmen?"

– „Nun, wenn sich aber ein Dienst als Köchin, oder sonst einer fände?" sagte ich.

Mir kam dieser Gedanke, weil sie ein kräftiges Frauenzimmer war, blond, mit gutem, etwas dummem, rundem Gesichte.

– „Köchin? Ich verstehe ja nicht einmal Brod zu backen", – sagte sie und lachte. Sie sagte wohl, dass sie es nicht verstehe, aber vom Ausdrucke ihres Gesichtes entnahm ich, dass sie auch gar nicht Köchin sein wollte, dass sie die Lage und das Amt einer Köchin für niedrig halte.

Dieses Frauenzimmer, welches, wie die Wittwe im Evangelium, in allereinfältigster Weise alles was sie hatte einer Kranken opferte, erachtete zugleich, so wie ihre übrigen Genossinnen, die Lage eines arbeitenden Menschen für niedrig und verachtenswerth. Sie war so erzogen worden, ohne Arbeit zu leben, ein Leben zu führen, wie es von ihrer Umgebung als für sie natürlich gehalten wird. Darin besteht ihr Unglück. Und zufolge dieses Unglücks ist sie in ihre Lage gerathen und erhält sich darin. Das hat sie dazu geführt, „in der Schenke zu sitzen". Wer von uns – ob Mann oder Frau – wird sie von dieser falschen Lebensanschauung heilen? Wo finden sich unter uns die Leute, welche davon überzeugt wären, dass jedes arbeitsame Leben ehrenwerther sei, als ein müssiges, die davon überzeugt wären, solcher Ueberzeugung gemäss lebten, und dieser Ueberzeugung gemäss die Menschen schätzten und achteten? Wenn ich das erwogen hätte, so hätte ich begriffen, dass weder ich noch sonst jemand von meinen Bekannten im Stande ist, von dieser Krankheit zu heilen.

Ich hätte es begreifen müssen, dass jene hinter der Scheidewand aufgetauchten, erstaunten und gerührten Köpfe Verwunderung über die ihnen gewidmete Sympathie ausdrückten, keineswegs aber die Hoffnung, von ihrer Unsittlichkeit geheilt zu werden. Sie sehen gar nicht die Unsittlichkeit ihres Lebenswandels. Sie sehen, dass man sie verachtet und schimpft, aber warum man sie verachtet, sind sie ausser Stande zu begreifen. Ihr Leben haben sie unter gerade solchen Frauenzimmern zugebracht, deren es – das wissen sie sehr gut – immer gegeben hat und giebt, und die unentbehrlich sind in der Gesellschaft, so unentbehrlich, dass es Regierungsbeamte giebt, welche für ihre korrekte Existenz zu sorgen haben. Ausserdem wissen sie, dass sie Macht über die Menschen haben und sich dieselben unterthänig machen, und dass sie dieselben oft mehr als andere Frauenspersonen beherrschen. Sie sehen, dass ihre Stellung in der Gesellschaft, wiewohl man sie immer schimpft, anerkannt wird, sowohl von Frauen, als auch von Männern, wie auch von der Obrigkeit, und darum können sie es sogar nicht begreifen, was sie zu bereuen und in welcher Hinsicht sie sich zu bessern hätten. Gelegentlich eines der Umgänge sagte mir der Student, dass in einer der Wohnungen es ein Frauenzimmer gebe, welches mit seiner 13jährigen Tochter Han-

del treibe. Im Wunsche, dieses Mädchen zu retten, bin ich absichtlich in diese Wohnung gegangen. Mutter und Tochter leben in grosser Armuth. Die Mutter ist eine kleine schwarze Prostitutka von etwa 40 Jahren, nicht nur hässlich, sondern von einer unangenehmen Hässlichkeit. Die Tochter ist ebenso unangenehm. Auf alle meine bezüglichen Fragen über ihr Leben antwortete mir die Mutter misstrauisch, feindlich und kurz, offenbar in mir einen Feind witternd, der böse Absichten hatte; die Tochter verweigerte jede Antwort, ohne die Mutter anzusehen, indem sie offenbar volles Vertrauen in die Mutter setzte. Herzliches Mitleid haben sie in mir nicht erregt, eher schon Abscheu. Ich aber hatte beschlossen, die Tochter zu retten – Damen, welche mit der traurigen Lage dieser Frauenzimmer Mitleid haben, ins Interesse zu ziehen und herzuschicken. Aber wenn ich die ganze lange Vergangenheit der Mutter erwogen hätte, wie sie diese Tochter geboren, auferzogen und in ihrer Lage erzogen hat, sicherlich ohne irgend welchen Beistand von Menschen und mit schweren Opfern; wenn ich überlegt hätte, welch eine Lebensanschauung in diesem Frauenzimmer sich ausgebildet haben musste, – dann hätte ich begriffen, dass in der Handlungsweise der Mutter entschieden nichts Schlechtes und Unsittliches lag: sie hat für die Tochter alles Mögliche gethan und thut es noch, d. h. das, was sie für sich selbst als das Beste erachtet. Gewaltsam fortnehmen kann man diese Tochter von ihrer Mutter; unmöglich aber ist es, die Mutter davon zu überzeugen, dass sie schlecht handelt, indem sie ihre Tochter verkauft. Wenn es sich um retten handelte, so hätte man viel eher dieses mütterliche Frauenzimmer zu retten, es zu retten von dieser, allerseits gebilligten Lebensanschauung, wonach ein Frauenzimmer ehelos leben kann, d. h. ohne Kinder zu gebären und ohne Arbeit, lediglich zur Befriedigung der Sinnlichkeit dienend. Wenn ich das erwogen hätte, so hätte ich begriffen, dass die Mehrzahl der Damen, welche ich zur Rettung dieses Mädchens herzuschicken gedachte, nicht nur selbst leben, ohne Kinder zu gebären und ohne Arbeit, nur zur Befriedigung der Sinnlichkeit dienend, sondern in bewusster Weise ihre Töchter zu ganz eben solchem Leben erziehen: die eine Mutter führt ihre Tochter in die Schenke, die andere auf Bälle. Aber beide Mütter besitzen dieselbe Weltanschauung, nämlich: ein Frauenzimmer habe die Lüsternheit der Mannsperson zu befriedigen und dafür habe man es zu füttern, zu kleiden und zu

schonen. Wie also werden unsere Damen jenes Frauenzimmer und ihre Tochter bessern?

9.

Noch wunderlicher war meine Beziehung zu den Kindern. In meiner Wohlthäterrolle wendete ich meine Aufmerksamkeit auch den Kindern zu; ich wünschte die in dieser Höhle der Verderbniss untergehenden unschuldigen Wesen zu retten; und ich notirte sie mir, um mich *später* mit ihnen zu beschäftigen.

Unter den Kindern frappirte mich besonders ein zwölfjähriger Knabe Serjósha. Mich dauerte von Herzen dieser kluge, flinke Knabe, der bei einem Schuster gelebt hatte, aber ohne Unterkommen geblieben war, weil sein Wirth ins Gefängniss gerathen war, und ich wollte ihm Gutes erweisen.

Ich will nun erzählen, womit meine ihm erwiesenen Wohlthaten geendet haben, denn die Geschichte mit diesem Knaben zeigt am besten meine falsche Stellung in der Rolle eines Wohlthäters. Ich nahm den Knaben zu mir und placirte ihn in der Küche. Es war ja doch unmöglich, den lausigen Buben aus der Höhle des Lasters zu den eigenen Kindern zu nehmen! Und dafür, dass er mich nicht genirte, sondern unsere Dienerschaft in der Küche; und dafür, dass ebenfalls nicht ich, sondern unsere Köchin ihn fütterte; und dafür, dass ich irgend welche abgetragenen Kleider hingab, sie ihm anzuziehen, – dafür hielt ich mich für einen sehr braven und guten Menschen. Der Knabe war etwa eine Woche dagewesen. Während dieser Woche war ich wohl zweimal an ihm vorübergegangen und hatte ihm einige Worte gesagt, und bei Gelegenheit eines Spazierganges war ich bei einem bekannten Schuster vorgesprochen und hatte ihm den Knaben als Lehrling angeboten. Ein Bauer, der bei mir eingekehrt war, hatte ihn ins Dorf mitnehmen und als Arbeiter in die Familie aufnehmen wollen; der Knabe hatte es ausgeschlagen, und nach einer Woche war er verschwunden. Ich ging in das Rshanowsche Haus, um mich nach ihm zu erkundigen. Er war dorthin zurückgekehrt und zur Zeit meiner Anwesenheit war er nicht zu Hause. Tages darauf war er zu den „Pressnensky-Teichen“ gegangen und hatte sich dort für 30 Kopeken täglich zu irgend einer

Wilden-Exhibition verdungen, in der Rolle eines Elephanten-Führers. Dort wurden öffentliche Vorstellungen gegeben. Ich kam ein zweites Mal, aber er war so undankbar, dass er mich offenbar mied. Wenn ich damals das Leben dieses Knaben und das meinige in Erwägung gezogen hätte, so hätte ich begriffen, dass der Junge insofern verdorben war, als er lustiges Leben ohne Arbeit kennen gelernt hatte, und dass er der Arbeit entwöhnt war. Und um ihn zu beglücken und zu bessern, hatte ich ihn in mein Haus genommen, wo er sah … was etwa? Meine Kinder – ältere und jüngere als er und gleichaltrige –, welche nicht nur niemals etwas für sich arbeiteten, sondern mit allen Mitteln Anderen zu schaffen machten: sie beschmierten und verdarben alles, was in ihre Nähe kam, sie überfrassen sich an Fettem, Schmackhaftem und Süssem, zerschlugen das Geschirr, und warfen und gossen den Hunden solche Speise hin, wie sie diesem Knaben als Leckerbissen erschien. Wenn ich ihn aus der Höhle fortnahm und ihn an einen „guten Ort" brachte, so musste er auch die Anschauungen sich aneignen, welche an dem „guten Orte" vom Leben gehegt werden; und diesen Anschauungen gemäss begriff er, dass eben an einem „guten Orte" man so leben müsse, dass man nicht arbeite, aber esse; dass man Schmackhaftes trinke und lustig lebe. Freilich, er wusste nicht, dass meine Kinder schwer dran trugen, die Ausnahmen von den Regeln der lateinischen und griechischen Grammatik zu erlernen, und er hätte auch den Zweck dieser Bemühungen nicht begreifen können. Man muss es jedoch einsehen, dass, wenn er das auch begriffen hätte, die Einwirkung des Beispieles meiner Kinder auf ihn noch stärker hätte sein müssen. Er hatte dann begriffen, dass meine Kinder so erzogen wurden, dass sie, ohne gegenwärtig etwas zu produziren, im Stande seien, in Zukunft, vermöge ihres Diplomes, möglichst wenig zu arbeiten und die Güter des Lebens möglichst viel zu geniessen. Das hat er denn auch begriffen und er ist nicht zum Bauer gegangen, dessen Vieh zu warten und Kartoffeln mit Quass zu essen, sondern er ist in den Zoologischen Garten gegangen, im Aufputze eines Wilden Elephantenführer zu sein für 30 Kopeken täglich.

Ich hatte begreifen können, wie albern es meinerseits, der ich meine Kinder in völligstem Nichtsthun und in Luxus erzog, – wie albern es meinerseits war, andere Leute und deren Kinder bessern zu wollen, welche in dem von mir als Höhle benannten Rshanow-

schen Hause zu Grunde gingen, wo indessen drei Viertheile der Bewohner für sich und für andre arbeiten. Aber von alledem begriff ich nichts.

Gar viele Kinder gab es in der traurigsten Lage im Rshanowschen Hause: da gab es Kinder von Prostitutkas; da gab es Waisen und Kinder, die von den Bettlern durch die Strassen getragen wurden. Alle waren äusserst elend. Aber die mit Serjósha gemachte Erfahrung zeigte mir, dass ich, bei dem Leben, das ich führte, nicht im Stande war, ihnen zu helfen. Während Serjósha bei uns lebte, bemerkte ich an mir das Bestreben, vor ihm unser Leben, und namentlich das Leben unserer Kinder zu verbergen. Ich empfand es, dass alle meine Bestrebungen, ihn zu gutem und arbeitsamem Leben zu führen, durch unser und unsrer Kinder Beispiel zu nichte gemacht wurden. Das Kind von einer Prostitutka, von einer Bettlerin fortnehmen, ist sehr leicht; hat man Geld, so ist es sehr leicht, es zu waschen und zu säubern und in reine Kleider zu hüllen, es aufzufüttern und es gar in verschiedenen Wissenschaften unterrichten zu lassen; – ihm aber zu lehren, sein eigenes Brot zu erwerben, das ist uns, die wir unser Brot nicht selbst erwerben, sondern das Gegentheil davon thun, nicht nur schwer, sondern unmöglich, weil wir sowohl durch unser Beispiel, als auch sogar durch jene, uns nichts kostenden, materiellen Verbesserungen seines Lebens ihm das Gegentheil lehren. Einen Hundewelp kann man nehmen, ausputzen, auffüttern, ihm das Apportiren lehren und sich darüber freuen; aber es genügt nicht, einen Menschen auszuputzen, aufzufüttern und ihm Griechisch zu lehren: dem Menschen muss man zu leben lehren, d. h. weniger vom Nächsten zu nehmen und ihm mehr zu geben; wir aber können nicht anders als ihm das Gegentheil lehren, sei es, dass wir ihn in unser Haus aufnehmen oder ihn einer dazu errichteten Anstalt übergeben.

10.

Schon empfand ich nicht jenes Gefühl des Mitleids mit den Menschen und des Abscheus vor mir selbst, wie ich es im Ljäpinschen Hause empfunden hatte; ich war über und über erfüllt vom Wunsche, das von mir geplante Werk auszuführen: Gutes zu thun den

Leuten, denen ich hier begegnete. Und, sonderbar! – es hätte doch scheinen müssen, dass Gutes thun – Dürftigen Geld geben – ein sehr gutes Werk sei und zur Menschenliebe disponire; es ergab sich daraus aber das Gegentheil: dieses Werk rief in mir Abneigung und Härte des Urtheils gegen die Menschen hervor. Gelegentlich des ersten Umganges ereignete sich Abends eine Szene gerade wie im Ljäpinschen Hause, aber diese Szene machte auf mich nicht denselben Eindruck, wie im Ljäpinschen Hause; sie rief vielmehr ein durchaus anderes Gefühl hervor.

Es begann damit, dass ich in einer der Wohnungen gerade einen solchen Unglücklichen fand, der sofortiger Hülfe bedurfte. Ich fand ein hungerndes Frauenzimmer, das schon zwei Tage lang nichts gegessen hatte.

Das war so: in einer sehr grossen, fast leeren Schlafstellen-Wohnung fragte ich ein altes Weib, ob hier sehr Arme seien, solche, die nichts zu essen haben? Die Alte dachte nach und nannte mir zwei, darauf aber war es, als besinne sie sich. „Ja wohl, gewiss, dort liegt …“ – sagte sie, auf eine der besetzten Schlafstellen hinblickend – „seht jene, die hat, meine ich, sicher nichts gegessen.“ „Wär's möglich! Wer ist sie?“ – „Sie ist eine Liederliche gewesen, jetzt aber nimmt sie niemand, wo soll sie da was herhaben. Die Wirthin hat sie immer noch verschont, jetzt soll sie fortgejagt werden … Agáfja, ohe! Agáfja!“ rief die Alte sie an.

Wir traten näher und von der Schlafstelle erhob sich was. Das war ein halbergrautes, zerzaustes, wie ein Skelett mageres Frauenzimmer, das nichts als ein schmutziges, zerrissenes Hemd anhatte, mit besonders glänzenden, starren Augen. Sie blickte mit starren Augen an uns vorüber, suchte mit der magern Hand die Fetzen an sich zu ziehen, um die aus dem zerrissenen Hemde hervorblickende knöcherne Brust zu bedecken, und bellte gleichsam hervor: „Was –, was giebt's?“ Ich fragte sie, wie es ihr gehe? Lange verstand sie nicht; dann sagte sie: „Ich weiss es selbst nicht, man treibt mich fort.“ Ich fragte sie – ich schäme mich, es zu schreiben, die Feder verweigert den Dienst, – ich fragte sie, ob es wahr sei, dass sie nichts gegessen habe? Mit derselben fieberhaften Eile sagte sie, immer ohne uns anzusehen:

– „Gestern habe ich nicht gegessen, und heute habe ich nicht gegessen.“

Das Aussehen dieses Frauenzimmers rührte mich, aber durchaus nicht derart, wie es im Ljapinschen Hause stattgehabt hatte. Dort hatte ich sofort aus Mitleid über diese Elenden Scham über mich selbst empfunden; hier aber freute ich mich darüber, endlich das, was ich suchte, gefunden zu haben – einen hungernden Menschen.

Ich gab ihr einen Rubel, und ich erinnere mich, wie froh ich war, dass andere es sahen. Die Alte, als sie das sah, bat mich auch um Geld. Das Geben war mir so angenehm, dass ich nun, ohne zu überlegen, ob es nöthig sei oder nicht, auch der Alten gab. Die Alte begleitete mich zur Thür und die im Korridor stehenden Leute hörten es, wie sie mir dankte. Wahrscheinlich hatten meine Erkundigungen über Armuth Erwartungen erweckt, und einige folgten uns nach. Im Korridor begann man Geld von mir zu erbitten. Unter denen, die mich ansprachen, waren offenbare Säufer, sie erweckten in mir ein unangenehmes Gefühl; da ich aber schon einmal der Alten was gegeben hatte, so hatte ich kein Recht mehr, diesen es abzuschlagen und ich gab auch ihnen. Während ich austheilte, kamen andre heran und noch andre. In allen Wohnungen entstand eine Erregung. Auf den Treppen und Gallerien erschienen Menschen, die hinter uns her folgten. Als ich auf dem Hof heraustrat, kam ein Knabe von einer der Treppen rasch herabgelaufen, sich durch das Volk durchdrängend. Er bemerkte mich nicht und rief eilig: „Der Agáschka hat er einen Rubelschein gegeben." Als er unten angelangt war, schloss sich der Knabe dem Haufen an, der hinter mir herzog. Ich gelangte auf die Strasse; Leute aller Art folgten mir nach und baten um Geld. Ich vertheilte, was ich an Scheidemünzen bei mir hatte und trat in einen offenen Laden; ich bat den Händler, mir 10 Rubel einzuwechseln. Und nun ging es ebenso her, wie vor dem Ljäpinschen Hause. Es entstand ein entsetzlicher Wirrwarr. Greisinnen, Adelige, Bauern, Kinder, alles drängte sich um den Laden und streckte die Hand aus; ich gab und fragte manche nach ihrem Leben aus und machte mir Notizen in mein Taschenbuch. Der Händler sass mit hineingebogenen Ecken seines Pelzkragens wie ein Götze da, hin und wieder einen Blick auf den Volkshaufen werfend, und dann wieder nebenher starrend. Er empfand es offenbar gleich allen, wie dumm das sei, aber er konnte es doch nicht sagen.

Im Ljäpinschen Hause hatte das Elend und die Erniedrigung der Menschen mir Entsetzen eingeflösst und ich hatte empfunden, dass

ich daran Mitschuld habe; ich hatte den Wunsch und die Möglichkeit empfunden, besser zu werden. Jetzt wirkte eine ganz gleiche Szene auf mich ganz anders: ich empfand zunächst Abneigung gegen viele von denen, die mich belagerten; sodann Beunruhigung: was denken wohl die Händler und Hausknechte von mir?

Als ich an dem Tage heimkehrte, war es mir ungemüthlich ums Herz. Ich empfand, dass das, was ich gethan hatte, dumm und unsittlich sei. Aber, wie es immer zu geschehen pflegt nach innerer Verwirrung, ich redete viel von dem geplanten Werke, als wenn ich an seinem Erfolge nicht im mindesten zweifelte.

Tages drauf ging ich zu den Individuen, die ich mir notirt hatte, welche mir elender als die übrigen erschienen, und denen, wie ich meinte, leichter zu helfen war. Keinem von diesen Individuen, wie ich bereits sagte, habe ich geholfen. Ihnen zu helfen, erwies sich schwieriger, als ich geglaubt hatte. War es nun, weil ich es nicht verstand oder weil es unmöglich war: jedenfalls habe ich diese Leute nur gereizt, und niemandem habe ich geholfen. Bis zum schliesslichen Umgange bin ich einige Male im Rshanowschen Hause gewesen, und jedesmal ereignete sich immer dasselbe: ein Haufe Bettelnder, unter denen ich mich verlor, umlagerte mich. Ich empfand die Unmöglichkeit, irgend was zu thun, weil ihrer gar zu viele waren; und darum empfand ich Abneigung gegen sie, weil sie so zahlreich waren; aber ausserdem stimmte jeder von ihnen, auch einzeln genommen, mich nicht zu seinen Gunsten. Ich empfand, dass jeder von ihnen mir Unwahres sagte, oder nicht die ganze Wahrheit, und dass er in mir nichts anderes erblickte als einen Sack, aus dem man Geld herausziehen könne. Und sehr oft erschien es mir, dass grade das Geld, das jemand von mir erpresse, seine Lage nicht verbessere, sondern verschlimmere. Je öfter ich jene Häuser besuchte, in je ausgedehntere Berührung ich mit den dortigen Leuten gerieth, um so augenscheinlicher wurde mir die Unmöglichkeit, irgend was zu thun; aber ich liess von meinem Vorhaben bis zum letzten nächtlichen Umgange der Volkszählung nicht ab.

Ganz besonders schäme ich mich der Erinnerung an diesen letzten Umgang. Bisher war ich allein hingegangen, nun aber gingen wir zu 20 Mann zusammen. Um 7 Uhr versammelten sich bei mir alle diejenigen, welche an diesem letzten, nächtlichen Umgange sich hatten betheiligen wollen. Fast alle waren mir unbekannt: Studen-

ten, ein Offizier und zwei meiner Bekannten aus der Gesellschaft, welche mit dem gewohnten *„c'est très intéressant!"* mich gebeten hatten, sie unter die Zähler aufzunehmen.

Die mir bekannten Lebemänner hatten sich besonders gekleidet, in sowas wie Jagdröcke und hohe Reisestiefel, in ein Kostüm, wie sie es zu Landfahrten anzulegen pflegten, oder zur Jagd; nach ihrer Meinung passte es zur Expedition in das Schlafstellen-Haus. Sie hatten besondere Notizbücher zu sich gesteckt und Schreibstifte besonderer Art. Sie befanden sich in der besonders erregten Stimmung, in welcher man sich zur Jagd, zum Duell oder zum Kriege aufmacht. An ihnen konnte man am klarsten die Dummheit und das Schiefe unserer Lage erkennen, aber wir anderen alle befanden uns in eben derselben schiefen Position. Vor dem Aufbruche gab es unter uns eine Berathung, in der Art eines Kriegsraths: was zu geschehen habe, an welchem Ende anzufangen, wie in die Arbeit sich zu theilen u.s.w. Die Berathung ging gerade so vor sich, wie in den Rathssitzungen, Versammlungen und Komitees, d. h. jeder sprach nicht darum, weil er etwas zu sagen oder zu erfahren hatte, sondern weil jeder sich was aussann, was auch er sagen könne, um doch nicht hinter den anderen zurückzubleiben. Aber in diesen Gesprächen geschah der Wohlthätigkeit gar keine Erwähnung, worüber ich doch allen so oft geredet hatte. Wie sehr es mich auch genirte, so empfand ich doch, dass ich es nicht vermeiden konnte, wieder an die Wohlthätigkeit zu erinnern, d. h. daran, dass man gelegentlich des Umganges sich alle diejenigen zu merken und zu notiren habe, welche wir beim Umgange in ärmlicher Lage antreffen würden. Es war mir immer peinlich gewesen, darüber zu reden, aber inmitten unserer erregten Vorbereitungen zu der Expedition musste ich mir Gewalt anthun, es auszusprechen. Alle hörten mich, wie mir schien, mit Bedrückung an; dabei aber waren in Worten alle einverstanden; es war aber wahrscheinlich, dass alle es wussten, es sei eine Dummheit und dabei werde nichts herauskommen, – und sofort fingen alle an, von anderen Dingen zu reden. So ging es fort, bis es Zeit war, aufzubrechen; und wir brachen auf.

Wir langten in der finsteren Schenke an, trieben die Kellner auf und fingen an, unsere Cartons zu ordnen. Als man uns mittheilte, dass das Volk Kenntniss vom Umgange erhalten habe, und dass man die Wohnungen verlasse, baten wir den Wirth, das Hofthor zu

schliessen, und begaben uns auf den Hof, um den aufbrechenden Leuten zuzureden, indem wir ihnen zusicherten, dass niemand nach den Pässen fragen werde. Ich erinnere mich des sonderbaren und schweren Eindrucks, den diese beunruhigten Schlafstellen-Inhaber hervorbrachten: zerlumpt und halbgekleidet, erschienen sie mir beim Laternenlichte im Dunkel des Hofraumes alle von hohem Wuchse zu sein; geängstigt und in ihrer Angst schrecklich standen sie in Haufen um den stinkenden Abtritt umher; sie hörten unsre Versicherungen an und trauten uns nicht; offenbar waren sie, wie gehetzte wilde Thiere, zu allem bereit, um sich nur vor uns zu retten. Von Herrschaften verschiedener Art: als Polizeimänner, städtische und ländliche, als Untersuchungsrichter und als Richter, – von allen werden sie ihr Leben lang gehetzt, in den Städten und in den Dörfern, auf den Wegen und auf den Strassen, in den Schenken und in den Schlafstellen-Häusern; und nun sind plötzlich diese Herrschaften gekommen und haben die Hofthore geschlossen zu nichts anderem, als um sie zu zählen; daran zu glauben musste ihnen doch ebenso schwer fallen, als etwa Hasen, denen man sagte, die Hunde seien nicht gekommen, sie zu fassen, sondern nur um sie zu zählen. Indessen blieben die Hofthore verschlossen und die Schlafstellen-Inhaber kehrten zurück; wir aber gingen vor, nachdem wir uns in Gruppen getheilt hatten. Mit mir gingen zwei Lebemänner und zwei Studenten. Vor uns in der Finsterniss schritt Wanja im Paletot und mit weissen Beinkleidern, eine Laterne tragend; wir folgten ihm. Wir kamen zu den mir bereits bekannten Wohnungen. Die Oertlichkeiten waren mir bekannt, auch einige der Leute, aber die Mehrzahl der Menschen war mir neu, und das Schauspiel war neu und entsetzlich, noch entsetzlicher als dasjenige, welches ich im Ljäpinschen Hause erlebt hatte. Alle Wohnungen waren angefüllt, alle Schlafstellen besetzt, und zwar nicht von einzelnen, sondern oft von je zweien. Entsetzlich war der Anblick der Enge, in welcher dieses Volk sich zusammengedrängt hatte, der Anblick der Vermischtheit von Frauenzimmern mit Mannspersonen. Alle Frauenzimmer, die nicht für todt betrunken waren, lagen mit Männern. Viele Frauenzimmer mit Kindern auf den engen Schlafstellen lagen mit fremden Mannspersonen. Entsetzlich war das Schauspiel durch die Bettelhaftigkeit, den Schmutz, die Zerlumptheit und durch das geängstigte Wesen dieses Volkes. Und ganz besonders entsetzlich durch die fürchterliche

Menge der Menschen, die sich in dieser Lage befanden. Eine Wohnung, dann eine andre ganz ebenso, dann eine dritte, die zehnte, die zwanzigste und kein Ende. Und überall derselbe Gestank, dieselbe Beklommenheit, Enge, dieselbe Vermischtheit der Geschlechter, dieselben bis zur Bewusstlosigkeit trunkenen Männer und Weiber, dieselbe Angst, Unterwürfigkeit und Unterthänigkeit auf allen Gesichtern, – und mir ward wieder schwer und schmerzlich ums Herz, wie beim Ljapinschen Hause, und ich begriff, dass das, was ich geplant hatte, schlecht und dumm sei, und darum unmöglich. Nun notirte ich niemanden und fragte niemanden aus; ich wusste, dass dabei nichts herauskommen werde.

Mir war sehr schmerzlich ums Herz. Beim Ljapinschen Hause war ich wie ein Mensch gewesen, welchem zufällig ein schreckliches Geschwür am Leibe eines anderen zu Gesichte gekommen ist. Ihn dauert der andre, es ist ihm peinlich, dass er sich nicht früher seiner erbarmt habe, und er kann noch hoffen, dem Kranken zu helfen; – jetzt aber war ich wie ein Arzt, welcher mit seiner Arznei zu einem Kranken gekommen ist und das Geschwür aufgedeckt und aufgerissen hat, und der vor sich selbst eingestehen muss, dass er das alles vergeblich gethan habe, dass seine Arznei nicht tauge.

11.

Dieser Besuch hatte meinem Dünkel den letzten Schlag versetzt. Es war mir unzweifelhaft geworden, das von mir Geplante sei nicht nur dumm, sondern auch schlecht.

Aber, wiewohl ich das nun wusste, schien es mir doch, dass ich nicht sofort das ganze Werk aufgeben konnte; es schien mir, dass ich verpflichtet sei, diese Beschäftigung fortzusetzen, zunächst, weil ich mit meinem Aufsatze, mit meinen Besuchen und mit meinen, den Armen gegebenen Versprechungen Erwartungen wachgerufen hatte; sodann weil ich gleichfalls mit meinem Aufsatze und mit meinen Reden die Sympathie von Wohlthätern erweckt hatte, von denen viele mir ihre Mitwirkung zugesagt hatten, sowohl durch persönliche Bemühungen als auch mit Geld zu helfen. Und ich erwartete, dass diese und jene sich an mich wenden würden, und ich beabsichtigte, ihnen dann so gut ich es verstand zu antworten.

Was die seitens der Nothleidenden an mich gerichteten Anliegen betrifft, so ereignete sich Folgendes: Briefe und Anliegen erhielt ich mehr als hundert; diese Anliegen kamen alle von reichen Armen, wenn man sich so ausdrücken kann. Zu einigen von ihnen bin ich gegangen, andere liess ich ohne Antwort. Nirgend gelang es mir, irgend was zu thun. Alle die Anliegen waren mir von Personen zugekommen, welche irgend wann in privilegirter Stellung sich befunden hatten (ich bezeichne damit eine solche Stellung, in welcher die Leute von anderen mehr erhalten, als sie geben), und welche dieselbe eingebüsst hatten und sie wiederzuerlangen wünschten. Einer brauchte dringend 200 Rubel, um seinen abnehmenden Handel aufrecht zu erhalten und die begonnene Erziehung seiner Kinder zu beendigen; ein anderer bedurfte eines photographischen Ateliers; ein dritter brauchte ein Pianoforte, um sich zu vervollkommnen und seine Familie mit Stundengeben zu ernähren. Die Mehrzahl bezeichnete nicht die nöthige Menge Geldes, sondern bat einfach um Unterstützung; wann es aber dazu kam, auf die Bedürfnisse einzugehen, so zeigte es sich, dass dieselben nach Maassgabe der empfangenen Unterstützung zunahmen, und es gab keine Befriedigung und konnte keine geben. Ich wiederhole es: es konnte sehr wohl daher kommen, weil ich es nicht verstand; aber niemandem habe ich geholfen, wiewohl ich zuweilen mich bemühte, es zu thun.

Was die Mitwirkung seitens der Wohlthäter anbetrifft, so ereignete sich, was mir sehr sonderbar erschien und sehr unerwartet war. Von allen den Personen, welche mir Mitwirkung mit Geld zugesagt und sogar die Zahl der Rubel bestimmt hatten, hat nicht ein einziger mir auch nur einen Rubel zur Vertheilung an die Armen übergeben. Nach den Versprechungen, die man mir gemacht hatte, konnte ich auf etwa dreitausend Rubel rechnen, und von allen diesen Leuten hat sich nicht ein einziger seiner früheren Reden erinnert und nicht einen Kopeken hat man mir gegeben. Gegeben haben nur Studenten, und zwar die Gelder, die ihnen für die Volkszählungsarbeit zukamen: ich glaube, 12 Rubel. So kam denn meine ganze Idee, welche in zehntausenden von reichen Leuten gespendeten Rubeln ihren Ausdruck finden sollte, sowie in hunderttausenden von Leuten, die vom Bettelthume und vom Laster errettet werden sollten, darauf heraus, dass ich einige Zehner von Rubeln solchen Leuten, die mich darum anbettelten, vertheilte, und dass mir die von den Studenten

gespendeten 12 Rubel verblieben und die 25 Rubel, welche mir aus dem Stadtrathe für die Mühwaltung eines Zählungsordners geschickt worden waren; und ich wusste positiv nicht, wem ich das Geld zukommen lassen sollte.

Die ganze Sache war zu Ende. Da bin ich dann vor dem Uebersiedeln aufs Land eines Morgens, am Sonntage vor der Butterwoche, ins Rshanowsche Haus gegangen, um vor der Abreise aus Moskau mich der 37 Rubel zu entledigen und sie unter die Armen zu vertheilen. Ich ging die Bekannten in den Wohnungen durch und fand dort einen kranken Mann, dem ich, ich glaube, 5 Rubel gab. Sonst gab es dort niemand, dem man was hatte geben können. Selbstverständlich wurde ich von vielen angesprochen. Aber wie ich anfangs von ihnen nichts gewusst hatte, so wusste ich auch jetzt von ihnen nichts und ich beschloss, mit Iwan Fedótytsch, dem Wirth der Wohnungen, mich zu berathen, und ihm die übrigen 32 Rubel zu hinterlassen. Es war der erste Tag der Butterwoche. Alle waren geputzt, alle vollgegessen und viele schon betrunken. Auf dem Hofe in der Nähe der Hausecke stand in zerlumptem Unterziehrocke und in Bastschuhen ein alter, aber noch rüstiger Lumpensammler; er sortirte die in seinem Korbe angesammelte Beute, indem er aus den Leder- und Eisenstücken und sonstigem besondere Häufchen bildete, – dabei strömte er über von frohem Gesange mit schöner, kräftiger Stimme. Ich liess mich in Unterredung mit ihm ein. Er zählte 70 Jahre, war alleinstehend; er nährt sich von seinem Lumpensammler-Gewerbe, klagt nicht nur nicht, sondern sagt, er habe vollauf zu essen und zu trinken. Ich erkundigte mich bei ihm nach besonders Nothleidenden. Er wurde ärgerlich und sagte, es gebe gar keine Nothleidenden ausser den Saufbolden und Tagedieben; aber nachdem er meine Absicht erfahren hatte, bat er sich fünf Kopeken zu einem Schnaps von mir aus und lief in die Schenke. Ich ging auch in die Schenke zu Iwan Fedótytsch, um ihn mit der Vertheilung des mir verbliebenen Geldes zu betrauen. Die Schenke war angefüllt; geputzte, betrunkene Mädchen huschten aus einer Thür in die andre; alle Tische waren besetzt; Trunkener gab es schon viele; und im kleinen Zimmer tanzten zwei zu den Klängen einer Ziehharmonika. Aus Ehrfurcht vor mir liess Iwan Fedótytsch den Tanz einstellen und setzte sich zu mir an einen kleinen freien Tisch. Ich sagte ihm, er kenne doch seine Einwohner: ob er mir nicht unter ihnen die am

meisten Nothleidenden angeben könne; man habe mir da etwas Geld zum Vertheilen übergeben; also ob er mir nicht Nachweise geben wolle? Der gutmüthige Iwan Fedótytsch (jetzt ist er todt, er starb ein Jahr darauf) war wohl von seinem Geschäfte in Anspruch genommen, doch machte er sich für einige Zeit davon los, um mir dienstlich zu sein. Er dachte nach und gerieth offenbar in Zweifel. Ein ältlicher Aufwärter hatte uns sprechen gehört und nahm an der Berathung Theil.

Sie fingen an die Leute durchzunehmen, von denen auch ich einige kannte, und immer konnten sie nicht einig werden. „Die Paramónowna", proponirte der Aufwärter. – „Ja, gut. Es kommt vor, dass sie nicht zu essen hat. Ja, aber sie treibt Völlerei." – „Nun, was thut's; immerhin." – „Aber dem Spiridón Iwánowitsch; da sind Kinder; nicht?" – Aber auch hinsichtlich des Spiridón Iwánowitsch hatte Iwan Fedótytsch Bedenken hinzuzufügen. – „Akulina … aber die bekommt schon. Aber hier, dem Blinden etwas." – Hier hatte ich zu erwidern. Ich hatte ihn soeben gesehen. Das war ein achtzigjähriger Blinder, ohne Verwandtschaft noch Sippe. Man sollte meinen, es gäbe keine schwerere Lage, aber ich hatte ihn soeben gesehen. Er lag auf den Federpfühlen eines hohen Bettes, und da er mich nicht sah, schimpfte er in den allergemeinsten Ausdrücken mit donnernder Bassstimme seine verhältnissmässig junge Miteinwohnerin. Da nannten sie noch einen einarmigen Knaben und seine Mutter. Ich sah, dass Iwan Fedótytsch sich äusserst bemühte, nämlich aus Gewissenhaftigkeit; denn er wusste, dass jetzt, wie viel man auch gebe, alles zu ihm in die Schenke wandern werde. Ich aber musste mich meiner 32 Rubel entledigen und ich drängte, und nach ungefährem Augenmaasse, ein Auge zudrückend, haben wir die Vertheilung zu Stande gebracht und alles eingehändigt. Die, welche das Geld bekamen, waren meist gut gekleidet, und sie herbeizuschaffen dauerte nicht lange, denn sie befanden sich ebendort, in der Schenke. Der einarmige Knabe kam in Stiefeln mit Aufschlägen, in rothem Hemde und Weste.

Damit endigte meine ganze wohlthätige Wirksamkeit, und ich reiste aufs Land ab, verärgert über andre, wie das immer geschieht, deshalb, weil ich selbst Dummes und Schlechtes begangen hatte. Meine Wohlthätigkeit hatte sich auf nichts reduzirt und war ganz eingestellt worden; aber der Gang der Gedanken und Empfindun-

gen, welchen sie in mir hervorgerufen hatte, stand nicht nur nicht stille, sondern die innere Arbeit nahm mit verdoppelter Gewalt ihren Fortgang.

12.

Worin bestand das?

Ich lebte auf dem Lande und hatte dort Beziehungen zu den ländlichen Armen. Nicht aus Demuth, die schlimmer als Stolz ist, sage ich es, sondern um der Wahrheit willen, welche unerlässlich ist zum Verständnisse des Ganges meiner Gedanken und Empfindungen: auf dem Lande that ich äusserst wenig für die Armen; aber die Anforderungen, die an mich gestellt wurden, waren so bescheiden, dass auch dieses Wenige den Leuten Nutzen brachte und um mich her eine Atmosphäre der Liebe und Eintracht herstellte, in deren Mitte es möglich wurde, das nagende Bewusstsein von der Widergesetzlichkeit des Lebens zu beruhigen. Als ich zur Stadt übergesiedelt war, hatte ich gehofft, ebenso zu leben. Hier aber war ich einer Noth ganz anderer Art begegnet. Der städtische Nothstand war weniger berechtigt und anspruchsvoller und grässlicher, als die ländliche Noth. Namentlich gab es davon auf demselben Raume eine solche Menge, dass es auf mich einen fürchterlichen Eindruck machte. Der im Ljäpinschen Hause empfangene Eindruck zwang mich im ersten Augenblicke, die Scheusslichkeit des eigenen Lebens zu empfinden. Dieses Gefühl war aufrichtig und von grosser Stärke. Aber trotz seiner Aufrichtigkeit und Stärke war ich in der ersten Zeit dermaassen schwach, dass ich vor dem Umschwunge meines Lebens, zu welchem jenes Gefühl mich aufrief, zurückschreckte, und ich ging auf Kompromisse ein. Ich glaubte daran, was mir alle sagten, daran, was, solange die Welt steht, alle sagen: dass nämlich im Reichthume und Luxus nichts Böses stecke; dass der Reichthum von Gott verliehen sei; und dass man, fortfahrend in Reichthum zu leben, den Nothleidenden helfen könne. Ich glaubte es und wollte so thun. Ich schrieb einen Aufsatz, in welchem ich alle reichen Leute zu Hilfe rief. Die reichen Leute erkannten es alle an, dass sie moralisch verpflichtet seien, mir beizustimmen, aber offenbar wollten oder konnten sie für die Armen weder was thun noch hergeben. Ich

fing an, zu den Armen zu gehen und sah, was ich durchaus nicht erwartet hatte. Einerseits sah ich in diesen Höhlen, wie ich sie nannte, solche Leute, denen zu helfen mir undenkbar war, weil es Arbeiter waren, die an die Arbeit und an Entbehrungen gewöhnt waren und daher im Leben viel fester dastanden als ich; andererseits sah ich Unglückliche, denen ich nicht helfen konnte, weil sie gerade ebensolche waren wie ich. Die Mehrzahl der Unglücklichen, die ich antraf, waren unglücklich nur darum, weil sie die Fähigkeit, die Lust und die Gewohnheit, ihr Brod sich zu erarbeiten, eingebüsst hatten: das heisst, ihr Unglück bestand darin, dass sie gerade so beschaffen waren wie auch ich.

Solche Unglückliche, denen man sofort hätte helfen können, Kranke, Frierende, Hungernde, fand ich überhaupt nicht, ausser der einzigen hungerleidenden Agáfia. Und ich überzeugte mich davon, dass bei meinem Abstande von dem Leben jener Leute, welchen ich helfen wollte, es fast unmöglich war, solche Unglückliche aufzufinden, denn jeder wirklichen Nothdurft war bereits abgeholfen worden, gerade durch diejenigen Leute, in deren Mitte jene Unglücklichen lebten; und namentlich überzeugte ich mich davon, dass ich mit Geld jenes unglückliche Leben, welches jene Leute führen, nicht abändern konnte. Von alledem hatte ich mich überzeugt; aber eine falsche Scham hinderte mich, das Begonnene aufzugeben, und aus dünkelhafter Schätzung der eigenen Tugend führte ich ziemlich lange das Werk fort, ich führte es fort bis zu dem Augenblicke, da es von selbst zu nichte wurde, so dass ich gewaltsam, mit Gewalt, irgend wie, mit Hilfe des Iwan Fedótytsch in der Schenke des Rshanowschen Hauses mich jener 37 Rubel entledigte, welche ich nicht als die meinigen ansehen konnte.

Allerdings hätte ich dieses Werk fortsetzen und daraus eine Quasi-Wohlthätigkeit machen können; ich hätte ja diejenigen, welche mir Geld versprochen hatten, drängen und zwingen können, es mir einzuhändigen; ich hätte noch sammeln und das Gesammelte vertheilen können, mich an der eigenen Tugend zu ergötzen; aber ich sah einerseits, dass wir reichen Leute den Armen einen Theil unseres Ueberflusses nicht zutheilen wollen, ja es nicht thun können (soviel eigene Bedürfnisse besitzen wir); und andererseits, dass niemand sich findet, dem man das Geld zu geben hätte, wenn wirklich Gutes zu thun beabsichtigt wird, und nicht das Geld gleichgiltig an

wen vertheilt werden soll, wie ich es in der Rshanowschen Schenke gethan hatte. So gab ich die ganze Sache auf und mit Verzweiflung im Herzen reiste ich aufs Land.

Auf dem Lande wollte ich eine Abhandlung über alles das, was ich erfahren hatte, schreiben und wollte erzählen, warum mein Unternehmen missglückt war. Es drängte mich, hinsichtlich der Vorwürfe, welche man mir über meinen Volkszählungs-Artikel [→III] gemacht hatte, mich zu rechtfertigen; ich wollte die Gesellschaft wegen ihrer Gleichgiltigkeit anklagen, und es drängte mich, die Gründe darzulegen, wodurch diese städtische Armuth heranwächst, und die Nothwendigkeit, dem entgegenzuwirken, und die Mittel, die ich dazu im Auge hatte.

Ich begann damals den Artikel und es schien mir, dass ich in demselben sehr viel Wichtiges aussprechen würde. Aber wie sehr ich mich auch darüber abmühte und trotz allen Reichthums an Materialien, trotz allen Ueberflusses daran, habe ich, sei es in Folge der Gemüthsaufregung, unter deren Einfluss ich schrieb, sei es weil ich nicht alles, was nöthig war, um in wahrhafter Weise dieser Sache gegenüber Stellung zu nehmen, durchgelebt hatte; namentlich aber darum, weil ich nicht klar und einfach die Ursache von alledem anerkannte, eine sehr einfache in mir tief eingewurzelte Ursache – kurz ich habe mit der Abhandlung nicht zurecht kommen können, und so habe ich sie bis zum heurigen Jahre nicht beendigt.

Im sittlichen Gebiete ereignet sich eine wunderbare, zu wenig beachtete Erscheinung.

Wenn ich einem Menschen, der davon nichts weiss, das mittheile, was mir aus der Geologie bekannt ist, und aus der Astronomie, Physik und Mathematik, so wird dieser Mensch vollkommen neue Kenntnisse empfangen und nimmer wird er mir sagen: „Was ist denn Neues daran? das kennt jeder, ich weiss das längst schon." Theilet aber einem Menschen in der gedrängtesten, klarsten Weise, wie sie noch nie dargestellt worden, die allerhöchste sittliche Wahrheit mit, so wird jeder gewöhnliche Mensch, namentlich ein solcher, der sich für sittliche Fragen nicht interessirt, und ganz besonders ein solcher, dem die von euch ausgesprochene sittliche Wahrheit widerhaarig ist, unbedingt sagen: „Wer kennt denn das nicht? das ist längst bekannt und gesagt worden." In der That scheint es ihm, dass es schon längst und gerade so gesagt worden. Nur diejenigen, denen

die sittlichen Wahrheiten wichtig und theuer sind, wissen es, wie wichtig und kostbar die Klarlegung und Vereinfachung der sittlichen Wahrheit ist, und durch wie langwährende Arbeit sie erlangt wird – ihr Uebergang aus der nebelhaften, unbestimmt bewussten Voraussetzung, aus dem Wunsche, aus unbestimmten, unzusammenhängenden Ausdrücken zu einem festen und bestimmten Ausdrucke, welcher unerbittlich ihm entsprechende Thaten verlangt.

Wir alle sind gewohnt zu meinen, die Sittenlehre sei die allerniederste und langweiligste Sache, worin nichts Neues und Interessantes vorkommen kann: während doch das ganze menschliche Leben mit allen seinen so komplizirten und vielartigen, anscheinend von der Sittlichkeit unabhängigen Thätigkeiten – staatlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen, gewerblichen – keinen anderen Zweck hat, als immer grössere und grössere Klarlegung, Bestätigung, Befestigung und Zugänglichmachung der sittlichen Wahrheit.

Ich erinnere mich, dass ich einmal in Moskau durch eine Strasse ging und vor mir einen Menschen heraustreten sah, welcher sehr aufmerksam die Steine des Trottoirs betrachtete, darauf einen von ihnen aussuchte, sich über ihm niedersetzte und begann, ihn mit aller Anstrengung seiner Kräfte (wie mir schien) zu schaben oder zu reiben. „Was mag er wohl mit diesem Trottoirsteine machen?“ dachte ich. Da ich herzugekommen war, sah ich, was dieser Mensch machte; das war ein Bursche aus einem Fleischerladen; er wetzte sein Messer an dem Trottoirsteine. Er dachte gar nicht an die Steine, als er sie betrachtete, und noch weniger dachte er an sie, während er seine Sache verrichtete, – er wetzte sein Messer. Er hatte sein Messer scharf zu wetzen, um damit Fleisch zu schneiden; mir war es erschienen, als verrichte er irgend eine Arbeit an den Steinen des Trottoirs. Ebenso erscheint es nur, dass die Menschheit mit Handel beschäftigt ist, mit Vertragschliessungen, mit Kriegen, Wissenschaften, Künsten; aber nur eine Sache ist ihr wichtig und nur eine Sache verrichtet sie – sie verdeutlicht sich jene Sittengesetze, durch welche sie lebt. Die Sittengesetze bestehen schon, die Menschheit verdeutlicht sie sich nur, und die Verdeutlichung erscheint demjenigen, der ein Sittengesetz nicht braucht und danach nicht leben will, unwichtig und unmerklich. Aber diese Verdeutlichung des Sittengesetzes ist für die Menschheit nicht nur die Hauptangelegenheit, sondern ihre einzige Angelegenheit. Diese Verdeutlichung ist gerade so un-

bemerklich, wie auch der Unterschied zwischen einem stumpfen und scharfen Messer unbemerklich ist. Ein Messer bleibt immer ein Messer, und wer mit diesem Messer nichts zu schneiden braucht, dem ist der Unterschied zwischen einem stumpfen und scharfen nicht bemerkbar. Für den aber, der es begriffen hat, dass sein ganzes Leben von der mehr oder weniger grossen Schärfe des Messers abhängt, für den ist jede Schärfung desselben wichtig und der weiss auch, dass man mit diesem Schärfen nie zu Ende gelangen wird, und ein Messer nur dann ein Messer ist, wenn es scharf ist, wenn es das schneidet, was geschnitten werden soll.

Das passirte mir, als ich meinen Artikel zu schreiben begann; es schien mir, dass ich alles wusste und alles begriff, was sich auf die Fragen bezog, welche die Eindrücke des Ljapinschen Hauses und der Volkszählung in mir hervorgerufen hatten; aber als ich versuchte, mir ihrer bewusst zu werden und sie zu erörtern, da zeigte es sich, dass mein Messer nicht schnitt: es musste geschärft werden. Und erst jetzt, nach drei Jahren, habe ich es empfunden, dass mein Messer soweit geschärft ist, dass ich damit zerschneiden kann, was ich will. Neues habe ich sehr wenig gelernt. Alle meine Gedanken sind dieselben, aber sie waren stumpfer; alle flogen sie auseinander und sie konzentrirten sich nicht zu einem einzigen; sie hatten keine Schneide; nicht führte alles zu einem einzigen, einfachsten und klarsten Entschlusse, wie es jetzt dazu geführt hat.

13.

Ich erinnere mich, wie zur Zeit meiner vergeblichen Versuche, den unglücklichen Stadtbewohnern zu helfen, ich mir selbst vorgekommen bin wie ein Mensch, der einen andern aus dem Sumpfe ziehen möchte, während ich doch selbst auf ebensolchem Moorgrunde stand. Jede meiner Anstrengungen zwang mich, das Schwankende des Bodens, auf dem ich stand, zu empfinden. Ich empfand, dass ich selbst im Sumpfe steckte. Aber dieses Bewusstsein zwang mich damals nicht, näher unter mich zu schauen, um zu erkennen, worauf ich stand; ich suchte immer noch nach äusseren Mitteln, um einem ausserhalb meiner befindlichen Uebel abzuhelfen.

Ich empfand damals, dass mein Leben schlecht sei und dass man so nicht leben könne. Aber aus dem Umstande, dass mein Leben schlecht sei und dass man so nicht leben könne, folgerte ich nicht den einfachsten und klarsten Schluss: dass ich mein Leben verbessern und besser leben müsse; ich zog daraus den sonderbaren Schluss: damit ich gut leben könne, müsse ich das Leben anderer verbessern; und ich machte mich daran, das Leben anderer zu verbessern. Ich wohnte in der Stadt und wollte das Leben der in der Stadt wohnenden Menschen verbessern; aber bald überzeugte ich mich, dass ich das durchaus nicht zu bewirken vermochte; und ich machte mich daran, die Eigenschaften des städtischen Lebens und der städtischen Armuth zu ergründen.

Was ist das städtische Leben und die städtische Armuth? Warum konnte ich, der ich doch in der Stadt wohnte, den städtischen Armen nicht helfen? fragte ich mich. Und ich sagte mir, dass ich nichts für sie thun könne, zunächst darum, weil ihrer dort gar zu viele an einem Orte sich befinden; sodann darum, weil alle diese Armen durchaus nicht solche waren wie die ländlichen. Warum aber giebt es dort so viele und worin besteht ihre Besonderheit gegenüber den ländlichen? Auf beide Fragen gab es dieselbe Antwort. Dort sind sie zahlreich darum, weil um die Reichen her sich alle diejenigen sammeln, welchen die Mittel fehlen, sich auf dem Lande zu ernähren, und ihre Besonderheit besteht darin, dass es alles Leute sind, die, um sich zu nähren, vom Lande in die Stadt gekommen sind (wenn es solche städtische Arme giebt, die hier geboren sind, und solche, deren Väter und Grossväter hier geboren sind, so sind ihre Väter und Grossväter auch, um sich zu nähren, hergekommen). Was bedeutet das: sich in der Stadt nähren? In den Worten: „sich in der Stadt nähren“, liegt etwas Sonderbares, einem Scherze ähnliches, wenn man ihrem Sinne auf den Grund geht. Wie doch kommt man vom Lande, d. h. von den Orten, wo es Wälder und Wiesen und Korn und Vieh, wo es alle Bodenreichthümer giebt, – wie kommen die Leute von diesen Orten, um sich zu nähren, an den Ort, wo es weder Bäume noch Gras, selbst keinen Boden, sondern allein Steine und Staub giebt? Was bedeuten diese Worte: „sich in der Stadt nähren“, welche so oft sowohl von denen, welche ernährt werden, als von denen, welche nähren, gebraucht werden, wie wenn es etwas vollkommen Klares und Verständliches wäre?

Ich erinnere mich sehr wohl der hunderte, ja tausende von Städtern – sowohl wohlhabender als dürftiger –, mit denen ich darüber geredet habe, warum sie zur Stadt gezogen seien; alle ohne Ausnahme haben mir gesagt, dass sie vom Lande gekommen seien, um sich zu nähren; Moskau säe und ernte nicht, aber lebe prächtig, in Moskau gebe es von allem Ueberfluss, darum auch könne man nur in Moskau das Geld erwerben, dessen man auf dem Lande bedürfe zu Brod, für den Hausbau, zum Ankaufe eines Pferdes und der unentbehrlichsten Gegenstände. Aber auf dem Lande ist ja die Quelle aller Reichthümer, nur dort giebt es wirklichen Reichthum: Getreide, Holz, Pferde und alles übrige. Wozu also zur Stadt ziehen, um das zu erlangen, was auf dem Lande vorhanden? Und namentlich, warum vom Lande zur Stadt führen, was der Landbewohner braucht: Mehl, Hafer, Pferde, Vieh?

Hunderte von Malen habe ich mit Bauern, die in der Stadt lebten, darüber geredet und aus meinen Gesprächen mit ihnen, wie aus meinen Beobachtungen, wurde es mir klar, dass die Ansammlung der Landbewohner in den Städten zum Theil darum unvermeidlich ist, weil sie anders sich nicht ernähren können, zum Theile aber willkürlich geschieht, weil die städtischen Verlockungen sie dorthin anziehen. Wahr ist es, dass die Lage des Bauern eine solche ist, dass zur Erfüllung der Forderungen, die auf dem Lande an ihn gestellt werden, er nicht anders sich einrichten kann, als indem er sein Getreide und sein Vieh verkauft, obwohl er weiss, dass er dessen wieder bedürfen werde; und ob er es will oder nicht, er ist gezwungen, zur Stadt zu ziehen, um dort sein Getreide wieder zurückzuerhalten. Wahr ist aber auch, dass der verhältnissmässig leichtere Erwerb und der Luxus des Lebens den Bauer zur Stadt anziehen, und unter dem Vorwande, sich zu nähren, geht er hin, um leichtere Arbeit zu haben und bessere Kost, um dreimal täglich Thee zu trinken, den Stutzer zu spielen, ja um liederlich zu sein. Der Grund von dem einen und dem andern ist derselbe: es ist der Uebergang der Reichthümer aus den Händen der Produzenten in diejenigen der Nichtproduzenten und ihre Ansammlung in den Städten. Und in der That: kommt der Herbst, sind alle Reichthümer auf dem Lande (auf den Gütern, in den Dörfern) versammelt. Sofort aber tauchen die Forderungen für Abgaben, Wehrpflicht und Zins auf; sofort zeigen sich die Lockungen des Branntweins, der Hochzeiten, der Feiertage,

der kleinen Händler, welche durch die Dörfer reisen, und sonstiger Art; und wenn nicht in dieser, so in anderer Art gehen diese Reichthümer in verschiedenster Form, als Schafe, Kälber, Kühe, Pferde, Schweine, Hühner, Eier, Butter, Hanf, Flachs, Roggen, Buchweizen, Erbsen, Hanf- und Leinsaat in die Hände fremder Leute über und werden in die Städte geführt, aus den Städten aber in die Residenzen. Der Landbewohner ist genöthigt, alles das fortzugeben zur Befriedigung der an ihn herantretenden Forderungen und Verlockungen; und nachdem er es fortgegeben hat, bleibt er mit einem Defizit zurück, und er ist genöthigt dorthin zu gehen, wohin man seine Reichthümer geführt hat, und dort ist er zum Theil bemüht, das Geld zu erwerben, dessen er zu seinen dringendsten Bedürfnissen auf dem Lande bedarf, zum Theil aber, hingerissen durch die Verlockungen der Stadt, nutzt er zusammen mit anderen die dort angesammelten Reichthümer aus.

Ueberall in ganz Russland und, ich meine, nicht nur in Russland, sondern in der ganzen Welt vollzieht sich dasselbe. Die Reichthümer der ländlichen Produzenten gehen in die Hände der Händler über, der Grundbesitzer, Beamten, Fabrikanten; und die Leute, welche sie in Empfang genommen haben, wollen sie ausnutzen. Vollkommen ausnutzen können sie aber diese Reichthümer nur in der Stadt. Auf dem Lande ist es, wegen der geringen Bevölkerungsdichtigkeit, zunächst schwer, alle Bedürfnisse der reichen Leute zu befriedigen: da giebt es nicht Handwerker aller Art, keine Läden, Banken, Restaurants, Theater, keine Art gesellschaftlicher Vergnügungen. Sodann, gleichfalls wegen der geringen Bevölkerungsdichtigkeit, ist es vor allem schwer, die Ruhmsucht, den Wunsch, andere in Erstaunen zu setzen und im Stutzerthum zu überflügeln, auf dem Lande zu befriedigen. Auf dem Lande wird der Luxus nicht gewürdigt, da ist niemand, den man in Erstaunen setzen könnte. Was der Landbewohner auch an Ausschmückungsgegenständen für seine Wohnung anschaffen sollte, Gemälde, Bronzen, schöne Equipagen und Toiletten – da ist niemand, dem man es zeigen und dessen Neid man erregen könnte; die Bauern haben für alles das kein Verständniss. Endlich ist der Luxus auf dem Lande sogar unangenehm für einen gewissenhaften, und gefährlich für einen furchtsamen Menschen. Es ist peinlich und ungemüthlich, auf dem Lande Milch zu Bädern oder zur Aufzucht von Hundewelpen zu benutzen, wäh-

rend hart nebenan Kinder der Milch entbehren. Es ist peinlich und ungemüthlich, Pavillons zu bauen und Gärten einzurichten inmitten einer Bevölkerung, die in Hütten lebt, welche mit Dünger umschüttet werden, weil zu ihrer Heizung das Brennmaterial fehlt. Auf dem Lande hat man niemanden, die dummen Bauern im Zaume zu halten, wenn sie in ihrer Unbildung alles das zerstören wollten.

Und darum sammeln sich die reichen Leute in den Städten an und bauen sich dort an, zusammen mit ebensolchen reichen Leuten, welche dieselben Bedürfnisse besitzen; eine zahlreiche Polizei schützt dort mit Emsigkeit die Befriedigung aller luxuriösen Geschmacksrichtungen. Die wahren derartigen Stadtbewohner, das sind die Staatsbeamten; um sie her haben sich aller Art Handwerker und Gewerbtreibende angesiedelt; zu ihnen gesellen sich die Reichen. Der Reiche braucht dort nur einen Einfall zu haben, und er hat was er will. Auch darum ist es einem reichen Manne angenehmer, dort zu leben, weil er dort seiner Ruhmsucht Genüge schaffen kann; es giebt dort Leute, denen der Reiche es an Luxus nicht nur gleich thun, die er in Erstaunen setzen, ja die er verdunkeln kann. Die Hauptsache aber, warum es einem reichen Manne besser ist, in der Stadt zu leben, besteht darin, dass es ihm früher auf dem Lande zufolge seines Luxus peinlich und ungemüthlich ums Herz wurde; jetzt dagegen würde es ihm peinlich werden, wenn er nicht luxuriös lebte, nicht so wie alle ihm Gleichgestellten um ihn her. Was ihm auf dem Lande ängstlich und peinlich erschienen war, das erscheint ihm jetzt so, als müsste es so sein. Die reichen Leute sammeln sich in der Stadt an und hier, unter dem Schutze der Staatsgewalt, nutzen sie in Ruhe alles das aus, was vom Lande dorthin geschafft worden. Zum Theil ist es nun dem Landbewohner unvermeidlich, dorthin zu wandern, wo die Feste der Reichen ohne Unterbrechung gefeiert und die Gegenstände verbraucht werden, die man ihm genommen hat, indem man ihm gestattete, sich von den Brosamen zu nähren, die von den Tischen der Reichen fallen; anderentheils aber, wenn er das sorglose, luxuriöse und von allen gebilligte und beschützte Leben der Reichen sieht, so erscheint ihm selbst wünschenswerth, sein Leben so einzurichten, dass er weniger zu arbeiten brauche und die Arbeit anderer mehr ausnutzen könne.

Und da schleppt er sich denn zur Stadt und siedelt sich in der Umgebung der Reichen an; mit allen Mitteln bemüht er sich, von

ihnen das wieder herauszulocken, was ihm unentbehrlich ist, wobei er sich allen Bedingungen fügt, welche ihm von den Reichen auferlegt werden. Er unterstützt die Befriedigung aller ihrer Launen; er dient dem Geldprotzen im Bade, im Restaurant, als Droschkenkutscher, als Prostitutka, und baut ihm Equipagen und fertigt ihm Spielzeug an und Modewaaren, und allmählich lernt er es vom Geldprotzen ab, ebenso wie dieser zu leben, nicht durch Arbeit, sondern durch gewisse Künste, womit man andern die von ihnen angesammelten Reichthümer ablockt – und er wird verderbt und geht zu Grunde. Das eben ist nun aber die durch städtischen Reichthum verderbte Bevölkerung und das ist die städtische Armuth, welcher ich aufhelfen wollte und es nicht konnte.

In der That, man braucht sich nur hineinzudenken in die Lage dieses Landbewohners, welcher zur Stadt kommt, um so viel zu erwerben, dass er Brod kaufen oder Abgaben bezahlen könne: wenn er überall um sich her sinnlos verschleuderte Tausende und mit leichtester Mühe erworbene Hunderte sieht, während er mit schwerster Mühe Kopeken erarbeiten muss, so muss man sich wundern, dass aus ihrer Zahl noch Arbeiter nachbleiben, und dass sie nicht alle zu leichterem Gelderwerbe greifen: zum Handel, zur Aufkauferei, zum Bettel, zu Betrug, zu Lastern, ja selbst zum Raube … Und da können wir, die Theilnehmer an der ununterbrochen in der Stadt vor sich gehenden Orgie, uns so an unser Leben gewöhnen, dass es uns ganz natürlich erscheint, ganz allein in fünf enormen Zimmern zu wohnen, zu deren Beheizung eine solche Menge Birkenholz erforderlich ist, dass damit zwanzig Familien zum Heizen ihrer Wohnungen und zum Kochen auskommen könnten; ganz natürlich erscheint es uns, zweier Trabrenner und zweier Bedienten zu bedürfen, um eine halbe Werst weit zu fahren; den Parkett-Fussboden mit Teppichen zu belegen; für ein einziges Weihnachtsbäumchen 25 Rubel zu zahlen, gar nicht zu reden von den fünf oder zehntausend für einen Ball u.s.w. Aber ein Mensch, der 10 Rubel zu Brod für seine Familie braucht, oder dem man wegen der 7 Rubel Abgaben das letzte Schaf fortgenommen hat, und der diese 7 Rubel mit schwerer Arbeit nicht zusammenbringen kann, – dieser Mensch vermag es nicht, sich an alles das zu gewöhnen. Wir meinen, dass das alles den armen Leuten ganz natürlich erscheint; es giebt sogar so naive Menschen, die in allem Ernste behaupten, die armen Leute

seien uns sehr dankbar dafür, dass wir sie mit unserem Luxus ernähren. Aber durch ihre Armuth sind die armen Leute ihres menschlichen Verstandes nicht beraubt und sie raisonniren genau ebenso wie wir. Wie uns bei der Nachricht, dass jener Mann da zehn- oder zwanzigtausend Rubel im Spiel verloren oder sonst durchgebracht habe, sofort der Gedanke aufsteigt: was das wohl für ein dummer und elender Kerl gewesen sein muss, der ganz nutzlos so grosse Summen durchgebracht hat, und wie schön wir dieses Geld hätten zu einem Baue verwenden können, dessen wir schon längst bedürfen, oder zur Vervollständigung unserer Wirthschaft u.s.w., – gerade ebenso raisonnirt auch der Arme, wenn er sieht, wie vor seinen Augen die Reichthümer sinnlos verschleudert werden, und um so eindringlicher raisonnirt er so, als er dieses Geld nicht zu irgend welchen Phantasien, sondern zur Befriedigung der täglichen Nothdurft bedarf, welche er oft zu entmissen hat. Wir täuschen uns ganz gewaltig, wenn wir meinen, dass die Armen nicht so raisonniren und dass sie gleichgiltig den sie umgebenden Luxus betrachten können.

Niemals haben sie es anerkannt und werden sie es anerkennen, dass es recht sei, wenn die einen beständig Festtag haben, die anderen aber beständig fasten und arbeiten; sondern anfangs wundern und ärgern sie sich darüber, sodann betrachten sie es sich näher, und da sie sehen, dass diese Ordnung der Dinge als gesetzlich anerkannt wird, so bemühen sie sich, sich selbst von der Arbeit zu befreien und am Feste sich zu betheiligen. Den einen gelingt es und sie werden zu eben solchen ewig Feiernden; andere passen sich allmählich dieser Lage der Dinge an, die dritten aber brechen durchs Eis, erreichen ihr Ziel nicht, büssen die Arbeitsgewohnheit ein und füllen die Häuser der Unzucht und der Schlafstellen.

Vor drei Jahren nahmen wir vom Lande einen Bauerburschen und stellten ihn im Anrichtezimmer an; er vertrug sich nicht mit dem Lakai und wurde entlassen. Er ging zu einem Kaufmann, machte es seiner Herrschaft recht und nun geht er einher in der Weste, mit einer Uhrkette und in stutzerhaften Stiefeln. An seine Stelle hatten wir einen anderen, verheiratheten Bauernkerl gesetzt; der betrank sich und kam um sein Geld; wir nahmen einen dritten – dieser wurde Trinker, vertrank alles Seinige und war lange im Elende in einem Schlafstellen-Hause. Unser alter Koch wurde in der

Stadt zum Trinker und verfiel in Krankheit. Unser Lakai, der vormals periodischer Säufer gewesen war, aber auf dem Lande während fünf Jahren dem Branntwein fern geblieben war, wurde im vorigen Jahre in Moskau, wo er ohne die Frau war, die ihn gehalten hatte, zum Trinker und hat sein ganzes Leben sich verdorben. Ein junger Bursche aus unserm Dorfe dient bei meinem Bruder im Anrichtezimmer. Sein Grossvater, ein blinder Greis, kam während meiner letzten Anwesenheit auf dem Lande zu mir und bat mich, ich möge seinem Enkel zureden, dass er 10 Rubel zur Bezahlung der Abgaben sende, sonst werde die Kuh verkauft werden müssen. „Er sagt immer, man müsse sich anständig kleiden", sagte der Alte. „Da hat er Stiefel gekauft, mag sein; wozu aber will er sich eine Uhr anschaffen?" So sprach der Alte und mit diesen Worten bezeichnete er die allerunsinnigste Voraussetzung, die nur gemacht werden konnte. Die Voraussetzung war in der That unsinnig, denn man muss wissen, dass der Alte die ganzen Fasten hindurch kein Oel genossen hatte, und sein vorräthig gefälltes Brennholz war ihm verloren gegangen, weil er den Rest des Holzpreises mit 120 Kopeken nicht bezahlen konnte; aber es erwies sich, dass der unsinnige Scherz des Alten sich verwirklichte. Der junge Bursche ist in einem schwarzen feinen Paletot zu mir gekommen, in Stiefeln, die er mit 8 Rubeln bezahlt hatte. Kürzlich hat er von meinem Bruder 10 Rubel genommen und sie für Stiefel verausgabt. Und meine Kinder, die den Jungen seit seiner Kindheit kennen, haben mir mitgetheilt, dass er es in der That für unumgänglich hält, sich eine Uhr anzuschaffen. Er ist ein sehr guter Junge; er meint jedoch, dass man ihn verspotten werde, so lange er keine Uhr besitze. Die Uhr also ist ihm nothwendig. Im heurigen Jahre hat unsere Kammerjungfer, ein Mädchen von 13 Jahren, sich mit dem Kutscher eingelassen; sie wurde entlassen. Die alte Kinderwärterin, mit der ich von dieser Unglücklichen sprach, erinnerte mich an ein Mädchen, das ich vergessen hatte. Auch sie hatte vor 10 Jahren, während unseres vorübergehenden Aufenthaltes in Moskau, sich mit dem Lakai eingelassen. Auch sie wurde entlassen und endigte in einem liederlichen Hause und starb noch vor vollendetem zwanzigsten Jahre im Hospitale an der Syphilis. Man braucht nur um sich zu blicken, um sich zu entsetzen vor der Seuche, welche wir – von Fabriken und Manufakturen, welche unserem Luxus dienen, gar nicht zu reden – direkt und unmittelbar durch unser luxu-

riöses Leben in der Stadt unter denselben Leuten verbreiten, welchen wir alsdann helfen wollen.

Und nun, nachdem ich die Eigenschaften des städtischen Lebens, dem ich nicht aufzuhelfen vermochte, ergründet hatte, sah ich es, wie die erste Ursache des Uebels darin besteht, dass ich den Landleuten das Unentbehrliche fortnehme und es alles in die Stadt führe. Die zweite Ursache aber besteht darin, dass ich hier in der Stadt das ausnutze, was ich auf dem Lande zusammengerafft habe, und dass ich mit meinem unsinnigen Luxus diejenigen Landbewohner verführe und verderbe, welche mir hierher folgen, um irgend wie zurückzubringen, was man ihnen auf dem Lande fortgenommen hat.

14.

Auch von einer anderen Seite her gelangte ich zu demselben Schlusse. Wenn ich mich aller meiner Beziehungen zu den städtischen Armen vor dieser Zeit erinnerte, so sah ich, dass eine der Ursachen, warum ich ihnen nicht helfen konnte, darin bestand, dass die Armen nicht aufrichtig, nicht wahrhaftig gegen mich waren. Von ihnen allen wurde ich nicht als ein Mensch angesehen, sondern als ein Mittel. Ich konnte mich ihnen nicht annähern; vielleicht, dachte ich, verstand ich es nicht; aber ohne Wahrhaftigkeit war Hilfe unmöglich. Wie soll man einem Menschen helfen, der nicht seine ganze Lage mittheilt? Anfangs beschuldigte ich sie deshalb (es ist so natürlich, andre zu beschuldigen). Aber das Wort eines bedeutenden Mannes, nämlich Sjutájews, der damals bei mir zu Gaste war, machte mir die Sache klar und zeigte mir, worin die Ursache meines Misserfolges lag. Ich erinnere mich, dass auch damals das von Sjutájew ausgesprochene Wort mich stark frappirt hat; seine ganze Bedeutung aber habe ich erst später begriffen. Es war gerade während des höchsten Aufloderns meines Dünkels. Ich war bei meiner Schwester und dort befand sich auch Sjutájew; meine Schwester erkundigte sich nach meiner Angelegenheit. Ich erzählte ihr nun, und – wie es zu geschehen pflegt, wenn man an seine Sache selbst nicht glaubt – ich erzählte mit grosser Hingerissenheit, mit Wärme und in wortreichen Redensarten, was ich thue und was daraus sich ergeben könne; alles erzählte ich: wie wir alle Nothstände in Moskau beo-

bachten, die Waisen und Greise verpflegen und die in Moskau verarmten Landleute heimsenden werden; wie wir den Lasterhaften den Weg der Besserung bahnen werden und wie, wenn nur diese Sache in Gang kommt, es in Moskau keinen Menschen geben werde, der nicht Hilfe fände. Die Schwester sympathisirte mit mir und wir plauderten. Während der Unterhaltung blickte ich Sjutájew an. Da ich sein christliches Leben kannte und die Bedeutung, welche er der Mildthätigkeit beilegte, so erwartete ich Sympathie seinerseits, und ich sprach so, dass er mich verstehen konnte. Ich redete wohl mit der Schwester, aber ich richtete meine Worte mehr zu ihm. Er sass unbeweglich in seinem schwarzgegorbenen kleinen Schafpelze, den er wie alle Bauern sowohl draussen als auch im Zimmer trug, als wenn er uns garnicht hörte und mit eigenen Gedanken beschäftigt sei. Seine kleinen Augen blitzten nicht, sondern waren gleichsam nach innen gewendet. Als ich geredet hatte, wandte ich mich an ihn mit der Frage, was er davon meine?

– Das ist alles dummes Zeug, sagte er.

– Woher?

– Diese eure ganze Gesellschaft ist dummes Zeug und nichts wird da Gutes von kommen, – sagte er mit Ueberzeugung.

– Wie ‚nichts von kommen'? Warum ist es dummes Zeug, dass wir tausenden helfen werden, sei es auch nur hunderten von Unglücklichen? Ist es was Schlechtes, nach dem Evangelium den Nackten zu kleiden, den Hungrigen zu speisen?

– Ich weiss, ich weiss es, aber das ist es nicht, was ihr thut. Kann man etwa derart helfen? Du gehst spazieren, ein Mensch bittet dich um 20 Kopeken. Du giebst sie ihm. Ist das etwa Mildthätigkeit? Spende ihm geistliche Mildthätigkeit, unterweise ihn; was aber hast du ihm gegeben? Weiter nichts als ‚lass mich in Ruh!'

– Nein, wirklich nicht dazu. Wir wollen die Bedürfnisse kennen lernen, und dann helfen, sowohl mit Geld, als auch mit der That. Auch Arbeit verschaffen.

– Damit werdet ihr bei diesem Volke nichts ausrichten.

– Wie denn also, es umkommen lassen, vor Hunger und Kälte?

– Woher umkommen? Sind es denn ihrer viele?

– Du fragst, ob es viele sind? sagte ich, und dachte, er sehe die Sache so leicht an, weil er garnicht wisse, wie gewaltig gross die Menge dieser Leute sei.

– Nun, willst du es wissen? sagte ich. Ihrer giebt es in Moskau, die hungern und frieren, ich glaube an die zwanzig Tausend. Und in Petersburg und den andern Städten?

Er lächelte.

– Zwanzig Tausend! Und wieviel Bauerhöfe giebt es allein in Russland? Wird es eine Million sein?

– Schön, und dann?

– Je nun, – und seine Augen leuchteten auf und er belebte sich – nun, vertheilen wir sie unter uns! Ich bin nicht reich, aber zwei nehme ich sofort. Da hast du den Burschen in deine Küche genommen; ich forderte ihn zu mir auf, aber er wollte nicht. Mögen es ihrer zehnmal mehr sein, unter uns vertheilen wir sie. Du nimmst welche, und ich nehme welche. Wir gehen zusammen zur Arbeit; er wird sehen, wie ich arbeite, und wird es lernen, wie man leben soll; und zur Schüssel setzen wir uns an denselben Tisch, und von mir wird er Worte vernehmen, und von dir. Sieh, das ist Mildthätigkeit, aber das dort mit eurer Gesellschaft, das ist dummes Zeug.

Dieses einfache Wort frappirte mich. Ich musste seine Richtigkeit anerkennen, aber mir schien es damals, dass trotz seiner Richtigkeit dennoch vielleicht auch das nützlich sei, was ich begonnen hatte. Und je weiter ich die Sache trieb und je mehr ich mit den Armen verkehrte, um so häufiger erinnerte ich mich dieses Wortes, um so mehr gewann es an Bedeutung für mich.

In der That, ich erscheine in einem kostbaren Pelze, oder ich komme in meiner Equipage angefahren, oder jener, der ein Paar Stiefel braucht, sieht meine Wohnung, die mir 2000 Rubel kostet; er sieht vielleicht nur, dass ich leichten Herzens 5 Rubel hergegeben habe, weil meine Laune so war; er weiss es ja, dass wenn ich derart 5 Rubel gab, so geschah es daher, weil ich deren so viele zusammengerafft habe, weil ich viel überflüssiges Geld habe, das ich nicht nur niemandem gegeben, sondern ohne Mühe von anderen genommen habe. Was kann er in mir anderes sehen, als einen jener Leute, welche über das gebieten, was ihm hätte gehören sollen? Und welches andre Gefühl soll er mir gegenüber haben, als den Wunsch, soviel als nur möglich dieser von ihm und von anderen fortgenommenen Rubel wieder von mir zurückzubekommen? Ich will mich ihm annähern und beklage mich, dass er nicht aufrichtig ist: aber ich fürchte mich ja, auf sein Bett mich zu setzen, um keine Läuse und

keine Ansteckung zu bekommen, und ich scheue mich, ihm in mein Zimmer Einlass zu gewähren, und wenn er, der Nackende, zu mir kommt, so wartet er, wenn es hoch kommt, im Vorzimmer, sonst aber im Vorhause. Ich aber sage, er sei schuld daran, dass ich mich ihm nicht annähern könne, und er sei nicht aufrichtig.

Mag es auch der grausamste Mensch versuchen, umgeben von Leuten, die wenig gegessen haben oder nur schwarzes Brod essen, mit einem Diner von fünf Speisen sich den Magen zu überladen. Jedem wird die Lust zum Essen vergehen, wenn er sehen muss, wie um ihn her den Hungernden der Mund wässert. Es scheint denn doch, dass die erste, unerlässliche Bedingung, um mit Genuss zu essen inmitten Hungernder, die ist, sich vor ihnen zu verbergen und so zu essen, dass sie es nicht sehen. Das gerade ist denn auch das erste, was wir thun.

Und ich habe genauer unser Leben betrachtet und habe gesehen, dass es kein Zufall ist, wenn es uns schwer fällt, uns den Armen zu nähern, und dass wir absichtlich unser Leben so einrichten, dass diese Annäherung schwierig sei.

Mehr noch: wenn ich unser Leben, das Leben der Reichen, von der Seite beschaute, so sah ich, dass alles das, was in diesem Leben für ein Gut geschätzt wird, darin besteht oder doch unzertrennlich damit zusammenhängt, dass wir uns möglichst weit von den Armen entfernen. In der That, die ganze Tendenz unseres reichen Lebens, angefangen von der Kost, Kleidung, Wohnung, unserer Sauberkeit und unserer Bildung, – alles hat den Hauptzweck, uns vor den Armen auszuzeichnen. Und zu dieser Auszeichnung, zu dieser Abgrenzung gegen die Armen vermittelst undurchdringlicher Mauern, verausgaben wir schlecht gerechnet $^{9}/_{10}$ unseres Reichthums.

Das erste, was ein reich gewordener Mann thut, ist, dass er aufhört aus der gemeinsamen Schüssel zu essen; er schafft sich Tischgeräth an und scheidet sich ab von der Küche und Dienerschaft.

Er beköstigt auch die Dienerschaft gut, damit deren Speichel nicht auf seine schmackhafte Kost fliesse, und er speiset allein; da es aber langweilig ist, allein zu speisen, so sinnt er nach Möglichkeit, seine Kost zu verbessern, den Tisch zu schmücken; und die Art selbst, wie er seine Kost zu sich nimmt (Diners), wird ihm zu einer Sache der Ruhmsucht, des Stolzes; und die Speiseaufnahme wird ihm zu einem Mittel, andre Leute von sich fern zu halten. Dem Rei-

chen ist es ganz undenkbar, einen Armen zu sich zu Tische zu laden. Man muss es verstehen, eine Dame zu Tische zu führen, sich zu verbeugen, zu sitzen, zu essen, sich den Mund zu spülen, und das alles verstehen nur die Reichen.

Ebenso ist es mit der Kleidung. Wenn ein reicher Mann gewöhnliche Kleidung trüge, welche nur seinen Körper vor Kälte schützte – Leibpelze, Pelze, Filz- und Lederstiefel, Unterziehröcke, Hosen, Hemde –, so würde er sehr wenig bedürfen, und er müsste, mit zwei Pelzen auskommend, den dritten einem solchen abgeben, der gar keinen besitzt; der Reiche beginnt aber damit, dass er sich solche Kleidung machen lässt, die aus lauter separaten Theilen besteht und nur zu besonderen Gelegenheiten verwendbar ist, und darum für den Armen nicht taugt. Er hat Fracks, Westen, Joppen, Lackstiefel, Rotunden, Schuhe mit französischen Absätzen, Kleider nach der Mode in viele kleine Stücke zerschnitten, Jagdröcke, Reiseröcke u.s.w., alles Dinge, die nur in von der Armuth fernstehendem Zuschnitte Verwendung finden können.

Ebenso und noch deutlicher ist es mit der Wohnung. Um allein in 10 Zimmern zu leben, ist nöthig, dass diejenigen, die zu 10 Köpfen in einem Zimmer wohnen, es nicht sehen. Je reicher ein Mann ist, desto schwieriger ist es, zu ihm zu gelangen, um so zahlreichere Schweizer giebt es zwischen ihm und den unvermögenden Leuten, um so unmöglicher ist es, einen armen Mann über die Teppiche zu führen und auf einen atlasüberzogenen Stuhl zu setzen.

Dasselbe wiederholt sich mit den Lokomotionsmitteln. Ein Bauer, der auf dem Karren oder im Schlitten fährt, müsste sehr grausam sein, wenn er nicht einen Fussgänger aufnähme – Platz und Möglichkeit dazu giebt es. Aber je reicher eine Equipage, desto entfernter ist die Möglichkeit, irgend einen Beliebigen hineinzusetzen. Ja, man nennt ja geradezu die allerstutzerhaftesten Equipagen „Egoistki“[7].

Und ebenso ist es mit der ganzen Lebensweise, die mit dem Worte „Sauberkeit“ bezeichnet wird.

Sauberkeit! Wer kennt nicht Leute, namentlich Frauenzimmer, welche sich diese Sauberkeit als Tugend anrechnen; und wer kennt nicht die Erfindungen solcher Sauberkeit, welche gar keine Grenzen

[7] Kleine Droschken, auf denen nur je eine Person Platz hat. (Anm. d. Uebers.)

hat, wenn sie durch fremde Arbeit bewirkt wird? Wer von den reich gewordenen Leuten hat es nicht an sich selbst erfahren, mit welcher Mühe er sorgfältige Studien im Bereiche dieser Sauberkeit gemacht hat, welche das Sprichwort bestätigt: „Weisse Händchen lieben fremde Arbeit." Heute besteht die Sauberkeit darin, dass man täglich das Hemd wechselt, morgen wird man es zweimal täglich thun. Heute hat man täglich sich Hals und Hände zu waschen, morgen auch die Füsse, und übermorgen den ganzen Körper, und noch mit besonderen Einreibungen. Heute dient ein Tischtuch zwei Tage, morgen nur einen Tag, und dann zwei Tischtücher täglich. Heute haben die Hände des Lakais rein zu sein, morgen hat er Handschuhe zu tragen, und in reinen Handschuhen auf reinem Präsentirteller einen Brief zu übergeben. Es giebt gar keine Grenzen für diese Sauberkeit, die für niemanden und zu nichts nöthig ist, es sei denn, um andre von sich fern zu halten und den Verkehr mit ihnen unmöglich zu machen, wenn diese Sauberkeit nur durch fremde Arbeit zu erlangen ist.

Mehr noch: als ich in alles das eindrang, überzeugte ich mich, dass es mit dem, was man überhaupt Bildung nennt, ebenso bestellt ist. Die Sprache trügt nicht; sie nennt mit den wirklichen Namen das, was die Leute darunter verstehen. Bildung nennt das Volk: modische Kleidung, politische Unterhaltung, reine Hände, Sauberkeit gewisser Art. Von einem solchen Menschen sagt man zur Unterscheidung von anderen, er sei ein gebildeter Mensch. In etwas höheren Kreisen nennt man Bildung dasselbe, was das Volk so bezeichnet, aber zu den Bedingungen der Bildung fügt man noch hinzu: Pianofortespiel, Kenntniss des Französischen, russisch schreiben ohne orthographische Fehler und noch grössere äussere Sauberkeit. In noch höherem Kreise nennt man Bildung alles das unter Hinzufügung der englischen Sprache und eines Diplomes von einer höheren Lehranstalt und noch grössere Sauberkeit. Aber die Bildung der einen oder anderen oder dritten Klasse ist im wesentlichen dasselbe. Bildung – das sind die Formen und Kenntnisse, welche den Menschen von anderen unterscheiden sollen. Und ihr Zweck ist derselbe wie derjenige der Sauberkeit: sich abzuscheiden vom Haufen der Armen, damit die Hungrigen und Frierenden es nicht sehen mögen, wie wir feiern. Aber es ist unmöglich sich zu verstecken; sie sehen es doch.

So habe ich mich denn überzeugt, dass der Grund, warum es uns Reichen unmöglich war, den städtischen Armen zu helfen, in der Unmöglichkeit der Annäherung an dieselben lag, und dass wir die Unmöglichkeit der Annäherung an sie selbst hervorbringen durch unser ganzes Leben, durch alle Verwendungen unsrer Reichthümer. Ich überzeugte mich, dass zwischen uns, den Reichen und Armen, eine von uns selbst aufgeführte Mauer besteht, die der Sauberkeit und der Bildung, konstruirt aus unserem Reichthume, und dass, um im Stande zu sein, den Armen zu helfen, wir vor allein diese Mauer zu zerstören haben; dass wir es zu thun haben, damit die Anwendung des Sjutájewschen Mittels möglich werde: – die Armen unter uns zu vertheilen.

So gelangte ich von einer anderen Seite zu demselben Resultate, wozu mich der Gang meiner Erörterung, die Ursache der städtischen Armuth aufzufinden, geführt hatte: die Ursache war unser Reichthum.

15.

Ich untersuchte die Sache noch von einer dritten, rein persönlichen Seite. Unter den Erscheinungen, die während meiner Wohlthätigkeits-Thätigkeit mich besonders frappirt hatten, gab es eine sehr sonderbare, die ich mir während langer Zeit nicht habe erklären können. Das war folgendes. Jedesmal, wenn es mir passirte, auf der Strasse oder zu Hause einem Armen, ohne mit ihm zu reden, ein kleines Geldstück zu reichen, so sah ich, oder ich meinte, Befriedigung und Dankbarkeit auf dem Gesichte des Armen zu sehen, und ich selbst empfand bei dieser Form von Wohlthätigkeit ein angenehmes Gefühl. Ich sah, dass ich das that, was der Mann wünschte und von mir erwartete. Wenn ich aber bei dem Armen mich aufhielt und ihn theilnahmvoll nach seinem früheren und jetzigen Leben ausfragte; wenn ich mehr oder weniger in die Details seines Lebens einging, so empfand ich, dass ich nun nicht mehr 3 oder 20 Kopeken geben könne, und ich fing an, im Beutel das Geld hinundherzuthun, unschlüssig, wie viel ich wohl geben solle, und ich gab immer mehr, und immer sah ich, dass der Arme mich unzufrieden verliess. Wenn ich in noch näheren Verkehr mit dem Armen trat, so vermehrte sich

mein Zweifel, wie viel ich geben solle; und wie viel ich ihm auch gegeben hatte, so war der Arme dennoch noch finsterer und unzufriedener geworden. Wie eine allgemeine Regel stellte es sich immer heraus, dass wenn ich nach einer Annäherung zum Armen ihm drei Rubel oder mehr gegeben hatte, so erkannte ich fast immer Finsterheit, Unzufriedenheit, selbst Bosheit auf dem Gesichte des Armen; und es kam vor, dass er nach Empfang von zehn Rubeln fortging, selbst ohne einen Dank gesagt zu haben, gerade als hätte ich ihn gekränkt. Und dabei war mir immer ungemüthlich und peinlich ums Herz, und ich hatte immer die Empfindung einer Schuld. Und wenn ich Wochen, Monate und Jahre lang einen Armen beobachtet und ihm geholfen und ihm meine Meinungen ausgesprochen und mich ihm angenähert hatte, so wurden die Beziehungen zu ihm zur Qual und ich sah, dass der Arme mich verachtete. Und ich empfand es, dass er Recht hatte.

Gehe ich über die Strasse und er steht dort, und unter anderen Vorübergehenden und Vorüberfahrenden bittet er auch mich um drei Kopeken, und ich gebe sie ihm, so bin ich ihm ein Passant und ein guter Mensch, ein guter Passant, ein solcher, welcher jenes Fädchen darreicht, woraus für den Nackenden ein Hemd wird; mehr als dieses Fädchen hat er nicht erwartet, und gebe ich ihm dasselbe, so segnet er mich aufrichtig. Aber wenn ich bei ihm stehen geblieben bin und mit ihm wie mit einem Menschen geredet und ihm gezeigt habe, dass ich mehr als ein Passant sein will, und wenn er, wie das häufig geschah, mir unter Thränen seinen Kummer offenbart hat, dann erblickt er in mir bereits nicht mehr einen Passanten, sondern das, was ich ihn sehen lassen will: einen guten Menschen. Bin ich aber ein guter Mensch, dann kann meine Güte nicht stehen bleiben weder bei einem Zwanziger oder bei zehn Rubeln, noch bei zehntausend Rubeln. Es geht nicht, nur ein etwas guter Mensch zu sein. Angenommen, ich gab ihm viel, ich brachte ihn zu Gange, kleidete ihn, stellte ihn auf seine Füsse, so dass er ohne fremde Hilfe leben könne; aber wie es auch geschehen sein mag, in Folge von Unglück oder zufolge seiner eignen Schwäche und Lasterhaftigkeit: er hat wieder nichts, weder jenen Paletot, noch die Wäsche, noch das Geld, das ich ihm gegeben habe; wieder hungert und friert er, und wieder sucht er mich auf, – mit welchem Rechte durfte ich ihn abweisen? Wenn der Zweck meiner Handlung nur darin bestanden hätte, ihm

so und so viel Rubel oder solch einen Paletot zu geben, dann könnte ich, nachdem das geschehen, mich beruhigen; aber das war nicht der Zweck meiner Handlung gewesen; mein Zweck war der gewesen: ich wollte ein guter Mensch sein, d. h. in jedem andern Menschen mich selbst erblicken. Jedermann begreift die Güte so und nicht anders. Daher denn, wenn er auch zwanzig Male vertrunken hat, was ihr ihm gabt, und wenn er wiederum hungert und friert, – seid ihr ein guter Mensch, so könnt ihr nicht anders als ihm immer wieder geben, ihr könnt niemals aufhören ihm zu geben, so lange ihr mehr besitzet, als er. Aber wenn ihr dann zurücktratet, so zeigtet ihr damit, dass alles, was ihr gethan habt, ihr nicht darum thatet, weil ihr ein guter Mensch waret, sondern darum, weil ihr vor dem Manne, vor den Leuten euch als guter Mensch zeigen wolltet.

Und so habe ich denn vor den Leuten, denen gegenüber es mir passirte, mich zurückzuziehen, indem ich aufhörte ihnen zu geben und dadurch das Gute verleugnete, peinigende Scham empfunden.

Wie war es wohl mit dieser Scham? Diese Scham habe ich empfunden im Ljäpinschen Hause, und vorher, und später auf dem Lande, wenn es vorkam, dass ich Armen Geld oder Anderweitiges gab, wie auch bei meinen Armenbesuchen in der Stadt.

Ein Fall solcher Scham, der vor nicht langer Zeit sich ereignet hat, ist mir lebhaft erinnerlich geworden und hat mich zur Erklärung des Grundes jener Scham geführt, welche ich erfahren habe, wenn ich Armen Geld gab.

Der Vorfall ereignete sich auf dem Lande. Ich brauchte einen Zwanziger, um einem Pilger eine Gabe zu reichen; ich schickte meinen Sohn, von irgend jemandem den Zwanziger zu leihen; er brachte dem Pilger einen Zwanziger und sagte, er habe denselben vom Koch geliehen. Nach einigen Tagen kamen wieder Pilger und ich brauchte wieder einen Zwanziger; ich hatte einen Rubel; ich erinnerte mich, dass ich dem Koch noch schuldig war, und ging zur Küche, in der Erwartung, dass der Koch noch Kleingeld haben werde. Ich sagte ihm: „Ich habe von euch einen Zwanziger bekommen, da ist nun ein Rubel.“ Noch hatte ich nicht ausgeredet, als der Koch aus dem andern Zimmer seine Frau herbeirief: „Paräscha, nimm“, sagte er. In der Meinung, dass sie begriffen habe, was ich brauchte, gab ich ihr den Rubel. Ich muss bemerken, dass der Koch seit einer Woche bei uns diente und dass ich seine Frau wohl gese-

hen, aber nie mit ihr geredet hatte. Während ich ihr sagen wollte, sie möge mir Kleingeld geben, beugte sie sich rasch auf meine Hand herab und wollte sie küssen, offenbar in der Meinung, ich hätte ihr einen Rubel geschenkt. Ich brummte etwas in den Bart und verliess die Küche. Ich empfand Scham, peinigende Scham, wie ich sie lange nicht empfunden hatte. Es zerrte mich, ich empfand, dass ich eine Grimasse schneide, und ich stöhnte vor Scham, als ich von der Küche forteilte. Diese, wie mir schien, durch nichts verdiente und unerwartete Scham frappirte mich besonders darum, weil ich schon längst keine arge Scham empfunden hatte, und weil ich bejahrter Mensch doch, wie mir schien, so gelebt hatte, dass ich eine solche Scham nicht verdiente. Das hat mich ganz ausserordentlich frappirt. Ich erzählte es den Hausgenossen, ich erzählte es Bekannten; alle waren sie einverstanden, dass sie dasselbe empfunden hätten. Ich grübelte darüber nach: warum habe ich mich dessen geschämt? Die Antwort darauf hat mir ein Vorfall gegeben, den ich früher in Moskau erlebt hatte.

Ich ging diesem Vorfalle auf den Grund, und jene Scham wurde mir klar, wie ich sie der Kochsfrau gegenüber empfunden hatte, so wie alle jene Schamemfindungen, die ich zur Zeit meiner moskauer Wohlthätigkeit empfunden hatte, und die ich noch jetzt beständig empfinde, wenn es vorkommt, dass ich Leuten was gebe ausser jenen kleinen Almosen an Bettler und Pilger, wie ich sie zu geben gewohnt bin und welche ich nicht als eine Sache der Wohlthätigkeit, sondern des Anstandes, der Höflichkeit ansehe. Bittet euch jemand um Feuer, so hat man ein Streichhölzchen anzuzünden, wenn man eines besitzt. Bittet euch ein Mensch um 3 oder 20 Kopeken, oder selbst um einige Rubel, so hat man sie zu geben, wenn man sie bei sich hat. Das ist Sache der Höflichkeit, nicht der Wohlthätigkeit.

Jener Vorfall bestand in Folgendem. Ich erwähnte bereits der beiden Bauern, mit denen ich vor drei Jahren Holz sägte. Eines Sonnabend Abends, in der Dämmerung, kehrte ich mit ihnen zusammen zur Stadt zurück. Sie waren auf dem Wege zu ihrem Patron, um ihren Lohn zu empfangen. Als wir die Dragomilow-Brücke passirt waren, begegneten wir einem Greise. Er bat um Almosen und ich gab ihm einen Zwanziger. Beim Geben dachte ich, wie gut wohl mein Almosen auf den Semjón werde einwirken müssen, mit dem ich mich über Geistliches unterhalten hatte. Semjón, jener wladimir-

sche Bauer, der in Moskau sein Weib und zwei Kinder hatte, blieb stehen, hob gleichfalls den Schooss seines Kaftans auf, zog den Beutel hervor, suchte in demselben, brachte drei Kopeken zu Tage, gab sie dem Alten und erbat sich zwei Kopeken zurück.

Der Alte zeigte auf seiner Hand zwei Dreikopekenstücke und ein Einkopekenstück. Semjón betrachtete es, wollte den Kopeken nehmen, entschloss sich aber anders, zog den Hut, bekreuzte sich und ging fort, dem Alten die drei Kopeken lassend. Ich kannte die ganze Vermögenslage Semjóns. Zu Hause fand sich bei ihm nicht das geringste Eigenthumsobjekt. Bis zu jenem Tage, da er die drei Kopeken spendete, hatte er 6 Rubel und 50 Kopeken erarbeitet; also bildeten 6 Rubel 50 Kopeken seine ganze Ersparniss. Meine Ersparniss kam annähernd 600.000 Rubeln gleich. Ich hatte Weib und Kinder, Semjón hatte Weib und Kinder. Er war jünger als ich und er besass weniger Kinder; aber seine Kinder waren noch klein; von meinen Kindern aber waren zwei schon erwachsen, Arbeiter, so dass, abgesehen von den Ersparnissen, unsere Lage dieselbe war; ja, vielleicht war die meinige selbst etwas günstiger. Er hatte drei, ich zwanzig Kopeken gegeben. Was hatte also er und was ich gegeben? Wie viel hätte ich geben müssen, um dasselbe zu thun, wie Semjón? Er besass 650 Kopeken und gab davon einen und dann noch zwei. Ich besass 600.000 Rubel; um so viel wie Semjón zu thun, hätte ich 3000 Rubel geben und mir 2000 Rubel zurück erbitten müssen; und wenn man nichts herauszugeben hatte, so hätte ich auch die 2000 Rubel dem Alten lassen, mich bekreuzigen und fürbass gehen sollen, ruhig darüber weiter plaudernd, wie man auf den Fabriken lebt, und wie viel auf dem Smolenski-Markte eine Leber kostet. Damals habe ich daran nicht gedacht; vielmehr erst lange nachher war ich im Stande, daraus den Schluss zu ziehen, der unvermeidlich daraus sich ergiebt. Dieser Schluss erscheint dermaassen ungewöhnlich und sonderbar, dass, trotz seiner mathematischen Unstreitigkeit, man Zeit braucht, um sich daran zu gewöhnen. Immer will es einen bedünken, dabei müsse irgend ein Fehler sein, aber dabei ist kein Fehler. Dabei findet sich nur eine schreckliche Finsterniss der Verirrung, in der wir leben.

Als ich zu diesem Schlusse gelangt war und seine Unstreitigkeit anerkannt hatte, erklärte sich mir daraus die Scham, die ich gegenüber der Kochsfrau empfunden hatte und gegenüber allen Armen,

denen ich Geld gegeben habe und gebe. In der That, was ist das Geld, das ich den Armen gebe und von dem die Kochsfrau gemeint hat, ich hätte es ihr gegeben? In der Mehrzahl der Fälle ist es ein solcher Bruchtheil meines Vermögens, dass es unmöglich wäre, ihn dem Semjón und der Kochsfrau gegenüber in Ziffern darzustellen, – es ist in den meisten Fällen der millionste Theil oder so ungefähr. Ich gebe so wenig, dass meine Geldspende für mich gar keine Entbehrung bildet, noch bilden kann. Es ist nur ein Spass, an dem ich mich ergötze, wie und wann es mir einfällt. So hat es auch die Kochsfrau aufgefasst. Wenn ich jemandem, der von der Strasse kommt, einen Rubel oder 20 Kopeken gebe, warum soll ich da nicht auch ihr einen Rubel geben? Ein solches Geldgeben an die Kochsfrau ist dasselbe, wie wenn Herrschaften Pfefferkuchen unter das Volk werfen; das ist ein Zeitvertreib für Leute, welche viel unnützes Geld haben. Darum empfand ich Scham, weil der Irrthum der Kochsfrau mir direkt die Anschauung anzeigte, welche sie und alle unvermögenden Leute von mir haben mussten: er wirft unnützes d. h. nicht erarbeitetes Geld um sich. In der That, welcher Art ist mein Vermögen und wie ist es von mir erworben worden? Einen Theil habe ich bekommen für das Landgut, das mein Vater mir hinterlassen hatte. Der Bauer hat das letzte Schaf, die letzte Kuh verkauft, um es mir auszuzahlen. Ein anderer Theil meines Vermögens, das ist Geld, welches ich für meine Schriften, für Bücher, empfangen habe. Wenn meine Bücher schädlich sind, so habe ich zum Aergerniss so geschrieben, dass sie gekauft werden, und das Geld, das ich dafür empfange, ist schlecht erworbenes Geld; sind aber meine Schriften den Leuten nützlich, so ist die Sache noch schlimmer. Ich gebe sie nicht den Leuten, sondern ich sage: gebt mir 17 Rubel, dann werde ich sie euch geben. Und wie dort der Bauer sein letztes Schaf fortgiebt, so entzieht sich hier ein armer Student, ein Lehrer, jeder arme Mensch das Nothwendige, um mir dies Geld zu geben. Und so habe ich viel solches Geld zusammengebracht – und was mache ich damit? Ich bringe dieses Geld zur Stadt und gebe es den Armen nur dann, wenn sie meinen Launen zu Willen sind, wenn sie hierher in die Stadt kommen, die Trottoire reinigen und die Lampen und Stiefel, und wenn sie für mich in den Fabriken arbeiten. Und für dieses Geld erhandele ich von ihnen, so viel ich vermag, d. h. ich bemühe mich, ihnen so wenig wie möglich zu geben und von ihnen so viel als nur

möglich zu empfangen. Und plötzlich fange ich in ganz unerwarteter Weise an, geradezu umsonst, diesen Armen dasselbe Geld zu geben, – nicht allen, sondern einigen, wie es mir einfällt. Wie soll da nicht jeder Arme erwarten, dass vielleicht heute auch ihn das Glück treffen wird, einer von denen zu sein, mit denen ich mir die Zeit vertreibe, indem ich ihnen mein unnützes Geld vertheile? So sehen mich auch alle an, so hat mich auch die Kochsfrau angesehen.

Und bis zu dem Grade war ich verblendet, dass ich es gut nannte, von den Armen mit der einen Hand tausende fortzunehmen und mit der anderen Kopeken hinzuschleudern, wie es mir einfiel. Da begreift sich's, dass ich Scham empfand.

Ja, vor dem Gutesthun hätte ich mich ausserhalb des Bösen stellen sollen, in solche Bedingungen, da es möglich ist, das böse Thun zu lassen. Sonst ist mein ganzes Leben Böses. Gebe ich hunderttausend hin, so stelle ich mich noch nicht in diejenige Lage, in welcher Gutes zu thun möglich ist, denn mir verbleiben noch fünfmal Hunderttausend. Nur wenn mir nichts verblieben sein wird, dann werde ich im Stande sein, sei es auch nur ein geringes Gute zu thun, sei es auch nur das, was die Prostitutka that, als sie drei Tage lang die Kranke pflegte und deren Kind. Und mir ist das als so wenig erschienen! Und ich wagte es, an Gutes zu denken! Die Stimme, die ich von jenem ersten Male an in mir gehört habe, beim Anblicke der Hungrigen und Frierenden vor dem Ljäpinschen Hause, dass ich nämlich daran Schuld sei und dass so zu leben, wie ich lebe, unmöglich, ja unmöglich sei – das war das einzig Richtige.

Was sollen wir denn thun? – Diese Frage, wenn jemand darauf noch einer Antwort bedarf, werde ich, wenn Gott es gestattet, in der nächsten Nummer beantworten.[8]

[8] [Gesamtausgabe der Schrift in unserer Reihe: TFb_A007 | Leo N. TOLSTOI: *Was sollen wir denn tun*? Übersetzt von Carl Ritter (1902), mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.]

[Illustrationsseite]

V.
Die Hungersnot in Russland
(1891/1893)

Von Graf Leo N. Tolstoi

Mit einem Nachwort.
Aus dem Russischen übersetzt von
L. Albert Hauff[1] | 1894

DIE HUNGERSNOT

1.

Noch vor kurzer Zeit konnte man in Rußland keine Zeitschrift, keine Tageszeitung finden, welche nicht ergreifende Schilderungen von dem Elend des Volkes enthalten hätte, dass von der Hungersnot heimgesucht worden war. Die Wohlthätigkeit wurde aufgerufen und nicht selten auch die Gesellschaft und sogar die Behörden der Gleichgültigkeit und Langsamkeit angeklagt.

Nach dem, was ich selbst gesehen und nach den Berichten der Zeitungen zu urteilen, haben die Staatsbehörden sowie die Körperschaften der Selbstverwaltung im Gouvernement Tula diese Vorwürfe nicht verdient. Nicht nur kann von Langsamkeit und Gleichgültigkeit keine Rede sein, sondern im Gegenteil hat augenscheinlich die Thätigkeit der Regierungsbehörden, der Gesellschaft und der Landschaftsbehörden den höchsten Grad erreicht und es ist deutlich ersichtlich, daß diese Thätigkeit keiner Steigerung mehr fähig ist.

In den höheren Kreisen der Regierung war und ist man noch

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOI: Die Hungersnot in Russland. Mit einem Nachwort. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin: Verlag von Otto Janke [1894]. [132 Seiten]

immer eifrig bemüht, Maßregeln zu treffen, um dem drohenden Unheil zuvorzukommen. Geldsummen werden angewiesen und verteilt für Unterstützungen und zu öffentlichen Arbeiten, auch die Verteilung von Heizmaterial ist angeordnet worden. In den Provinzen, welche von der Hungersnot befallen worden, bilden sich Hilfskomitees, außerordentliche Versammlungen der Gemeindeversammlungen, der Gouvernementslandtage und der Semstwos[2]. Man beratet die Mittel, um Vorräte herbeizuschaffen; man sammelt Nachrichten über die Lage der Bauern durch die Landpolizei für die Regierung und durch Stadtverordnete für die Stadtverwaltungen; man sucht die besten Mittel, um die Bauern zu unterstützen. Man hat Getreide zur Aussaat verteilt, man hat Maßregeln getroffen, um Hafer zur Aussaat bis zum Frühjahr bereit zu halten und vor allem, um den Bedarf an Nahrungsmitteln während des Winters zu decken.

Außerdem veranstaltet man in ganz Rußland Sammlungen in den Kirchen, die Beamten opfern einen Teil ihrer Gehälter, die Redaktion der Journale und Zeitschriften eröffnen Sammlungen, und von verschiedenen Institutionen und Privatleuten sind größere Summen gespendet worden.

In ganz Russland hat man Abteilungen der Gesellschaft des roten Kreuzes gebildet. Die von der Hungersnot nicht befallenen Gouvernements sind einzeln oder in Gruppen bezeichnet worden, und die Gouvernementsregierungen mit der Sammlung der Gaben für die notleidenden Provinzen beauftragt worden.

Und wenn die Resultate, welche durch diese Thätigkeit erzielt wurden, weniger bedeutend sind, als man hoffen konnte, so ist die Ursache davon nicht ein Mangel an Eifer, sondern die Art und Weise, wie das alles in Wirksamkeit gesetzt wurde.

Bis jetzt hat man zwei Aufgaben erfüllen können: Die Verteilung von Saatgetreide für die Ernte des nächsten Jahres und die Anschaffung von Heizmaterial, welches durch die Waldungen des Staates geliefert wird.

Wie ich aus Zeitungen, Berichten und aus eigener Erfahrung weiß, sind jedoch diese beiden Aufgaben in meinem Gouvernement,

[2] Gewählte Vertretungen zur Selbstverwaltung einer Landschaft.

wie übrigens auch sonst überall, nicht auf befriedigende Weise gelöst worden.

In unserem Gouvernement waren die Bauern fast überall auf ihre eigene Aussaat angewiesen; man hat nur wenig Aussaat verteilt und überdies auch zu spät. An vielen Orten wurde das Saatgetreide an solche verteilt, die dessen nicht bedurften, so daß in vielen Landkreisen die verteilte Aussaat verkauft, oder in den Schenken gegen Branntwein umgetauscht wurde.

Die Versorgung mit Heizmaterial war die zweite Aufgabe, welche schon im Herbst gelöst werden mußte. Schon anfangs September wurde angeordnet, Brennholz aus den Wäldern des Staates an die notleidenden Bauern zu verteilen. Gegen den zwanzigsten September wurde die Liste der Gemeinden aufgestellt, welche jeder Forstabteilung zugewiesen waren und den Gemeinden wurde die Erlaubnis gegeben, unentgeltlich Heizmaterial zu sammeln.

Die Gemeinden, welche einer Forstabteilung zugewiesen waren, sind von derselben vierzig oder fünfzig Kilometer weit entfernt, so daß die Abfuhr des Holzes im Herbst, als die Pferde noch Futter auf der Weide fanden, keine Schwierigkeit hatte; aber wie ich aus sicherer Quelle erfahren habe, hatte sich bis zum vierzehnten Oktober, also beinahe während eines Monats, nicht ein einziger Bauer in der Forstabteilung gemeldet, welche in der Nähe unserer Stadt liegt. In der Forstabteilung von Krapiwnensk ist auch nichts verteilt worden. Man darf nicht vergessen, daß der Bauer nur während des Herbstes, solange es noch Weiden für die Pferde giebt, etwas weit gehen kann, um Holz zu holen, und daß man auch nur im Herbst das gefallene Holz von den Windbrüchen einsammeln kann, solange dasselbe noch nicht von Schnee bedeckt ist, und daß jeden Augenblick Schneefälle eintreten können. Somit ist es klar, daß auch diese zweite Aufgabe mit wenig Erfolg ausgeführt wurde.

Das ist also, was in Bezug auf die Aussaat und das Brennholz geschah. Aber das ist kaum ein Zehntel der Sorge für die gesamte Ernährung. Nach der bisherigen, so wenig erfolgreichen Thätigkeit zu urteilen, sind Zweifel daran wohl gerechtfertigt, ob die große und schwierige Aufgabe eine bessere Lösung finden werde. Nach allem, was ich darüber gehört habe, hat man in dieser Beziehung nur geringe Hoffnung.

In dieser Frage sind sowohl die Staatsbehörden als die Körper-

schaften der Selbstverwaltung im unklaren darüber, was sie zu thun haben, und diese Unsicherheit wird noch erhöht durch die Uneinigkeit zwischen den beiden Hauptorganen.

Merkwürdigerweise ist man noch nicht einmal darüber einig, ob eine Hungersnot wirklich vorhanden sei oder nicht.

Überall verlangen die Organe der Selbstverwaltung bedeutende Summen, während die Regierungsbehörden dieselben für übertrieben oder unnütz halten, sie reduzieren oder auch ganz verweigern. Die Regierung beklagt sich darüber, daß die örtlichen Behörden unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung, ohne den wirklichen Stand der Dinge genügend zu untersuchen, klägliche Berichte von dem Elend des Volkes einsenden und von der Regierung enorme Summen verlangen, welche sie nicht geben kann und welche mehr Schaden als Nutzen hervorbringen würden, wenn man sie dennoch bewilligte. „Vor allem muß das Volk selbst den Bedarf kennen und seine Ausgaben einschränken," sagen die Beamten der Regierung, „während jetzt alle Forderungen der Landbehörden und alles, was in den örtlichen Versammlungen verhandelt wird, in entstellter Form zur Kenntnis der Bauern gelangt, was nur zur Folge hat, daß das Volk eine Hilfe erwartet, die es nicht erhalten kann. Die Folge davon ist, daß die Bauern die Arbeit zurückweisen, die man ihnen anbietet, und mehr als je sich dem Tranke ergeben. „Wie kann Hungersnot herrschen", sagen ferner die Beamten der Regierung, „wenn die Bauern die Arbeit verweigern und die Einnahmen der Branntweinaccise während der Herbstmonate dieses Jahres diejenige des vorherigen Jahres übersteigen und wenn die Waren, welche der Bauer kauft, auf den Jahrmärkten dieses Jahres einen größeren Umsatz haben, als jemals?"

„Wenn man auf die örtlichen Selbstverwaltungsbehörden hören wollte, so würde es mit der Ernährung ebenso gehen, wie mit der Verteilung der Aussaat in mehreren Landkreisen, wo man sie Leuten geschenkt hat, welche sie nicht nötig hatten, wodurch nur die Trunksucht vermehrt wurde!"

So sprechen die Beamten der Regierung und erheben die Steuern.

Das ist die Meinung der Regierung, und man kann nicht leugnen, daß sie wohl begründet ist, wenn man die Frage von einem gewissen Gesichtspunkt aus beurteilt. Aber die Gründe, welche die

Selbstverwaltungsbehörden angeben, sind nicht weniger gerechtfertigt, wenn sie auf alle diese Einwendungen mit den Berichten über die Lage der Bauern antworten, welche in den Gemeinden selbst aufgenommen wurden, aus welchen hervorgeht, daß die Ernte dieses Jahres nur den vierten oder fünften Teil einer Mittelernte erreicht hat und daß die Mehrzahl der Bevölkerung keine Existenzmittel hat. Um ein zerrissenes Kleidungsstück auszubessern, ist es vor allem nötig, die Größe des Loches zu kennen, ehe man ein Stück Stoff zuschneidet, um dasselbe zu bedecken. Und gerade über diesen Punkt scheint es unmöglich zu sein, sich zu verständigen. Die einen sagen, das Loch sei nicht groß, die anderen behaupten, es sei gar nicht genug Stoff vorhanden, um es zu bedecken. Wer hat recht?

2.

Auf diese Frage diene als Antwort, was ich selbst gesehen und gehört habe in den vier von der Hungersnot befallenen Kreisen des Gouvernements Tula, welche ich selbst bereist habe.

Der erste Kreis, den ich besuchte, war der Kreis Krapiwnensk, welchen die Hungersnot in dem Teil heimgesucht hat, welcher schwarze Erde hat.

Der erste Eindruck, welcher bestätigte, daß die Lage der Bevölkerung in diesem Jahre eine besondere traurige sei, wurde durch das Brot hervorgebracht, welches zu einem Drittel und oft sogar zur Hälfte mit Melde vermischt ist und von jedermann gegessen wird, ein schweres bitteres Schwarzbrot, schwarz wie die Tinte. Die ganze Bevölkerung ißt dieses Brot, auch Kinder, Schwangere, stillende Frauen und Kranke.

Ein anderes Anzeichen für den Ausnahmezustand in diesem Jahr sind die allgemeinen Klagen über Mangel an Brennholz. Es war zu Anfang des Septembers und schon fehlte das Heizmaterial. Man sagte mir, man habe die Weiden an den eingezäunten Plätzen, wo dass Getreide gedroschen wird, abgehauen und das habe ich selbst gesehen; man sagte mir, alles was von Holz sei und alle Holzkloben seien gespalten worden, um Holz zur Heizung zu haben. Viele Bauern kaufen das Holz in dem Wald eines Gutsherrn, welcher gegen-

wärtig gereinigt wird, und in einem kleinen Wald, nicht weit davon, welcher abgehauen wird. Um Holz zu holen, geht man sieben oder zehn Kilometer weit. Der Preis für Espenholz ist neunzig Kopeken für ein Schkalit, d. h. den sechzehnten Teil eines Kubikfadens.[3] Ein Schkalik reicht für eine Bauernfamilie auf eine Woche, während des ganzen Winters würde es also nahezu fünfundzwanzig Rubel kosten, wenn man mit gekauftem Holz heizen würde.

An der Not ist also nicht zu zweifeln: ein ungesundes mit Melde gemischtes Brot und Mangel an Brennholz. Aber sehen wir uns einmal das Äußere der Leute an. Sie sehen heiter, zufrieden und gesund aus. Alles arbeitet, niemand ist in den Häusern geblieben; die einen dreschen Getreide, die anderen bringen es fort. Die Gutsbesitzer klagen darüber, daß die Bauern nur schwer zur Arbeit zu bekommen seien.

Ich habe diesen Kreis zur Zeit der Kartoffelernte besucht, während das Getreide gedroschen wurde. An kirchlichen Feiertagen wurde mehr als gewöhnlich getrunken und selbst während der Wochentage waren Betrunkene zu sehen. Außerdem erhält auch das schlechte Schwarzbrot eine ganz andere Bedeutung, wenn man genauer untersucht, warum es angewandt wird.

In dem Haus, wo ich dieses Brot zum ersten Mal sah, arbeitete eine vierspännige Dreschmaschine und es waren mehr als sechzig Garbenhaufen von Hafer vorhanden, welche von dem eigenen Land des Bauern, oder von dem, das er gepachtet hatte, herkamen. Jeder Haufen gab bis zu neun Maß und bei dem jetzigen Preis war demnach für dreihundert Rubel Hafer vorhanden. Zwar war nur wenig Getreide übrig, kaum acht Tschetwert; aber außer dem Hafer waren noch etwa vierzig Tschetwert Kartoffeln da, sowie auch Buchweizen. Dennoch aß die ganze Familie, welche aus zwölf Personen bestand, Brot mit Melde. Man sieht daraus, daß das Schwarzbrot in diesem Fall kein Anzeichen der Not war, sondern ganz einfach ein Mittel, das ein sparsamer Bauer anwandte, um den Konsum des Brotes einzuschränken, ebenso wie auch in reichen Jahren ein Bauer seiner Familie niemals warmes oder noch frisches Brot geben würde, sondern immer nur trockenes Brot. „Das Mehl ist teuer und man kann nie genug anschaffen für diese Schlingel," sagt er. „Wenn

[3] Ein *Faden* ist ungefähr 2,10 Meter, und ein *Schkalik* also ½ Kubikmeter.

andere Leute Brot mit Melde essen, sind wir auch nicht zu vornehm dazu."

Der Mangel an Heizmaterial wird dadurch aufgewogen, daß in diesem Jahr das Stroh, wenn auch weniger reichlich, doch grasartig ist, mit kleinen Ähren, und ein vortreffliches Futter giebt. Deshalb verwendet man Stroh nicht zum Heizen, nicht weil es wenig giebt, sondern weil man nicht nötig hat, dieses Stroh mit Mehl zu vermischen, zum Viehfutter. So ist die Lage da, wo es wenigstens Stroh giebt; aber in vielen Kreisen fehlte es auch daran.

Ein oberflächlicher Beobachter würde finden, daß bei den meisten Familien die schlechte Getreideernte durch einen guten Ertrag an Hafer ausgeglichen wurde, welcher im Preise hoch steht, sowie durch eine gute Kartoffelernte. Man verkauft Hafer, man kauft Getreide und ißt hauptsächlich Kartoffeln.

Aber nicht alle haben Hafer und Kartoffeln. Als ich eine Liste vom ganzen Dorf aufstellte, sah ich, daß unter siebenundfünfzig Haushaltungen neunundzwanzig waren, welche kein Getreide mehr, oder nur noch fünf bis acht Pud[4] hatten, von Hafer aber so wenig, daß, wenn sie zwei Maß Hafer gegen ein Maß Getreide umtauschten, sie nur bis Weihnachten Vorräte genug zum Leben hatten. So ist die Lage von neunundzwanzig Haushaltungen. Fünfzehn andere befinden sich in noch schlimmerer Lage. Daß diese Familien so arm sind, ist nicht allein die Folge der schlechten Ernte dieses Jahres, sondern eine Folge ihrer gewöhnlichen, äußerlichen und inneren Lebenszustände, sowie der Vereinzelung und der Charakterschwäche der Familienhäupter. Diese Haushaltungen waren schon in den vorhergehenden Jahren arm. Das hauptsächlichste Existenzmittel dieses Jahres, der Hafer, fehlt ihnen auch, denn sie hatten keine Aussaat gehabt. Mehrere von ihnen bettelten jetzt schon.

Die anderen Dörfer desselben Kreises, welche von der Hungersnot befallen waren, sind diesem sehr ähnlich. Die Zahl der reichen, mittleren und der armen Haushaltungen ist fast dieselbe. Die mittleren, diejenigen, welche in diesem Jahr mit ihren Vorräten nur bis Dezember reichen, betragen 50 %, reiche giebt es 20 % und die vollständig armen, welche schon jetzt, oder in einem Monat nichts mehr zu essen haben, betragen 30 %.

---

[4] Ein *Pud* hat 40 russische Pfund = 16 1/3 Kilogramm.

Die Lage der Bauern im Kreise Bogorodizk ist noch schlimmer. Die Ernte war hier noch weniger ergiebig, besonders an Getreide. Die Zahl der reichen, d. h. derjenigen, welche mit ihrem eigenen Brot existieren können, ist dieselbe; aber die Zahl der armen ist noch größer. Auf sechzig Haushaltungen giebt es siebzehn mittlere und zweiunddreißig arme, welche ebenso arm sind, als die fünfzehn armen im ersteren Dorf des Kreises Krapiwnensk. Und hier wie dort ist die schlechte Lage dieser Haushaltungen nicht eine Folge der Hungersnot dieses Jahres allein, sondern einer ganzen Reihe von inneren und äußeren Ursachen, welche seit lange wirken: die Isolierung, große Familie, Schwachheit des Charakters.

Im Kreise Bogorodizk war die Frage der Heizung noch schwieriger zu lösen, weil dort die Zahl der Wälder noch kleiner ist. Aber der allgemeine Eindruck ist derselbe wie im Kreise Krapiwnensk. Bis jetzt zeigt sich die Not durch nichts Außergewöhnliches, die Bevölkerung hat den Mut nicht verloren, arbeitet fleißig, ist gesund und heiter. Der Gemeindeschreiber beklagte sich darüber, daß man an Mariä Himmelfahrt mehr als jemals getrunken habe.

Je weiter man in dem Kreise Bogorodizk geht und sich dem Kreise Jephremow nähert, desto schlimmer wird die Lage. Die Vorräte an Getreide und Stroh in den Einfriedigungen werden immer kleiner und die Zahl der armen Haushaltungen nimmt zu. An der Grenze der beiden Kreise ist die Lage besondere schlecht, weil hier zu allem Unglück der Kreise Krapiwnenek und Bogorodizk und zu der noch größeren Seltenheit der Wälder auch noch eine schlechte Kartoffelernte hinzukommt. Aus den besten Feldern hat man beinahe nichts erhalten, als die Aussaat. Das Brot ist fast bei allen mit Melde gemischt.

Die Melde ist unreif. Die weißlichen Körner, welche man gewöhnlich daran sieht, fehlen ganz und deshalb ist sie nicht eßbar. Außerdem kann man nicht nur von Brot, das mit Melde gemischt ist, leben. Wenn man nüchtern zu viel ißt, verursacht es Erbrechen. Quas, welcher aus einem Mehl bereitet wird, das mit Melde gemischt ist, veranlaßt eine Aufregung, welche der Tollheit nahe kommt. Die armen Haushaltungen, deren Lage schon in den vorhergehenden Jahren schlecht war, essen hier bereits die letzten Reste ihrer Vorräte auf.

Aber diese Dörfer sind noch nicht die elendsten, die unglücklich-

sten sind die der Kreise Jephremow und Epiphan. In den ersteren liegt ein großes Dorf. Von siebzig Haushaltungen giebt es zehn, welche noch von ihren Vorräten leben können, alle anderen sind ausgezogen, um zu betteln. Die Zurückgebliebenen essen Brot mit Melde und Kleie gemischt, das man ihnen im Depot der Semstwo zu sechzig Kopeken das Pud verkauft. Ich trat in ein Haus, um das Brot zu sehen, das mit Kleie gemischt ist. Der Wirt hat drei Maß Getreide zur Aussaat erhalten, aber erst, nachdem er bereits gesäet hatte; er mischte das Getreide mit ebenso viel Kleie, mahlte dass Ganze zusammen und erhielt ein ziemlich gutes Brot – aber es war das letzte. Seine Frau erzählte uns, ihr kleines Töchterchen habe Brot mit Melde gegessen und Erbrechen und Diarrhoe davon bekommen, deshalb habe sie aufgehört, solches Brot zu backen. In der einen Ecke des Zimmers lagen Pferdedünger und trockene Zweige. Die Frauen sammeln Pferdedünger auf den Weideplätzen und trockene Zweige in den Wäldern. Die Unreinlichkeit der Wohnungen und der schlechte Zustand der Kleidung sind in diesem Dorf sehr bedeutend, aber es scheint, daß das etwas Gewöhnliches ist, denn man sieht keinen Unterschied in den wohlhabenden Familien.

In demselben Dorf ist ein Teil von Soldatenkindern bewohnt, welche kein Land besitzen. Es giebt zehn solche Haushaltungen. Wir hielten bei dem letzten Hause dieses Teils des Dorfes, eine hagere Frau mit Lumpen bedeckt kam heraus und schilderte uns ihre Lage. Sie hat fünf Kinder, wovon das älteste zehn Jahre alt ist, zwei sind erkrankt – wahrscheinlich an Influenza, ein Kind von drei Jahren, vom Fieber befallen, liegt draußen auf der Erde, acht Schritt vom Hause, mit den zerrissenen Resten eines Kittels bedeckt. Es wird draußen in der Feuchtigkeit frieren, wenn das Fieber vorüber ist, aber das ist doch besser als in einer Strohhütte von drei Meter Breite mit einem zerbrochenen Ofen, inmitten von Schmutz und Staub zu bleiben, zusammen mit den vier anderen Kindern. Der Mann dieser Frau ist davongegangen und verschwunden, sie nährt sich selbst und ihre kranken Kinder mit den Brotrinden, die sie durch Betteln erhält. Aber es ist schwer, zu betteln, denn in der Nachbarschaft giebt man nur wenig. Man muß weit gehen, zwanzig oder dreißig Kilometer weit und die Kinder allein lassen. Das thut sie auch, sie sammelt Brotstücke, läßt sie im Hause und sobald der Vorrat sich dem Ende nähert, geht sie wieder aus. In diesem Augenblick war sie

zu Hause, sie ist gestern gekommen und hat Brotkrusten genug bis morgen.

Sie hatte sich schon im letzten und vorletzten Jahre in einer ähnlichen, wenn nicht schlimmeren Lage befunden. Vor zwei Jahren ist ihr Haus abgebrannt; da ihre älteste Tochter noch jünger war, hatte sie niemand, dem sie ihre Kinder anvertrauen konnte. Der einzige Unterschied ist nur der, daß man in anderen Jahren mehr gab, und daß das Brot nicht mit Melde vermischt war. Sie ist nicht allein in dieser Lage.

So ist seit zwei Jahren der Zustand aller Familien der Schwachen, der Trunkenbolde, der Gefangenen und oft auch der Soldaten. Diese Lage wird in reichen Jahren leichter ertragen, immer aber, selbst in diesem Jahre, gingen die Weiber und gehen noch immer in den Wald, auf die Gefahr, Schläge und Gefängnisstrafe zu erhalten, und stehlen Heizmaterial, um ihre mit den Zähnen klappernden Kinder zu erwärmen. Immer sammelten und sammeln sie die Stücke, die sie von Armen erhalten, um ihre verlassenen, verhungernden Kinder zu ernähren. Dieses kam immer vor. Wir leben inmitten dieser Thatsachen und dieselben rühren nicht von dem letzten schlechten Jahr allein her.

3.

Solche Dörfer giebt es noch sehr viele im Kreise Bogorodizk und Jephremow; aber es giebt auch noch unglücklichere, namentlich im Kreise Epiphan und Dankow.

Wir wollen ein solches Dorf näher betrachten. Auf einer Strecke von sechs Kilometern zwischen zwei Dörfern ist keine Wohnstätte zu sehen, außer dem Wohnhaus des Gutsbesitzers. Man sieht nur Felder, immer Felder der fetten, schwarzen Erde, welche mit dem Pflug tief bearbeitet und mit Getreide sorgfältig besäet sind. Die Kartoffeln sind schon ausgegraben, nur da und dort wird das Feld zum zweiten Mal gepflügt; an mehreren Stellen wird der Acker für das kleine Getreide bestellt. Zwischen den geernteten Feldfrüchten erblickt man prächtige Herden, welche dem Gutsbesitzer gehören; das Herbstgetreide steht ausgezeichnet, die Straßen sind mit kleinen

Gräben und kurz geschnittenen Sträuchern eingefaßt, in den Schluchten wird junger Wald angepflanzt, da und dort sieht man Wälder des Gutsherrn, welche mit Hecken eingefaßt sind. Auf den Feldern und Straßen liegt Stroh in großer Masse, die Kartoffeln sind geerntet und in den Scheunen haufenweise aufgestapelt. Alles ist sorgfältig kultiviert und in bester Ordnung, überall sieht man die Arbeit von Tausenden von Menschen, welche alle Furchen dieser ungeheuren und reichen Felder nach allen Richtungen mit ihren Pflügen, Sensen und Rechen durchschritten und gekreuzt haben.

Ich nähere mich den Wohnungen dieser Menschen. Ein prachtvoller Fluß fließt zwischen zwei hohen Ufern, auf welchen die Wohnhäuser liegen. Diesseits im Kreise Epiphan sind sie noch kleiner, jenseits aber im Kreise Dankow sind sie viel größer. Jenseits erhebt sich auch die Kirche mit einem Glockenturm und einem Kreuz, das in der Sonne glänzt; auf einem Hügel, jenseits des Flusses, reihen sich die Hütten der Bauern an, welche von ferne einen hübschen Anblick gewähren.

Ich nähere mich dem Rande des Dorfes diesseits des Flusses. Die erste Hütte hat nur vier Wände von grauen Steinen, welche mit Thon, anstatt Kalk zusammengekittet sind, und ist mit Brettern bedeckt, auf welche man Kartoffelkraut geworfen hat, ein Ofen ist nicht vorhanden. Das ist die Wohnung der ersten Familie; davor liegt ein Wagen ohne Räder und auf einem kleinen freien Platz die Dreschtenne.

Man hat soeben das Getreide gedroschen und mit der Schwinge gereinigt; der Hafer befindet sich hier und nicht hinter dem Hof, wo sonst gewöhnlich die eingefriedigte Dreschtenne liegt. Ein großer Bauer mit Bastschuhen schaufelt mit einer Schippe und mit den Händen den gereinigten Hafer in einen Korb, eine Frau von etwa fünfzig Jahren, barfuß und mit einem schwarzen, schmutzigen Hemd bekleidet, dem an der Seite ein Stück fehlt, trägt die Körbe fort und schüttet ihren Inhalt in den Wagen ohne Räder, dabei zählt sie die Körbe. Ein kleines Mädchen, mit einem so schmutzigen Hemd bekleidet, daß es ganz grau erscheint und mit zerzausten Haaren, schmiegt sich an die Frau und hindert sie beim Arbeiten. Der Mann ist der Gevatter der Frau, welcher kam, um ihr beim Schwingen und Wegschaffen des Hafers behilflich zu sein. Die Frau ist eine Witwe, ihr Mann starb vor mehr als einem Jahr, und ihr Sohn

ist als Soldat zu den Herbstübungen eingezogen worden. Ihre Schwiegertochter wartet im Hause ihre zwei kleinen Kinder, das eine, noch ein Säugling, trägt sie auf dem Arm, das andere von ungefähr zwei Jahren sitzt auf dem Fußboden und schreit, um sein Mißbehagen auszudrücken. Die ganze Ernte des Jahres besteht in dem Hafer, dessen gesamtes Quantum der Wagen aufnimmt, es werden etwa einundzwanzig Tschetwett sein. Alles, was von Getreide übrig geblieben ist nach Abzug der Aussaat, ist ein Sack Melde von etwa drei Pud Gewicht, welcher sorgfältig beiseite gesetzt wurde.

Weder Hirse, noch Buchweizen, noch Linsen, noch Kartoffeln sind vorhanden – man hat nichts gesäet und nichts gepflanzt; man hat Brot mit Melde gemischt, aber es ist so schlecht, daß man es nicht essen kann, und diesen Morgen ist die Frau in ein Dorf, etwa acht Kilometer entfernt, gegangen, um zu betteln. Dort fand eine Festlichkeit statt, wo sie etwa fünf Pfund Kuchenstücke ohne Melde gesammelt hat, die sie mir zeigte. In ihrem Korb hatte sie außerdem vier Pfund handgroße Brotstücke und das ist alles, was von Lebensmitteln vorhanden ist.

Die nächste Hütte ist ebenso, nur ist sie etwas besser bedeckt und hat auch einen kleinen Ofen. Die Getreideernte ist dieselbe; derselbe Sack mit Melde steht im Vorhaus, welcher als Vorratsmagazin dient.

Hier hat man keinen Hafer gesäet, denn im Frühjahr fehlte es an der Aussaat. Es sind drei Tschetwert Kartoffeln und zwei Scheffel Buchweizen vorhanden, mit den Kartoffeln kann man noch einen Monat auskommen, was aber dann werden wird, wissen die Leute selbst nicht. Die Frau hat einen Mann und vier Kinder; der Mann war abwesend, als ich das Haus besuchte, um ein steinernes Haus bei seinem Nachbar zu bauen, einem Bauern, welcher an der anderen Seite des Hofes wohnte.

In dem dritten Haus finden sich dieselben Umstände. Während ich mit der Frau sprach, kam ein anderes Weib herein und erzählte ihrer Nachbarin, man habe ihren Mann geschlagen, sie fürchte, er werde nicht mehr aufkommen und diesen Morgen habe er die letzte Ölung erhalten. Augenscheinlich wußte die Nachbarin das schon lange und die Erzählung war für mich bestimmt. Ich erbot mich, den Kranken zu besuchen, um ihm zu helfen, so viel ich könne. Die Frau ging und kam bald zurück, um mich zu begleiten. Der Kranke lag in

der nächsten Strohhütte, welche viel größer und ganz aus Balken erbaut war, mit einer steinernen Scheune und einem Hof; aber die Armut war dieselbe. Der Besitzer war augenscheinlich bei dem Wiederaufbau des Hauses nach einem Brand zu weit gegangen, er hatte dafür alles ausgegeben, was er hatte und wurde arm. In diesem Hause wohnen zwei fremde Familien, welche keine eigenen Häuser haben. Der Kranke war das Haupt der einen dieser Familien, er lag stöhnend auf Brettern, welche zwischen dem Ofen und der Wand ausgelegt waren. Ich näherte mich ihm und hob vorsichtig die Decke auf; es war ein großer, starker Bauer von etwa vierzig Jahren mit stark gerötetem Gesicht und athletischen Muskeln. Ich begann ihn zu befragen und er erzählte mir, indem er sich bemühte, ein schwaches Stöhnen auszustoßen, vorgestern hätte eine Versammlung stattgefunden, er und noch ein anderer hätten Pässe genommen, um fortzugehen und dabei habe er zu einem Bauern gesagt, es sei unnötig, Streit anzufangen. Darauf habe dieser Bauer ihn niedergeworfen, mit den Füßen getreten und ihm den Kopf und die Brust zerstoßen. Die Wahrheit ist, daß die beiden Bauern, nachdem sie die Pässe erhalten hatten, jeder ein Liter Branntwein spendeten und daß der frühere Dorfälteste, welcher fünfzig Rubel aus der öffentlichen Kasse veruntreut hatte, einen halben Eimer Branntwein, etwa sechs Liter, schenkte, dafür, daß man ihm erlaubte, diesen Betrag in drei Raten zu zahlen. Demzufolge waren die Bauern vollkommen betrunken gewesen.

Ich betastete und untersuchte den Kranken, er war vollkommen gesund und hatte es sehr warm unter den Kleidungsstücken, mit denen er bedeckt war. Keine Spur einer Verletzung war zu entdecken, augenscheinlich blieb er nur deshalb liegen und ließ sich die letzte Ölung reichen, um die Behörden, zu welchen er mich auch rechnete, zu veranlassen, denjenigen zu bestrafen, mit dem er sich geschlagen hatte. Als ich ihm sagte, es sei überflüssig, sich an das Gericht zu wenden, ich glaube nicht an die gefährlichen Schläge und er könne aufstehen, wurde er sehr ärgerlich, und die Weiber, welche das Haus füllten und mich aufmerksam beobachteten, sprachen sich unzufrieden aus und meinten, wenn es so sei, werde bald jedermann niedergeschlagen werden. Die Armut der drei Familien, welche in diesem Hause wohnen, ist eben so groß, wie in den anderen Häusern. Niemand hat Getreide mehr, die einen haben etwa zwei Pud

Buchweizen, die andern Kartoffeln für zwei oder vier Wochen, alle haben Brot, das aus Melde und Saatgetreide bereitet ist – aber es wird nicht lange reichen.

Fast alle bleiben zu Hause. Die einen streichen die Wände an, die andern bessern sie aus, ein dritter ist ganz müßig, das Getreide ist gedroschen und die Kartoffeln ausgegraben.

So ist es im ganzen Dorf mit seinen dreißig Haushaltungen, mit Ausnahme von zweien, welche wohlhabend sind. Im vorigen Jahr war das Dorf halb abgebrannt und man hat es nicht wieder aufgebaut. Die ersten Häuser, dort wo eine Frau war, welche Hafer drosch, und noch weitere acht Häuser stehen auf neuen Stellen am Ufer, um den Vorschriften der Versicherung zu entsprechen. Die meisten Einwohner sind so arm, daß sie bis jetzt in gemieteten Wohnungen wohnen, und die anderen, diejenigen, welche nicht abgebrannt waren, sind ebenso arm. Die Lage des Dorfes ist so, daß von dreißig Haushaltungen zwölf keine Pferde besitzen.

Das Elend ist groß in diesem Dorf. Aber es ist klar, daß nicht die schlechte Ernte dieses Jahres die Hauptursache davon ist. Die schlechte Ernte erscheint sogar wie ein geringeres Übel im Vergleich mit der Not, an welcher jede Familie im besonderen litt und im Vergleich mit den allgemeinen Ursachen, welche von der Hungersnot unabhängig sind.

Fast in jeder Familie giebt es eine besondere Ursache des Elends, welche viel wichtiger ist, als die schlechte Ernte dieses Jahres.

Das Unglück des früheren Dorfältesten besteht darin, daß er auf Verfügung des Gerichts fünfzig Rubel zahlen muß, und er verkauft all seinen Hafer, um diese Schuld zu bezahlen. Der jetzige Dorfälteste, ein guter Tischler, ist arm, weil man ihn zum Dorfältesten erwählt hat und ihn dadurch der Möglichkeit beraubte, Arbeit zu suchen. Man zahlt ihm fünfzehn Rubel jährlich, er aber sagt, er könnte leicht sechzig Rubel verdienen, ohne sich um die Ernte zu beunruhigen. Das Unglück eines dritten Bauern bestand darin, daß er seit langer Zeit Schulden hat, welche er jetzt bezahlen soll, so daß er die drei Wände seines hölzernen Hauses verkaufen mußte und die vierte zum Heizen übrig behielt. Jetzt hat er kein Haus mehr und baut sich aus Steinen eine ganz kleine Zelle, die er mit seiner Frau und seinen Kindern bewohnen wird. Ein Vierter hatte das Unglück, sich mit seiner Mutter zu überwerfen, welche bei ihm wohnte, so

daß sie sich von ihm trennte, ihre Hütte abbrach und sich zu einem anderen Sohn begab, indem sie mitnahm, was sie hatte, um bei diesem zu wohnen. Ein fünfter war mit Hafer zur Stadt gegangen, hat aber angefangen zu trinken und all seinen Hafer für Branntwein verkauft. Auch die allgemeinen, stets wirksamen Ursachen des Elends sind viel wichtiger, als die schlechte Ernte. Es sind dieselben Ursachen wie überall, Brandschaden, Streitigkeiten, Trunksucht, moralische Schwäche. Ehe ich das Dorf verließ, trat ich bei einem Bauern ein, welcher Kartoffelstengel vom Felde gebracht hatte (Peitschen, wie man sie nennt), und welcher damit beschäftigt war, sie längs der Wand seiner Hütte niederzulegen.

„Woher kommt das?"

„Das kaufen wir vom Gutsherrn."

„Wie? Und was ist der Preis?"

„Für eine Dessätine[5] Peitschen müssen wir während des Frühjahrs eine Dessätine Getreide bearbeiten."

Für das Recht, auf dem Raum einer Dessätine die Stengel der Kartoffeln zu sammeln, übernimmt also der Bauer die Verpflichtung, eine Dessätine zu pflügen, zu besäen, das Gras zu schneiden, Garben zu binden und die Getreidemenge, die sich auf einer Dessätine befindet, fortzuschaffen, d. h. selbst nach dem gewöhnlichen, niedrigen Lohn eine Arbeit im Wert von wenigstens acht Rubel zu verrichten, während nach den üblichen Preisen diese Quantität von Stengeln nur drei bis vier Rubel kosten.

Der Bauer war redselig, ich hielt mich bei seinem Wagen etwas auf und bald hatte sich eine Gruppe von sechs Bauern um uns gesammelt. Wir kamen ins Gespräch, mehrere Weiber blieben beiseite stehen und hörten zu. Die Kinder aßen ein tintenschwarzes, klebriges Brot mit Melde und gingen beobachtend und zuhörend um uns her. Ich habe mehrere Fragen nochmals gestellt, um mich von der Richtigkeit der Angaben, die mir der Dorfälteste gemacht hat, zu überzeugen. Alles war wahr. Die Zahl der Bauern, welche keine Pferde besaßen, war sogar noch größer, als mir der Dorfälteste gesagt hat. Diese Leute erzählten von ihrem Elend, wenn nicht mit Vergnügen, so doch mit einer beständigen Ironie.

„Warum seid Ihr so arm, noch ärmer als die anderen?" fragte ich.

---

[5] Eine *Dessätine* ist etwa gleich fünf Morgen.

Die Antwort war ihnen so geläufig, daß mehrere Stimmen zugleich sie hersagten.

„Was sollen wir thun? Im letzten Jahre ist die Hälfte des Dorfes abgebrannt, als ob man es mit der Zunge abgeleckt hätte, und dann die schlechte Ernte. Im letzten Jahr war's schlimm, jetzt aber ist gar nichts mehr da. Und was für eine Ernte kann man haben, wenn es an Land fehlt? Was ist's mit der Erde, sie giebt kaum genug, um Quas zu machen."

„Warum geht Ihr nicht auf Arbeit?" fragte ich.

„Arbeit? Wo giebt es Arbeit? Er –" damit ist der Gutsbesitzer gemeint – „umschließt uns von allen Seiten, überall gehören die Acker ihm. Man kann gehen, wohin man will, überall sind die Preise gleich. Nun und da bleibt uns nichts übrig, als fünf Rubel für die Peitschen zu zahlen, welche noch nicht für einen Monat reichen werden."

„Aber wie werdet Ihr dann leben?"

„Wir werden leben wie wir können. Wir werden verkaufen was da ist und dann wird man sehen."

„Aber es giebt nichts mehr zu verkaufen, man kann doch nicht den Dünger verkaufen. Ich habe eine ganze Ecke voll, wenn man aber damit heizt, so kann man's vor Husten nicht aushalten!"

„Wenigstens zehnmal haben wir geschrieben," sagte der Dorfälteste, „aber das hat nichts geholfen."

„Es scheint, daß das keine guten Schreiber waren. Überlasse das lieber dem Großväterchen –" damit war ich gemeint – „er wird besser schreiben. Sieh, was er für eine Feder hat."

Und so geht es weiter. Die Bauern lachen, augenscheinlich wissen sie etwas, wollen es aber nicht sagen.

Aber was geht denn vor? Ist es möglich, daß sie ihre Lage nicht verstehen, oder hoffen sie so fest auf Hilfe von außen, daß sie keine Anstrengung mehr machen wollen? Ich kann mich täuschen, aber ich neige mich dieser letzteren Vermutung zu.

Ich erinnere mich zweier alten Bauern aus dem Kreise Jephremow, welche von der Gemeindeschreiberei in etwas vergnügter Verfassung zurückkamen, wo sie sich danach erkundigt hatten, wann ihre Söhne zu den Herbstübungen einberufen werden. Auf meine Fragen nach ihrer Ernte und ihren Umständen, erwiderten sie, obgleich sie aus der ärmsten Gegend kamen: „Gott und unserem

Väterchen, dem Zar, sei Dank, man hat Getreide zur Aussaat gegeben und jetzt wird man auch Getreide zur Nahrung geben: Vor Beginn der Fasten dreißig Pfund auf die Person und nachher sechzig Pfund."

Die Thatsache, daß die Bewohner dieses Dorfes im Kreise Epiphan den Winter nicht durchkommen können ohne zu hungern, oder an Krankheiten infolge der Hungersnot und der schlechten Nahrung zu sterben, wenn sie keine Maßregeln treffen, ist ebenso gewiß, als daß ein Bienenstock, den man ohne Honig während des Winters draußen stehen läßt, bis zum Frühjahr umgekommen sein wird. Aber das ist die Frage: Werden sie etwas unternehmen oder nicht? Bis jetzt scheint es, daß sie nichts thun werden; ein einziger von ihnen hat alles verkauft und geht nach Moskau, die anderen aber scheinen ihre Lage nicht zu begreifen, vielleicht erwarten sie Hilfe von außen, oder aber begreifen sie im ersten Augenblick noch nicht die Gefahr ihrer Lage und lachen über diese sonderbaren Umstände, wie Kinder, welche in ein Eisloch gefallen sind oder sich verirrt haben. Vielleicht ist auch beides der Fall. Jedenfalls ist es klar, daß die Leute sich in einem Zustand befinden, in dem es sehr zweifelhaft ist, ob sie eine Anstrengung machen werden, um ihre Lage zu verbessern.

4.

Wir kommen nun also wieder auf die Frage zurück: Existiert die Hungersnot oder nicht? Und wenn sie besteht, was ist ihr Umfang, und welches Verhältnis muß die Hilfsleistung annehmen? Alle Listen und Verzeichnisse, in welchen angeschrieben ist, was die Bauern besitzen, geben keine Antwort auf diese Fragen und können auch kaum eine Auskunft geben.

Viele Leute stellen sich die Aufgabe der Ernährung eines Volkes, das Hunger leidet, etwa so vor, wie die Ernährung einer gegebenen Anzahl von Haustieren. Für eine bestimmte Anzahl Ochsen ist während der zweihundert Tage des Winters so und so viel Heu, Stroh und Schlempe nötig. Sind diese Quantitäten angeschafft und die Ochsen in den Stall getrieben, so kann man sicher sein, daß sie den

Winter überleben werden. Aber die Rechnung ist eine ganz andere, wenn es sich um Menschen handelt. Für einen Ochsen und jedes andere Haustier sind das Minimum und dass Maximum der nötigen Nahrungsmenge einander sehr nahe. Hat das Tier das nötige Quantum Nahrung verzehrt, so hört es auf zu fressen und bedarf nichts mehr; wenn es aber das nötige Quantum nicht frißt, wird es bald krank und stirbt. Beim Menschen dagegen ist der Unterschied zwischen dem Minimum und Maximum seiner Bedürfnisse ungeheuer – nicht nur in Bezug auf die Nahrung, sondern auch auf alle anderen Bedürfnisse. Ein Mensch kann sich von einer Hostie ernähren, wie derjenige, welcher während der Fastenzeit fastet, oder von einer Handvoll Reis wie die Chinesen und Indier. Er kann auch vierzig Tage lang leben, ohne zu essen, wie der Doktor Tannen und doch bei guter Gesundheit bleiben. Andererseits aber kann er eine Quantität Nahrungsmittel verzehren, welche nach ihrem Preis und nach ihrem Nahrungsstoff ungeheuer sind, und außerdem hat er noch viele andere Bedürfnisse, welche ins Unendliche wachsen, oder auch sich aufs äußerste vermindern können.

Dann aber ist auch zu bedenken, daß ein Ochse die Nahrung in seinem Stall nicht selbst finden kann, der Mensch aber sie sich selbst verschafft, ferner, daß der Mensch, den wir ernähren wollen, selbst und unter den härtesten Umständen die Nahrung erlangen kann, die wir ihm geben wollen. Einen Bauern ernähren, das ist ebenso, als ob man im Frühjahr, wo das Gras bereits gewachsen ist, das Vieh nicht selbst das Gras abweiden lassen wollte, sondern es im Stalle behalten und das Gras für das Vieh pflücken würde, welches dadurch den Genuß der freien Luft, also eine mächtige Kraft verliert und daran zu Grunde geht.

Ähnlich würde es dem Bauern ergehen, wenn wir ihn auf diese Weise ernähren wollten und wenn er sich darauf verlassen würde. Wenn es dem Bauern nicht gelingt, die beiden Enden zusammenzubringen, so entsteht ein Defizit, und wenn er nichts hat, muß man ihn ernähren. Aber nun beobachte man irgend einen Bauern, nicht während der Hungersnot, sondern in einem normalen Jahr, in einer Gegend wie die unsrige, wo die Hungersnot chronisch ist und wo das Getreide, das der Bauer von seinem Stückchen Land erntet, nur bis Weihnachten reicht – dann wird man sehen, daß auch während gewöhnlicher Jahre nach dem Ernteverzeichnis es an Nahrung fehlt,

und daß sein Defizit so groß ist, daß er sein Vieh verlieren muß und nicht mehr als täglich einmal essen kann. Das sind die Umstände eines mittleren Bauern, abgesehen von den armen Bauern – und dennoch sehen wir, daß er nicht nur sein Vieh nicht verloren hat, sondern daß er auch seinen Sohn oder seine Tochter verheiratet und dabei ein Fest feiert, bei dem er fünf Rubel für Tabak ausgiebt. Und wer kennt nicht diese Feuersbrünste, welche alles wegfegen? Den Opfern des Unglücks scheint nichts anderes, als unvermeidlicher Untergang bevorzustehen. Aber was sehen wir bald darauf? Dem einen hat ein Verwandter geholfen, ein anderer hat sein verborgenes Geld hervorgeholt, ein dritter ist Arbeiter geworden, ein anderer endlich ist betteln gegangen. Die Energie hat sich vermehrt, und in zwei Jahren lebt man wieder so gut wie früher. Und die Auswanderer, welche mit ihren Familien fortziehen, sind ganze Jahre lang nur auf die Arbeit ihrer Hände angewiesen, ehe sie sich an einem bestimmten Ort niederlassen können.

Geraume Zeit habe ich mich mit der Art und Weise beschäftigt, wie sich das Gouvernement Samara bevölkert hat; und die Thatsachen, welche alle früheren Bewohner von Samara bestätigen können, beweisen, daß der größte Teil derjenigen Auswanderer, welche mit Hilfe der Regierung einem bestimmten Reiseplan folgten, zu Grunde gingen und dem Elend verfielen, während die Mehrzahl der Flüchtlinge, welchen von seiten der Regierungen nur Schwierigkeiten verursacht wurden, kamen und sich niederließen und reich wurden. Und was wird aus den Bauern ohne Land, aus den früheren Dienstboten[6] und aus den Soldatenkindern? Alle aßen und essen selbst während der Jahre, wo das Brot noch teurer war als jetzt. Man sagt, es gebe keine Arbeit; von der anderen Seite aber sagt man auch, man habe Arbeit und könne keine Arbeiter bekommen.

Diejenigen, welche dieses sagen, haben recht oder unrecht in demselben Maße, wie die, welche behaupten, es gebe keine Arbeit. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß die Gutsherren Arbeit ausbieten, aber keine Arbeiter finden, und daß es zu den Arbeiten, welche die Forstverwaltung unternimmt, bis jetzt an Arbeitern fehlt, ebenso wie zu den anderen Arbeiten, von denen die Zeitungen sprechen.

[6] Solche, welche während der Leibeigenschaft als Dienstboten zum Hofgesinde gehörten und nach der Aufhebung der Leibeigenschaft ohne Land blieben.

Ein schlechter Arbeiter findet keine Arbeit, ein guter aber immer. Einem zerlumpten Menschen, der seine Kleider in der Schenke gelassen hat und auf den Märkten sich umhertreibt, kann es an Arbeit fehlen, aber ein Mensch, der als guter Arbeiter bekannt ist, schon eine Beschäftigung hatte und nun eine neue sucht, findet immer Arbeit. Zwar giebt es dieses Jahr weniger Arbeit und daher bleibt natürlich eine größere Anzahl schlechter Arbeiter unbeschäftigt; aber ob man Arbeit findet oder nicht, das hängt nicht nur von äußeren Umständen, sondern auch von der Energie des Arbeiters ab, sowie davon, ob er Arbeit zu suchen versteht, ob er sich bemüht, sich die Arbeit zu erhalten, überhaupt, ob er gut arbeitet.

Das alles sage ich nicht um zu beweisen, daß man die schlechten Arbeiter und ihre Familien nicht zu ernähren brauche – diese sind im Gegenteil der Unterstützung am bedürftigsten – sondern nur um zu zeigen wie sehr es unmöglich ist, zu berechnen, was eine Bauernhaushaltung nötig hat, deren monatliches Einkommen zwischen drei und dreißig Rubel oder noch mehr sich bewegt, je nach der Energie, die man auf das Suchen und die Ausführung der Arbeit verwendet, und deren Bedürfnisse bis auf täglich zwei Pfund Brot mit Kleie für jeden Menschen vermindert, oder auch bis zu einem Luxus gesteigert werden können, der die reichste Bauernhaushaltung in einem Jahr ruiniert.

Die Meinungsverschiedenheit in der Beurteilung der Frage, ob eine Hungersnot besteht und in welchem Umfange, rührt davon her, daß man die Lage eines Bauern nach dem Ertrag dessen beurteilt, was er besitzt, während der bedeutendste Teil seiner Einnahme in Wirklichkeit nicht von seinem Besitz, sondern von seiner Arbeit herrührt.

Um den Grad der Bedürftigkeit der Bauern zu bestimmen und danach die Verteilung zu regeln, hat man in allen Landschaften und Kreisen für jede Haushaltung ausführliche Listen aufgestellt über die Zahl der Esser und der Arbeiter, über die Größe des Landes, über die Quantität der Aussaat von jeder Art Getreide und über die Ernte, über die Zahl der Haustiere, über die Mittelernte und über noch viel andere Dinge. Diese Listen sind mit einem unerhörten Luxus an Spalten und Einzelheiten ausgestattet. Aber wer das Alltagsleben des Bauern kennt, weiß wohl, daß diese Listen nur wenig Aufschluß geben können. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß eine

Bauernhaushaltung nur das verdiene, was sie aus ihrem Stückchen Land erhält, und nur das ausgebe, was sie aufißt. In den meisten Fällen bildet der Ertrag ihres kleinen Landstückes nur den kleinsten Teil ihres Verdienstes.

Die hauptsächlichste Einnahmequelle des Bauern besteht in allen Fällen aus seiner Arbeit und der seiner Familie. Entweder bearbeiten sie ein gepachtetes Stück Land, oder sie arbeiten für den Gutsherrn, oder als Tagelöhner bei anderen, oder sie betreiben eine Hausindustrie. In einer Bauernfamilie arbeitet jedermann. Der Zustand physischer Ruhe, welcher uns eigentümlich ist, wird von den Bauern als ein Unglück angesehen. Wenn der Bauer nicht Arbeit für alle Glieder seiner Familie hat, während doch er und die Seinigen alle essen, betrachtet er das als ein Unglück, wie das Auslaufen des Weines aus einem eingetrockneten Faß. Gewöhnlich macht er alle Anstrengungen, um dieses Unglück zu verhüten und immer findet er Arbeit. In einer Bauernfamilie arbeiten alle Mitglieder von Kindheit an bis ins Alter, um ihren Unterhalt zu verdienen. Ein Knabe von zwölf Jahren verdient schon als Hirte, ein kleines Mädchen spinnt oder strickt Strümpfe oder Handschuhe, der Alte verfertigt Bastschuhe. Das sind die gewöhnlichen Einnahmen. Aber es giebt auch bevorzugte Familien. Ein Knabe dient als Blindenführer, ein kleines Mädchen dient als Kindermädchen bei einem reichen Bauern, ein anderer Knabe ist Lehrling, der Bauer selbst verfertigt Ziegel oder flechtet Körbe, seine Frau ist Hebamme und Krankenwärterin, ein blinder Bruder bettelt, ein anderer, welcher lesen kann, singt die Psalmen bei Begräbnissen. Der Großvater reibt Tabak, eine Witwe verkauft Branntwein, der eine hat einen Sohn, der Kutscher, Kondukteur oder Gemeindeschreiber ist, ein anderer hat eine Tochter, welche als Kindermädchen oder als Zimmermädchen dient, ein dritter hat einen Onkel, der Mönch oder Verkäufer in einem Laden ist. Alle diese Verwandten wirken zusammen, um die Familie zu stützen, und aus solchen Hilfsquellen, welche in den Spalten eines Verzeichnisses nicht zu finden sind, besteht hauptsächlich die Einnahme einer Bauernfamilie. Die Ausgaben sind noch mannigfaltiger und beschränken sich nicht auf die Nahrung. Da sind die Gemeindeabgaben, die Ausgaben beim Abzug der Rekruten, die Werkzeuge, Schmiedearbeiten, die Pflugscharen, die Spannnägel der Deichseln, die Räder, die Beile, Gabeln, Pferdegeschirre, Wagen, Baulas-

ten, der Ofen, Kleider und Schuhwerk für den Bauern und seine Familie, Kirchenfeste, Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen, Medikamente, Geschenke für die Kinder, Tabak, Töpfe, Geschirr, das Salz, der Teer, das Petroleum, sowie auch Pilgerfahrten. Ferner hat jeder seine besonderen Charakterzüge, Fehler, Fähigkeiten oder Laster, mit welchen man rechnen muß. In einer der ärmsten Haushaltungen, welche aus fünf oder sechs Personen besteht, betragen die Ausgaben fünfzig bis siebzig Rubel, in einer reichen Haushaltung aber siebzig bis dreihundert und in einer mittleren Haushaltung einhundert bis einhundert-und-zwanzig Rubel. Jedes Familienhaupt kann durch eine geringe Vermehrung seiner Energie seine Einnahme von einhundert auf einhundertundfünfzig Rubel erhöhen, während sie durch Erlahmen der Energie vielleicht auf fünfzig Rubel sinken. Bei Ordnung und Sparsamkeit kann er vielleicht mit sechzig Rubel anstatt hundert auskommen, während bei Nachlässigkeit oder Schwachheit ein Aufwand von einhundert Rubel sich auf zweihundert steigern kann.

Wie kann man nun unter diesen Umständen den Aufwand eines Bauern berechnen und die Frage entscheiden, ob er der Unterstützung bedürftig sei und in welchem Maße?

Die Gemeindebehörden haben Pfleger aufgestellt, d. h. Personen, welche beauftragt sind, die in den Kreisen zur Verteilung kommenden Unterstützungen weiter zu leiten. In einigen dieser Gemeindebehörden giebt es neben den Pflegern sogar Komitees, welche aus dem Geistlichen, dem Dorfältesten, dem Kirchenvorsteher und zwei Beigeordneten bestehen und bestimmen, wer Unterstützung erhalten soll. Aber selbst diese Komitees können die Verteilung nicht unmittelbar leiten, denn nach den Listen und nach dem, was man von den einzelnen Bauernfamilien weiß, kann man noch keineswegs voraussehen, was später aus ihnen wird.

Um die Hilfsbedürftigkeit der Bauern genau zu beurteilen, dazu bedarf es keiner Listen, sondern eines Propheten, welcher vorhersagen könnte, wer in diesen Bauernfamilien am Leben und gesund bleiben wird, wer mäßig und sparsam sein wird und wer dagegen von Trunksucht befallen, oder mit seiner Familie in Zwietracht geraten wird, wer keine Arbeit finden und den Versuchungen zur Liederlichkeit unterliegen wird. Aber solche Propheten giebt es nicht, wie man wohl weiß. Man kann nicht im voraus wissen, wer hilfsbe-

dürftig sein wird, und deshalb ist eine gerechte Verteilung der Unterstützungen an die Notleidenden nicht nur schwer, sondern vollkommen unmöglich.

Diejenigen, welche über das Verhältnis der Reichen zu den Armen nicht nachgedacht haben, glauben gewöhnlich, alles würde vollkommen gut gehen, wenn die Reichen freiwillig oder gezwungen einen Teil ihres Reichtums an die Armen abtreten würden. Aber das ist ein großer Irrtum, denn das Wichtigste ist die Verteilung der Güter. Arme giebt es deshalb, weil bei der jetzt bestehenden Verteilung der Güter die einen mit Leichtigkeit reich werden, während die anderen ebenso leicht in Armut versinken. So sind die Gesetze über das Eigentum, die Arbeit und die Beziehungen der Volksklassen zu einander. Damit es keine Arme mehr gebe, müßte man die jetzige Verteilung der Güter aufheben und eine andere einführen. Aber den Reichen zu nehmen und den Armen zu geben, das bedeutet keineswegs eine neue Verteilung, sondern kann nur eine Verwirrung der sozialen Beziehungen hervorbringen, welche noch viel größer ist, als diejenige, welche heute besteht.

Wie einfach und leicht wären alle diese Fragen des Elends und des Luxus zu lösen, welche schon selbst die Gleichmütigsten in Erregung bringen, wenn man nur den Reichen ein wenig zu nehmen und es unter die Armen zu verteilen brauchte. Das wäre so einfach und so leicht! Ich selbst glaubte ehemals daran, aber glücklicherweise ist das nicht richtig und nicht ausführbar! Man sollte meinen, die Schwierigkeit sei sehr gering und doch ist sie unüberwindlich; es ist unmöglich, die Teilung auszuführen. Versucht es einmal, Geld unter die Armen einer Stadt zu verteilen, was wird daraus?

Vor etwa sieben Jahren hat man nach dem Tode eines reichen Kaufmanns seinem Testament zufolge in Moskau sechstausend Rubel verteilt, zwei Rubel auf jeden Armen. Die Menge war so ungeheuer, daß zwei Personen erdrückt wurden und der größte Teil des Geldes dem zügellosen, arbeitsscheuen Teil der Bevölkerung zukam, der aus starken Leuten bestand, während die wirklich Armen, welche schwach waren, nichts erhielten. Dasselbe wird sich auf dem Lande wiederholen wie überall, wo Geld als Geschenk an die Menge verteilt wird.

Man glaubt gewöhnlich, wenn man eine Summe zur Verteilung bereit habe, so könne die Verteilung keine Schwierigkeiten haben.

„Zwar," sagt man sich gewöhnlich, „können Mißbräuche und Betrügereien vorkommen, aber man muß aufmerksam sein, genau beobachten und dann kann man diejenigen ausscheiden, welche keine Unterstützung nötig haben und alles an die wirklich Bedürftigen verteilen."

Darin eben liegt aber der Irrtum. Die Natur dieser Aufgabe selbst macht die Lösung unmöglich. Es ist unmöglich, die Unterstützungen nur an die Notleidenden allein zu verteilen, weil es kein äußeres Merkmal giebt, um einen Notleidenden zu erkennen, und weil die Verteilung selbst die niedrigsten Leidenschaften aufregt und dadurch selbst dazu beiträgt, daß die früher gefundenen Anzeichen der Hilfsbedürftigkeit verschwinden. Die Regierungsbehörden und die Gemeindebehörden bemühen sich, diejenigen herauszufinden, welche wirklich Not leiden, während alle Bauern, auch diejenigen, welche keineswegs hilfsbedürftig sind, sobald sie erfahren, daß Unterstützungen verteilt werden sollen, sich bemühen, sich den Anschein der Dürftigkeit zu geben, oder sogar wirklich arm zu werden, um eine Unterstützung zu erhalten, ohne zu arbeiten. Seit zwanzig Jahrhunderten haben sich unter den Menschen die Arten, zu Reichtum zu gelangen oder Existenzmittel zu erlangen, entwickelt, sowie auch die Ansichten über den Wert dieser Mittel.

Durch Arbeit erwerben, das ist gut und löblich – ohne Arbeit zu erwerben, ist schlecht und schimpflich. Und nun erscheint plötzlich ein neues Mittel, ohne Arbeit zu erwerben, welches aber nicht schlecht und schimpflich ist, nämlich die Verteilung von Unterstützungen. Man sieht sofort, welche Verwirrung der Ideen diese Erscheinung einer neuen Art von Erwerb hervorbringt. Auch der Umstand, daß die Unterstützung als ein Darlehn betrachtet wird, ändert nichts an diesem Zustand, denn die Bauern wissen sehr wohl, daß nichts zurückgezahlt werden kann.

Ferner, man giebt Gratisunterstützungen, was bedeutet das? Woher nimmt derjenige, welcher austeilt, das, was er giebt? Es ist klar, daß die Millionen von Rubeln oder von Pud Getreide, über welche die Geber verfügen, von ihnen nicht durch dieselbe Arbeit erworben worden sind, durch welche die Bauern Geld oder Getreide erwerben, sondern durch eine viel leichtere Arbeit.

„Können wir nicht auch diese Rubel und Getreidemassen erwerben? Könnte man nicht einen Teil von diesen Millionen sich aneig-

nen? Was können für diese Millionen die Zehntausende von Rubeln oder Puden bedeuten, welche mir, auch einem Armen, zufallen würden“

Das ist der unwillkürliche Gedankengang dieser Leute, wenn eine Gratisverteilung stattfindet und dieser Gedankengang, sowie die Handlungen, welche daraus entspringen, vernichten jeden Nutzen dieser Verteilung, nicht nur durch die Gier und die Betrügereien, die sie hervorrufen, sondern auch hauptsächlich dadurch, daß die Menschen sich von der Erwerbsweise abwenden, welche allein von Dauer ist – von dem Erwerb durch die Arbeit. Eine Gratisverteilung ruft nicht nur ebenso viel Übel hervor, als sie Gutes hervorbringen könnte, sondern noch viel mehr, besonders bei der Landbevölkerung mit ihren phantastischen Vorstellungen von verborgenen Schätzen und diesen Gerüchten, welche während ihres Umlaufs wachsen wie eine Lawine.

Aber was thun? Soll man keine Unterstützungen geben, während der Hunger wütet? In einem Dorf, wo es bis zur neuen Ernte kein Brot mehr giebt, und wo die Bauern aus Faulheit und Unwissenheit, oder irgend einer anderen Ursache behaupten, es gebe keine Arbeit und müßig gehen – in einem solchen Dorfe wird nach Ablauf einer Woche eine wirkliche Hungersnot für die Frauen, Kinder Greise ausbrechen und vielleicht auch für dieselben faulen oder irrenden Männer, welche doch auch Menschen sind.

Aber wie soll man verteilen, wem soll man geben?

Wenn man allen zu gleichen Teilen giebt, wie es überall die Bauern verlangen, indem sie mit Recht behaupten, wenn die ganze Gemeinde für die Unterstützung Garantie leiste, so müßte man wenigstens jedem etwas geben, damit jeder für etwas verantwortlich sein könne – wenn man so teilt, so ist eine so ungeheure Summe nötig, damit auch die Ärmsten das Nötige erhalten können (etwa eine Milliarde Rubel), daß man sie unmöglich auftreiben kann. Wollte man aber jedem ein wenig geben, so würden die Reichen einen unnötigen Überschuß erhalten, während die Armen nicht genug hätten, um gegen die Not geschützt zu sein. Will man aber im Gegenteil nur den Notleidenden geben, wie soll man die wirkliche Armut von der erheuchelten unterscheiden?

Es ist die unvermeidliche Reihenfolge: je mehr man giebt, desto mehr erlahmt die Energie des Volkes, je mehr diese erlahmt, desto

weniger arbeitet das Volk, und je weniger es arbeitet, desto stärker wächst das Elend.

Aber dennoch ist es unmöglich, nichts zu geben. In diesem Bannkreis mühen sich die Staatsbehörden und die Gemeindebehörden ab. Was thun?

5.

Es ist unmöglich, einen Ausweg aus diesem Zauberkreis zu finden, denn die Aufgabe, welche sich die Regierung und die Gemeindebehörden gesetzt haben, ist nichts Geringeres, als die Ernährung des Volkes.

Das Volk ernähren! Wer hat es übernommen, dass Volk zu ernähren? Wir, die Beamten, welche beauftragt sind, denjenigen zu ernähren, welcher selbst uns immer ernährt hat und uns alle Tage ernährt. Ein Säugling will seine Amme ernähren, ein Parasit will die Pflanze ernähren, von der er lebt. Wir, die leitenden Klassen, welche nicht arbeiten und von dem leben, was das Volk verdient, wir, die wir ohne dasselbe keinen Schritt machen könnten, wir wollen es ernähren!

Diese Idee hat schon an sich selbst etwas sehr Sonderbares. Das Brot, abgesehen von all den anderen Reichtümern, wird direkt von dem Volk selbst hervorgebracht. Alles vorhandene Brot ist dadurch hervorgebracht worden, daß das Volk den Acker gepflügt und bearbeitet, das Getreide geerntet, in Garben gebunden, vom Felde gebracht und gedroschen bat. Wie ist es nun gekommen, daß dieses Brot sich nicht im Besitz dieses selben Volkes befindet, sondern in unseren Händen, und daß wir durch einen eigenartigen, künstlichen Vorgang es dem Volke zurückgeben sollen, zu so und so viel auf den Kopf?

Es kann nicht anders sein, als daß wir es genommen haben, ohne es zu bezahlen, daß wir zu viel genommen haben, so daß wir es jetzt zurückgeben müssen. Aber diese Rückerstattung macht große Schwierigkeiten. Was ist also zu thun? Ich glaube man muß damit anfangen, das wir nicht nehmen, was uns nicht gehört.

Man hat Kindern ein Pferd gegeben, ein wirkliches, lebendiges Pferd, und sie fuhren damit spazieren, immer weiter und weiter,

bergauf und bergab. Das Pferd war in Schweiß gebadet und atemlos, ging aber immer wieder gehorsam weiter, während die Kinder schrieen, prahlten und stritten, wer am besten zu lenken verstehe. Dabei trieben sie das Pferd beständig zum Galopp an. Während das Pferd galoppierte, stellten sie sich vor, wie man sich gerne vorstellt, daß sie selbst es seien, welche galoppieren, und sie waren stolz auf diesen Galopp. Dieses Spiel trieben sie lange, ohne an das Pferd zu denken, sie vergaßen, daß es lebt, arbeitet und leidet. Wenn sie bemerkten, daß es langsamer ging, erhoben sie die Peitsche, schlugen und schrieen noch mehr. Aber alles nimmt ein Ende. Das gute Pferd war am Ende seiner Kräfte angelangt, und trotz der Peitsche ging es immer langsamer. Jetzt erst erinnerten sich die Kinder daran, daß das Pferd lebt, und daß man ihm zu essen und zu trinken geben muß; aber sie wollten nicht anhalten und erdachten ein Mittel, um es während des Laufens zu ernähren. Der eine nahm unter dem Sitze des Wagens eine Hand voll Heu heraus, stieg ab und lief dem Pferd nach, indem er ihm dieses Heu reichte. Aber das war nicht bequem. Er sprang wieder in den Wagen und die Kinder erdachten ein anderes Mittel. Sie nahmen einen Stock, wickelten das Heu um das Ende desselben und reichten, im Wagen sitzend, dem Pferd dieses Heu. Zwei Kinder, welche sahen, daß das Pferd taumelte, stützten es. Sie erdachten sich noch vieles, nur nicht das eine, an was sie vor allem hätten denken müssen, anzuhalten, auszusteigen, und wenn sie wirklich Mitleid mit dem Pferd hatten, es auszuspannen.

Und so thun die herrschenden Klassen zu allen Zeiten und in allen Ländern dem arbeitenden Volk gegenüber, dasselbe, was diese Kinder thaten, welche das Pferd antrieben, das sie führte. Ist es nicht klar, daß die herrschenden, reichen Klassen dasselbe thun, wie diese Kinder, welche versuchten, das Pferd zu ernähren, ohne vom Wagen zu steigen, wenn diese Klassen auf Mittel sinnen, um jetzt das Volk zu ernähren, ohne sein Verhältnis zu demselben zu ändern, jetzt wo es die Kräfte verliert, und sich weigern kann, sie weiter zu bringen? Man denkt an alle möglichen Mittel, ausgenommen das eine und das einfachste, auszusteigen, aufzuhören zu galoppieren und dem Pferde, das man bemitleidet, Ruhe zu gönnen.

Das Volk leidet Hunger und wir, die leitenden Klassen, nehmen uns das sehr zu Herzen und wollen ihm Hilfe bringen. Zu diesem Zweck werden Komitees gebildet, Versammlungen gehalten, Geld

gesammelt, Getreide gekauft und dasselbe unter dem Volk verteilt. Aber warum leidet es Hunger? Ist das wirklich so schwer zu begreifen? Ist es wirklich nötig, es zu verleugnen, wie es manche mit Dreistigkeit thun, welche behaupten, das Volk sei arm, weil es faul und dem Tranke ergeben sei? Oder muß man sich selbst täuschen, wie es jene Anderen thun, welche behaupten, das Volk sei nur deshalb arm, weil es noch nicht die Zeit gehabt habe, sich unsere Civilisation anzueignen, aber sofort, schon morgen, werden wir es in unser ganzes Wissen einweihen und ihm nichts verbergen, und dann werde die Armut ohne Zweifel ein Ende haben, und deshalb brauchten wir uns auch nicht zu schämen, auf seine Kosten zu leben, denn das geschehe nur in seinem eigenen Interesse?

Muß man so verkehrten Träumereien nachhängen, während doch alles so klar und einfach ist, besonders für das Volk, auf dessen Kosten wir leben und essen? Die Kinder mögen allenfalls sich einbilden, sie werden nicht vom Pferde fortgeführt, sondern sie bewegen sich durch sich selbst. Wir aber, die Erwachsenen, sollten besser begreifen, woher die Hungersnot des Volkes kommt. Das Volk leidet Hunger, weil wir, die herrschenden, reichen Klassen, zu viel essen. Das sollte vor allem uns Russen klar sein. Die Völker, welche Industrie und Handel treiben, welche sich von ihren Kolonien ernähren, wie die Engländer, mögen das vielleicht nicht so deutlich erkennen. Das Wohlleben der reichen Klassen dieser Völker hängt direkt von der Lage ihrer Arbeiter ab. Bei uns aber ist das Band, das uns mit dem Volk verbindet, so unmittelbar, so deutlich erkennbar – es ist so klar, daß unser Reichtum durch sein Elend hervorgebracht wird, oder sein Elend durch unseren Reichtum – daß wir unmöglich im Zweifel darüber sein können, warum das Volk Hunger leidet. Ist es möglich, daß ein Volk nicht Hunger leidet, das unter den Umständen, unter denen es lebt, nämlich bei diesen Abgaben, diesem Mangel an Land, dieser Vernachlässigung und Verwilderung, dieses enorme Arbeits-Quantum hervorbringen soll, das wir unter der Form des Luxus und der Vergnügungen aller Art genießen?

Alle diese Paläste, Theater und Museen in den Hauptstädten, Gouvernementsstädten und Kreisstädten, alles das hat das Volk hervorgebracht, welches leidet und alle diese unnützen Dinge hervorbringt, nur weil es sich dadurch ernährt, d. h. weil es durch diese erzwungene Arbeit sich vor dem Hungertode rettet, der als eine be-

ständige Drohung über seinem Haupte schwebt. Das ist beständig seine Lage. Wir erhalten fortdauernd das Volk in einem Zustand, wo es sich niemals sattessen kann. Das ist das Mittel, durch das wir es zwingen, für uns zu arbeiten. In diesem Jahr ist dieser Zustand zu scharf hervorgetreten, und bei Gelegenheit der Mißernte hat man gesehen, daß die Saite zu stark angespannt war. Aber nichts Außerordentliches oder Unerwartetes hat sich ereignet, und wir müßten wissen, warum das Volk Hunger leidet. Und wenn wir die Ursache seiner Hungersnot kennen, so ist es sehr leicht, ein Mittel zur Abhilfe zu finden. Das beste Mittel besteht darin, nicht seinen ganzen Anteil aufzuessen.

Die Thätigkeit der Gesellschaft zur Hilfeleistung für das Volk, das von der Not befallen wurde, gleicht derjenigen der Gründer des roten Kreuzes während des Krieges. Während des Krieges war die ganze Thätigkeit der einen auf das Morden gerichtet. Dieses Blutbad wurde als etwas Selbstverständliches angesehen. Anderseits entstand eine andere Thätigkeit, im Gegensatz zu der vorhergehenden, nämlich die Sorge für die Verwundeten. Alles das ist gut, so lange der Krieg sowie die Aussaugung und Unterstützung des Volkes als etwas Natürliches angesehen werden. Sobald wir aber behaupten, die während des Krieges getöteten Menschen zu beklagen, sowie diejenigen, welche unter der Hungersnot leiden, wäre es doch viel einfacher, jene nicht zu töten oder zu verwunden und dann auch keine Mittel zu ersinnen, um sie zu heilen. Und ebenso wäre es viel einfacher, das Volk nicht seines Wohlstandes zu berauben, als, indem wir dieses thun, Sorge um sein Dasein zu heucheln. Während der letzten dreißig Jahre ist es fast in unserer ganzen Gesellschaft Mode geworden, Liebe zum Volk auszudrücken, zu *„nasch Brat“* (unserem Bruder), wie man gewöhnlich sagt. Die Leute unserer Gesellschaft suchen sich und anderen einzureden, sie seien außerordentlich besorgt um das Wohl des Volkes, und diese Sorge drücken sie auch dadurch aus, daß sie einander Mangel an Liebe zu „unserem Bruder“ vorwerfen.

„Seit dreißig Jahren habe ich den Leuten ihren Mangel an Liebe zum Volke vorgeworfen. Welche Beweise meiner Liebe zu demselben kann man noch verlangen?“ Aber alles das ist Heuchelei, in unserer Gesellschaft giebt es keine Liebe zum Volke, und kann es auch keine geben.

Zwischen einem Menschen unserer reichen Klasse einerseits – einem Herrn, der ein gewirktes Hemd trägt, einem Beamten, Gutsbesitzer, Kaufmann, Offizier, Gelehrten, Künstler – und anderseits einem Bauern giebt es nur ein einziges Band, welches macht, daß alle diese Bauern, das arbeitende Volk – die *„hands"* (Hände), wie die Engländer sagen – uns unentbehrlich sind, um für uns zu arbeiten.

Es ist überflüssig zu verbergen, was wir alle wissen. Alle Interessen eines jeden von uns – die der Wissenschaft, der Stellung, die jeder einnimmt, die Interessen der Kunst sowie die der eigenen Familie – sind solcher Art, daß sie mit dem Leben des Volkes nichts gemein haben. Das Volk versteht ,,die Herren" nicht, und diese letzteren kennen und begreifen das Dasein des Volkes nicht, obgleich sie es zu verstehen glauben.

Voltaire hat gesagt, wenn man durch einen Handdruck auf einen Knopf in Paris einen Mandarin in China töten könnte, so würde es wenig Pariser geben, welche sich dieses Vergnügen versagen würden.

Warum nicht die Wahrheit eingestehen? Wenn man durch den Druck auf einen Knopf in Petersburg oder Moskau einen Bauern in Mamaditsch oder in Zarewysoktschaisk töten könnte, ohne daß es jemand erfahren würde, so glaube ich nicht, daß es viele Leute unserer Klasse geben würde, welche sich enthalten würden, auf den Knopf zu drücken, wenn sie sich dadurch das geringste Vergnügen verschaffen könnten. Abgesehen von den Generationen von Arbeitern, welche in der einfältigen, mühsamen und demoralisierenden Fabrikarbeit zu Grunde gehen für das Vergnügen der Reichen, ist auch die ganze Landbevölkerung oder wenigstens ein ungeheurer Teil davon genötigt, weil sie nicht genug Land hat, um sich zu ernähren, sich einer angestrengten, gewaltsamen Arbeit zu widmen, welche ihre physischen und moralischen Kräfte vernichtet, nur zu dem Zweck, dem Herrenvolk die Möglichkeit zu geben, seinen Luxus noch zu vermehren. Zu demselben Zweck nötigen die Kaufleute die ganze Bevölkerung zu trinken und beuten sie aus. Das Volk entartet, die Kinder sterben frühzeitig, und alles das, damit die reichen, herrschenden Klassen, „die Herren" und die Kaufleute ihr besonderes, bevorzugtes Leben in ihren Palästen mit ihren Diners, Konzerten, Pferden, Wagen, Wettrennen u.s.w. weiterführen können.

Warum also sich selbst täuschen? Wir brauchen das Volk nur als ein Werkzeug, und unsere Interessen sind denen des Volkes direkt entgegengesetzt, so sehr man auch versucht, sich durch allerlei Einwände darüber zu trösten. „Je mehr ich Gehalt oder Pension erhalte, d. h. je mehr man dem Volk nimmt, desto besser ist es für mich," sagt der Beamte. „Je teurer man an das Volk das Brot und andere Notwendigkeiten verkaufen kann, d. h. je mehr es sich in Not befindet, desto besser ist es für mich," sagt der Kaufmann oder Gutsbesitzer. „Je länger der Krieg dauern wird, desto mehr werde ich gewinnen," sagt der Fabrikant. „Je schlechter die Arbeit bezahlt wird, d. h. je ärmer das Volk sein wird, desto besser ist es für mich," sagen alle Leute der wohlhabenden Klassen. Wie können wir also Sympathie für das Volk haben? Zwischen uns und dem Volk giebt es kein anderes Band, als das der Erbitterung, ein Band zwischen dem Herrn und dem Sklaven. Je besser meine Lage ist, desto härter wird die seinige und umgekehrt.

Das ganze Leben Rußlands, alles, was daselbst vorging und gegenwärtig vorgeht, bestätigt das, was ich sage.

Haben etwa in diesem Augenblick, wo die Leute am Hunger sterben, wie man sagt, die Gutsbesitzer, die Kaufleute, die Reichen im allgemeinen ihre Lebensweise geändert? Haben die Reichen aufgehört, von dem Volk zur Befriedigung ihrer Launen eine oft verderbliche Arbeit zu ermessen? Haben die Reichen aufgehört, ihre Paläste luxuriös einzurichten, verschwenderische Diners zu geben, mit kostbaren Pferden spazieren zu fahren, auf die Jagd zu fahren, Maskeraden zu veranstalten? Befindet sich nicht gegenwärtig alles Getreide in den Händen der Reichen in Erwartung weiterer Preissteigerungen? Drücken die Fabrikanten nicht den Lohn der Arbeiter herab, erhalten die Beamten nicht höhere Gehälter, fahren die aufgeklärten Leute nicht fort, in Städten zu leben und in den Städten die Existenzmittel zu verzehren, welche man dem Lande entnimmt, so daß das Volk durch den Mangel daran dem Hunger verfällt?

Und unter diesen Umständen wollen wir nun plötzlich uns und anderen einreden, daß wir das Volk tief beklagen, daß wir sehnlichst wünschen, es von dem Elend zu befreien, in das wir selbst es versetzt haben, und das unserem Eigennutz förderlich ist.

Darin liegt die Ursache der Vergeblichkeit aller Anstrengungen derjenigen, welche, ohne ihr Verhältnis zum Volk zu ändern, ihm

Hilfe bringen wollten, indem sie die Reichtümer verteilen, die ihm geraubt worden sind.

6.

Wenn ein Mensch, der den bevorzugten reichen Klassen angehört, dem Volk nicht nur helfen, sondern wirklich dienen will, so ist es vor allem notwendig, sein Verhältnis zu demselben zu verstehen. Wenn man nichts unternimmt, so bleibt die Heuchelei immer Heuchelei, ist aber weniger schädlich. Wenn man aber, wie jetzt, dem Volke dienen will, so muß man vor allem Lug und Heuchelei beiseite lassen und unsere Beziehungen zum Volke verstehen. Und wenn man klar einsieht, in welchem Verhältnis wir zum Volke stehen, d. h. wenn man begreift, daß das Volk es ist, dem wir unsere Existenz verdanken, daß seine Armut durch unseren Reichtum und seine Hungersnot durch unsere Sättigung hervorgerufen wurden, so können wir nichts anderes beginnen, ihm zu dienen, als indem wir das unterlassen, was dem Volk schadet.

Nach meiner Ansicht kann die Liebe allein die Menschen, wie von allem Unglück, so auch von der Hungersnot erretten. Aber diese Liebe darf sich nicht auf Worte beschränken, sondern muß auch zur That übergehen. Die Thaten der Liebe bestehen darin, daß man sein Brot dem Hungrigen giebt, wie Christus gesagt hat, d. h. indem man ein Opfer bringt. Demzufolge glaube ich, daß das beste, was in diesem Augenblick die Freunde des Volkes, d. h. diejenigen, welche die Notwendigkeit begreifen, ihr Leben zu ändern, thun können, um dem Volk zu helfen, nichts anderes ist, als gerade in diesem Jahr inmitten der hungerigen Bauern zu leben und eine gewisse Zeitlang mit ihnen gemeinsam zuzubringen.

Ich will damit nicht sagen, daß alle diejenigen, welche den Bauern helfen wollen, durchaus sich in einer kalten Hütte niederlassen, inmitten des Ungeziefers leben, sich von Melde ernähren sollen, um nach zwei Monaten oder Wochen zu sterben. Ich will nicht behaupten, daß derjenige, der dieses nicht thut, nichts Nützliches thue; aber ich sage, daß es sehr gut und sehr schön wäre, genau so zu handeln – zu leben und zu sterben mit denjenigen, welche nach zwei Monaten oder Wochen sterben werden. – Das wäre ebenso schön und

edel, als zu vergeben und zu sterben wie Damiens[7] unter den Pestkranken gestorben ist. Aber ich will nicht behaupten, daß jeder das thun könne und solle und daß derjenige nichts leiste, der dies nicht thue. Ich sage nur, daß je mehr die Handlungen eines Menschen sich diesem Ziel nähern, desto besser es für ihn und für die anderen sein wird und daß derjenige, welcher sich im geringsten diesem Ideal nähert, gut und rechtschaffen handelt. Es giebt zwei Extreme, einerseits sein Leben hinzugeben für den Nächsten und andererseits weiter zu leben, ohne seine Lebensweise zu ändern. Aber zwischen diesen beiden äußersten Punkten bewegen sich alle Menschen, die einen, welche handeln wie die Jünger Christi, welche alles verließen, um ihm nachzufolgen, und die anderen, welche sind wie der reiche Jüngling, der sich abwandte und von dannen ging, als er davon hörte, man müsse seine Lebensweise ändern.

Zwischen diesen beiden Grenzen befinden sich jene, welche wie Zachäus ihr Leben nur teilweise ändern. Aber um jenen letzteren gleich zu kommen, muß man beständig danach streben, sich dem ersten Extrem zu nähern.

Alle diejenigen, welche begreifen, daß das Mittel, den hungernden Bauern Hilfe zu bringen, darin besteht, die Scheidewand, die uns vom Volke trennt, niederzureißen und welche aus diesem Grund ihr Leben ändern, stellen sich unvermeidlich zwischen diese beiden Extreme, je nach ihren moralischen und physischen Kräften. Die Einen werden, sobald sie auf dem Lande angekommen sind, ihr Leben so einrichten, daß sie mit den Notleidenden essen und schlafen, die anderen werden für sich leben, oder Volksküchen gründen und darin arbeiten, noch andere werden Hilfe bringen, indem sie Nahrungsmittel und Getreide verteilen, andere, werden mit ihrem Gelde helfen, noch Andere, – ich kann mir auch solche Leute vorstellen! – werden in einem hungernden Dorf leben und nichts thun, als ihre Einkünfte zu verzehren und dabei nur selten dem Elend abhelfen, welches gelegentlich bis zu ihnen gelangt.

Ich weiß nicht und will nichts darüber sagen, ob das Volk, das ganze Volk Nahrung finden wird. Ich kann es nicht wissen, denn morgen kann eine Seuche ausbrechen oder ein feindlicher Einfall erfolgen, wodurch alle dem Tode verfallen, ganz abgesehen von der

[7] [Damian de Veuster (1840-1889)]

Hungersnot; oder vielleicht wird morgen eine Nahrungssubstanz erfunden, welche die ganze Welt ernähren kann, oder auch, was am einfachsten ist, ich werde morgen selbst sterben, ohne erfahren zu haben, ob das Volk genügend Nahrung hat oder nicht. Unzweifelhaft ist es, daß mich niemand beauftragt hat, vierzig Millionen Menschen, welche auf einem gewissen Gebiet leben, zu ernähren und daß ich augenscheinlich diesen äußeren Zweck nicht erreichen kann, gewisse bestimmt bezeichnete Menschen zu ernähren und vom Unglück zu retten, sondern daß ich an das Heil meiner Seele denken muß und daß ich mein Leben soviel als möglich mit den Forderungen meines Gewissens in Einklang bringen muß. Und dazu kann ich nur eines thun: solange ich lebe meine Kraft dem Dienste meiner Brüder weihen, indem ich alle ohne Ausnahme als meine Brüder ansehe.

Aber es ist seltsam: sobald man sich von dem Zweck abgewandt hat, welcher darin besteht, die Fragen des äußerlichen Lebens zu lösen, sobald man die vierzig Millionen, den Preis des Getreides in Amerika, die Fabriken, die Elevatoren und Warrants vergessen hat, um sich nur der einzigen, wahren und des Menschen würdigen Frage zu widmen, der Frage des inneren Lebens, – lösen sich alle vorhergehenden Fragen von selbst. Alle die Millionen werden auf befriedigende Weise ernährt werden und alle Fragen in Bezug auf die Transportkosten, auf die Elevatoren und Warrants werden ohne Schwierigkeiten gelöst.

Die Thätigkeit der Regierung, welche den äußerlichen Zweck verfolgt, nämlich, die Sorge um die Nahrung und das Wohl von vierzig Millionen Menschen, begegnet, wie wir gesehen haben, unüberwindlichen Schwierigkeiten: Erstens, der Unmöglichkeit, den Grad der Bedürftigkeit der Bevölkerung zu bestimmen, da dieselbe ein Maximum von Energie entwickeln, oder auch in vollständige Apathie verfallen kann.

Zweitens, selbst wenn auch diese Bestimmung möglich wäre, so ist die notwendige Menge von Brot und Geld so ungeheuer, daß keine Hoffnung bleibt, sie zu erlangen. Drittens, auch wenn diese Summe verfügbar wäre, so würde die Gratisverteilung von Brot und Geld unter der Bevölkerung die Energie und Thätigkeit derselben abschwächen, welche mehr als alles übrige in solchen schweren Zeiten erhalten werden sollte. Viertens, und wenn auch die Verteilung

so auszuführen wäre, daß die Abschwächung der Thätigkeit des Volks vermieden würde, so ist es immer noch unmöglich, die Unterstützung gerecht zu verteilen, damit nicht diejenigen, welche keine Not leiden, den Teil der Armen erhalten und diese zum großen Teil ohne Hilfe bleiben und umkommen. Nur die Thätigkeit, welche einen inneren Zweck verfolgt, nämlich das Heil der Seele, und welche immer mit dem Opfer verbunden ist, nur diese Thätigkeit kann alle Hindernisse der Thätigkeit der Regierung beseitigen, welche auf einen äußeren Zweck gerichtet ist, und nur diese Thätigkeit kann enorme Resultate erzielen, welche die Thätigkeit der Regierung niemals erreichen wird.

Das ist diese Thätigkeit, welche in diesem Hungerjahr eine Bauernfrau, wenn sie von ihrem Fenster die Worte hört: „In Christi Namen" veranlaßt, mit sorgenvoller Miene einen Augenblick stehen zu bleiben und, wie ich mehr als einmal gesehen habe, einen angeschnittenen Laib Brot von dem Wandbrett herabzunehmen, ein handgroßes Stück davon abzuschneiden und es mit dem Zeichen des Kreuzes hinauszureichen. Für diese Frau existiert das erste Hindernis nicht, nämlich, die Unmöglichkeit, den Grad der Hilfsbedürftigkeit eines Armen zu bestimmen; sie sieht, daß die verwaisten Kinder der Mawra betteln, sie weiß, daß sie nichts zu leben haben und darum giebt sie ihnen Brot. Was einem Beamten mit all seinen Listen und Dokumenten unmöglich ist, wird leicht für den, der unter den Notleidenden lebt und nur eine kleine Anzahl von Personen beobachtet, denen er Hilfe bringen kann.

Das zweite Hindernis -– die ungeheure Anzahl der Armen – existiert ebensowenig wie das erste. Es hat immer Arme gegeben und es giebt auch heute Arme. Die Frage ist nur, welchen Teil meiner Mittel kann ich ihnen opfern? Die Hausfrau, welche ein Stück Brot hinausreicht, braucht nicht zu berechnen, wieviel Millionen von Armen es in Rußland giebt, was das Getreide in Amerika kostet und was der Preis sein wird, wenn es in unsern Hafen durch unsere Elevatoren ausgeschifft sein wird. Für sie giebt es nur die eine Frage, wie sie das Messer führen soll, um ein kleines oder ein großes Stück abzuschneiden. Aber ob das Stück groß oder klein ist, sie giebt es hin in der Überzeugung, wenn jeder ein wenig der Not auf sich nehmen wollte, so würde die ganze Welt genug haben, wie groß auch die Zahl der Armen sein möge.

Die dritte Schwierigkeit existiert für diese Frau noch weniger. Sie befürchtet nicht, daß das Stück Brot, das sie weggiebt, die Energie der Kinder Mawras lähmen und sie an das Betteln gewöhnen könnte, denn sie weiß, daß diese Kinder selbst wohl begreifen, wie teuer dieses Stück Brot für sie ist, denn sie sehen, daß sie das letzte oder beinahe das letzte weggiebt.

Auch das vierte Hindernis existiert nicht. Die Hausfrau hat nicht nötig, zu überlegen, ob sie das Stück Brot wirklich demjenigen geben soll, welcher in diesem Augenblick vor ihrem Fenster steht und ob es nicht andere, noch Ärmere giebt, denen sie das Stück Brot geben sollte. Sie bedauert die Kinder Mawras und giebt ihnen, weil sie wohl weiß, daß, wenn jedermann ein Gleiches thun würde, niemand verhungern würde, weder jetzt noch jemals, weder in Russland noch irgendwo auf der Welt.

Diese Thätigkeit, welche einen reinen moralischen Zweck hat, ist es, welche immer Rettung brachte, bringt und bringen wird und das ist diese Thätigkeit, welche von denjenigen angenommen werden muß, die in jetziger schwerer Zeit den anderen dienen wollen.

Diese Thätigkeit rettet die Menschen, denn sie ist das kleine Samenkorn, das den großen Baum hervorbringt. Was einer, zwei oder zwölf Menschen thun können, welche auf dem Lande, inmitten des hungernden Volkes leben, indem sie es nach ihren Kräften unterstützen, ist sehr gering.

Aber ich erwähne hier, was ich während meiner Reise gesehen habe. Junge Leute kehrten von Moskau zurück, wo sie gearbeitet hatten. Einer von ihnen wurde krank und blieb zurück. Er lag fast fünf Stunden am Rande des Weges und Dutzende von Bauern gingen an ihm vorüber. Um die Mittagestunde ging ein Bauer mit Kartoffeln vorüber, befragte den Burschen und nachdem er erfahren hatte, daß er krank sei, nahm er ihn mitleidig mit in sein Dorf. „Wer ist das? Wen hat Akim mitgebracht?“ fragten die Bauern.

Akim erzählte, der Bursche sei krank und schwach, weil er zwei Tage ohne Nahrung geblieben sei und man müsse Mitleid mit ihm haben. Dann brachte eine Frau Kartoffeln, eine andere ein Stück Kuchen, eine dritte Milch. ,,Armer Bursche, er ist ganz schwach geworden,“ sagten sie, „man muß Mitleid mit ihm haben, das ist einer der Unsrigen.“

Und derselbe Bursche, an dem ungeachtet seines kläglichen Aus-

sehens Dutzende von Menschen vorübergegangen waren, wurde jetzt von allen bedauert, weil ein einziger Mensch ihn bemitleidet hatte.

Eben durch die Fähigkeit, sich den anderen mitzuteilen, ist eine Thätigkeit, welche von der Liebe hervorgerufen ist, so wichtig. Eine Thätigkeit aber, welche auf das Äußere gerichtet ist und unter den jetzigen Umständen sich durch Gratisverteilung von Brot und Geld nach den Listen ausdrückt, ruft nur häßliche Gefühle hervor, die Habsucht, die Eifersucht, die Heuchelei, die Verleumdung, während im Gegenteil eine persönliche Thätigkeit nur edle Gefühle erweckt, die Liebe und die Opferwilligkeit.

„Ich habe gearbeitet, mich abgemüht und besitze doch nichts, während ein fauler Mensch, ein Trunkenbold beschenkt wird. Wer ist schuld, wenn er alles in der Schenke durchgebracht hat? Das ist eine gerechte Strafe." So sagt ein reicher Bauer, der keine Unterstützung erhält. Ein Armer spricht mit gleicher Erregung von einem Reichen, welcher dieselbe Unterstützung verlangt, wie der Arme.

„Diese sind schuld an unserem Unglück, diese Reichen, sie saugen uns das Blut aus und wollen auch noch unseren Anteil haben."

Das sind die Gefühle, welche die Verteilung von Gratisunterstützungen hervorruft. Wenn aber ein Mensch gesehen hat, daß ein anderer sein Letztes geteilt hat, daß er für einen Unglücklichen gearbeitet hat, so will er ein Gleiches thun. Darin liegt die Kraft der durch die Liebe erweckten Thätigkeit. Diese Kraft liegt darin, daß diese Thätigkeiten ansteckend wirken und also keine Grenzen haben.

Ebenso wie eine Kerze eine andere und noch tausend andere Kerzen anzünden kann, ebenso kann auch ein Herz ein anderes und tausend Herzen erwecken. Die Millionen Rubel der Reichen werden weniger ausrichten, als eine kleine Verminderung der Habsucht und eine kleine Vermehrung der Liebe in der Gesamtmasse der Menschen. Nur eine geringe Vermehrung der Liebe ist notwendig, um jenes Wunder hervorzubringen, das während der Verteilung der sechs Brote vor sich ging. Alle sättigten sich und es blieb noch Brot übrig.

Diese Thätigkeit stelle ich mir vor wie folgt: Ein Mann der reichen Klassen, der im Kampfe gegen das gemeinsame Unglück dieses Jahres teilnehmen will, kommt an einen Ort an, welcher von der Hungersnot befallen wurde und läßt sich hier nieder. Hier auf dieser

Stelle im Kreise Mamadisch, Lukojanow oder Jephremow, in einem Dorf, wo der Hunger herrscht, giebt er jene Zehntausende, Tausende oder Hunderte von Rubeln aus, die er sonst alle Jahr in der Stadt ausgiebt und verwendet seine Muße, welche in der Stadt den Zerstreuungen gewidmet würde, auf eine dem Volke nützliche Thätigkeit, welche seinen Kräften entspricht. Schon die Thatsache, daß er auf dem Lande ausgiebt, was er gewöhnlich in der Stadt ausgiebt, ist schon von einer gewissen materiellen Nützlichkeit für das Volk, aber sein Leben inmitten dieser Volkes, selbst ohne Opfer von seiner Seite, nur erfüllt von Uneigennützigkeit, wird sowohl für ihn als für das Volk großen Nutzen bringen. Aber augenscheinlich kann ein Mensch, der in eine notleidende Gegend kommt, in der Absicht, dem Volk nützlich zu sein, sich nicht darauf beschränken, nur zu seinem Vergnügen unter einer unglücklichen Bevölkerung zu leben. Ich stelle mir eine solche Person, einen Mann oder eine Frau, oder auch eine Familie vor, welche ein jährliches Einkommen z. B. von eintausend Rubel hat und an einem Ort ankommt, der von Mißwachs heimgesucht ist. Diese Person oder Familie mietet oder erhält von dem Gutsbesitzer, den sie kennt, eine Wohnung, oder mietet eine Bauernhütte, wo sie sich einrichtet, je nach ihren Ansprüchen und ihrer Fähigkeit, die gewohnten Bequemlichkeiten zu entbehren. Sie schafft Brennholz und Vorräte an, kauft ein Pferd und Futter. Alles das ist schon ein Gewinn für das Volk, aber die Beziehungen dieser Person oder Familie zu den Unglücklichen, können nicht dabei stehen bleiben. Es werden Bettler mit ihren Säcken in die Küche kommen, man muß ihnen geben. Die Köchin beklagt sich, es geht zu viel Brot auf, man muß also die Gaben verteilen oder mehr Brot backen. Sobald man mehr Brot gebacken hat, kommen mehr Menschen. Jemand bittet um Brot für seine Familie, welche nichts mehr zu essen hat, man muß noch geben. Dann sieht man, daß die Köchin nicht mehr alle Arbeit bewältigen kann, und daß überdies der Herd zu klein ist, man muß ein Haus mieten, um Brot zu backen, und eine besondere Köchin annehmen. Alles das kostet Geld. Aber daran beginnt es zu fehlen. Die Person oder Familie hat jedoch Freunde und Bekannte, welche wissen, daß sie in einen Kreis gegangen ist, wo Hungersnot herrscht, sie schicken Geld und das Unternehmen wächst, man verteilt das Brot in dem Hause, das man gemietet hat. Aber es kommen Leute, um Brot zu holen, welche es darauf verkau-

fen. Man sieht, daß der Betrug anfängt und um ihm abzuhelfen, giebt man denjenigen Brot zu essen, welche kommen, anstatt es zu verteilen. Man läßt eine Suppe und Brei kochen, man gründet eine Volksküche.

Es scheint mir, daß diese Volksküchen d. h. Lokale, in welchen man denjenigen, welche kommen, zu essen giebt, gerade diejenige Form von Hilfe sind, welche aus den Beziehungen zwischen den Reichen und den Hungrigen von selbst hervorgehen und am meisten Nutzen bringen wird. Dieses ist die Form, welche eine direkte Thätigkeit von seiten desjenigen, der Hilfe bringt, am meisten erfordert, und die ihn am schnellsten der Bevölkerung nähert, welche am wenigsten Mißbräuchen unterworfen ist, und welche ermöglicht, die größte Zahl Menschen mit den kleinsten Mitteln zu ernähren. Vor allem aber ist es diejenige Form, welche die Gesellschaft vor diesem schrecklichen Damoklesschwert schützt, das über unseren Köpfen hängt, nämlich vor dem Gedanken, daß da und dort jemand verhungert, während wir in gewohnter Weise weiter leben.

Wenn solche Volksküchen sich überall in den notleidenden Ortschaften entwickeln würden, so würde die schreckliche Gefahr, die uns bedroht, beseitigt.

Solche Volksküchen sind seit September in den Kreisen Epiphan und Jephremow eröffnet worden. Das Volk nennt sie „Waisenasyle" – eine Benennung, welche durch sich selbst, wie es scheint, den Mißbrauch dieser Anstalten verhindert. Ein ordentlicher Bauer, welcher die geringste Möglichkeit hat, sich zu ernähren, geht nicht in diese Volksküchen, aus Furcht, die Waisen zu berauben, und wie ich beobachtet habe, betrachtet er das als schimpflich. Ich lasse den rührenden Brief folgen, den ich von einem meiner Freunde erhalten habe, einem Gemeinderat, welcher beständig auf dem Lande lebt.

„Sechs Waisenasyle sind erst seit zehn Tagen eröffnet worden und schon werden zweihundert Personen daselbst ernährt. Der Leiter dieser Volksküchen ist bereits gezwungen, nach der Ansicht des Dorfältesten, eine Auswahl in seinem Publikum zu machen, so groß ist die Zahl der Notleidenden. Die Bauernfamilien gehen nicht in Gesamtheit in die Volksküchen, sondern jede Familie stellt dazu ihre Kandidaten, fast ausschließlich alte Frauen und Kinder. So z. B. bat ein Familienvater im Dorf Paschkowo mit sechs Kindern, zwei von

diesen mitessen zu lassen und nach zwei Tagen bringt er noch ein drittes mit. Der Dorfälteste sagt, es sei besondere angenehm zu sehen, wie sehr die Kinder die roten Rüben lieben.

Derselbe Dorfälteste hat mir erzählt, daß zuweilen die Mütter selbst ihre Kinder bringen, um ihnen Mut zu machen, wie sie sagen, nach einiger Zeit aber sich entschließen, selbst ein wenig zu essen. Wenn man diese Erzählungen hört, begreift man, daß es keine Lüge ist, und daß es unmöglich ist, sie zu erfinden. Kann man also sagen, die Hungersnot sei noch nicht ausgebrochen? Wir wissen wohl, daß das wilde Tier vor unserer Thür lauert; aber das Unglück besteht darin, das das wilde Tier in eine so große Zahl von Familien zu gleicher Zeit einbricht, daß unsere Vorräte vielleicht nicht ausreichen werden. Die Berechnung ergiebt, daß man für jede Person auf den Tag ein Pfund Brot und ein Pfund Kartoffeln giebt, aber es ist auch Heizmaterial nötig, sowie Kleinigkeiten aller Art, Zwiebel, Salz, Beeten (rote Rüben). Die größte Schwierigkeit macht das Brennholz, welches auch das teuerste ist. Die Bauern stellen der Reihe nach Wagen, um Vorräte zu holen. Die Organisation verlangt eine geschickte Persönlichkeit, auch die Zubereitung der Vorräte verlangt viel Sorgfalt. Die Waisenasyle selbst bedürfen aber keiner Überwachung bei der Verteilung der Vorräte; die Verwaltende ist so sehr daran gewöhnt, sich ihr ganzes Leben lang von Brocken zu ernähren, und alle Besucher überwachen so gut, was in der Volksküche vorgeht, daß die kleinste Nachlässigkeit von selbst beseitigt wird. Ich habe zwei neue Keller graben lassen und darin dreihundert Tschetwert Kartoffeln aufgespeichert. Das alles genügt aber noch nicht, denn der Bedarf wächst jeden Tag. Es scheint, daß die Unterstützung gerade nach der Seite geleitet wurde, wo sie notwendig ist. Ein Mann leitet die sechs Volksküchen, aber es ist notwendig, den Wirkungskreis der Volksküchen auszudehnen, so lange es noch Zeit ist.

Welches Vergnügen wird die Arbeit in diesen Volksküchen der Jugend bieten: wenn es schon so viel Vergnügen macht, Pflanzen während der Dürre zu begießen, wie groß muß dann das Glück sein, jeden Tag hungrige Kinder zu nähren."

Für jetzt habe ich keine weiteren Nachrichten über die Wirksamkeit dieser Unternehmungen. Ich glaube, daß es eine bequeme und ausführbare Form ist; aber ich wiederhole, daß diese Form die anderen nicht ausschließt. Die Personen, welche das Land bewohnen,

werden genötigt sein, mit allen Mitteln zu helfen, mit Geld, Getreide, Melde, Brot, mit dem Pferd und fertigen Speisen.

Es sind durchaus Männer nötig, und diese Männer existieren sicherlich; ich habe vier Kreise besucht, und in jedem gab es Männer, welche zu dieser Art von Thätigkeit bereit waren, welche in einigen Kreisen bereits begonnen hat.

———

Berichte über die Thätigkeit der Gratis-Volksküchen von November 1891 bis September 1892.

Die Mittel zur Unterstützung der Bevölkerung
Bericht vom 26. November 1891

1.

Die Unterstützungen der notleidenden Bevölkerung können einen doppelten Zweck haben, einerseits die Haushaltung der Bauern zu erhalten und andererseits sie vor der Gefahr der Erkrankung und selbst des Todes infolge des Mangels oder der schlechten Beschaffenheit der Nahrung zu schützen. Wird dieser doppelte Zweck erreicht durch das jetzt in Wirksamkeit stehende System der Unterstützung unter der Form der Verteilung von zwanzig bis dreißig Pfund Mehl monatlich auf jede Person, wobei die Arbeitsfähigen mitgezählt oder nicht mitgezählt werden? Ich glaube nicht, aus folgenden Gründen:

Alle Bauernfamilien in Russland können in drei Typen eingeteilt werden, erstens, eine reiche Haushaltung: von acht bis sechzehn, im Durchschnitt zwölf Personen, von drei bis fünf, im Durchschnitt vier Arbeitenden mit drei bis fünf, durchschnittlich vier Pferden. Das Landstück hat drei bis neun, durchschnittlich sechs Dessätinen (circa dreißig Morgen), das ist ein reicher Bauer. Nicht nur ernährt er seine Familie mit seinem eigenen Getreide, sondern hält auch oft noch ein oder zwei Arbeiter, kauft armen Bauern Land ab, leiht ihnen Getreide oder Aussaat. Alles das geschieht vielleicht zu Bedingungen, welche für die Armen wenig vorteilhaft sind, hat aber zur Folge, daß da, wo die Reichen ein Zehntel der Bevölkerung eines Dorfes bilden, das Land nicht unbebaut bleibt und der Arme im Notfall sich Brot, Aussaat und sogar Geld verschaffen kann.

Zweitens. Der zweite Typus ist der mittlere Bauer, welcher sich mühsam durchschlägt mit einem oder zwei Arbeitern, sowie einem oder zwei Pferden. Diese Haushaltung ernährt sich fast ausschließ-

lich von ihrem eigenen Brot, was noch fehlt, wird von einem Mitglied der Familie geliefert, das selbständig arbeitet.

Drittens. Der dritte Typus ist der arme Bauer mit Familien von drei bis fünf Personen, einem einzigen Arbeiter und oft ohne Pferd. Ein solcher Bauer hat niemals genug eigenes Brot und alle Jahre muß er auf Mittel sinnen, um sich durchzuschlagen; er ist beständig an der Grenze der Not und bei dem geringsten Mißgeschick fängt er an zu betteln.

Die Unterstützung an die Bevölkerung der notleidenden Ortschaften in Form von Mehl wird nach Vermögenslisten der Familie verteilt. Nach diesen Listen wird berechnet, wieviel Unterstützung jede Familie erhalten müsse, damit die Gaben nur den ärmsten Familien zukommen, d. h. denjenigen des dritten Typus. Einer Haushaltung des ersten Typus soll keine Unterstützung gewährt werden, ebensowenig wie einem Bauern der mittleren, wohlhabenden Klasse, welcher noch ein Tschetwert Hafer, zwei Pferde, eine Kuh und Lämmer besitzt. Aber bei genauer Beobachtung findet man, daß der mittlere und selbst der reiche Bauer am meisten der Unterstützungen bedürfen, um ihre Haushaltung zu stützen.

Zwar ist dem reichen Bauer noch etwas Roggen und Hafer übrig geblieben, zwanzig Tschetwert oder mehr und er besitzt fünf Pferde, zwei Kühe und mehrere Lämmer und eben, weil er alles das besitzt, giebt man ihm keine Unterstützung. Vergleicht man aber seine Einnahmen mit seinen Ausgaben, so findet man, daß er ebenso bedürftig ist wie der arme. Um das ganze Land zu besäen, dass er gepachtet hat, braucht er ungefähr zehn Tschetwert. Er hat für vierzig, fünfzig, sechzig Rubel Getreide, das ist aber nichts im Vergleich mit der Menge, die er braucht, um eine Familie von zwölf Personen zu ernähren. Er braucht monatlich fünfzehn Pud zu einem Rubel fünfzig Kopeken, also für zweiundzwanzig Rubel fünfzig Kopeken in einem Monat und zweihundertundfünfundzwanzig Rubel in zehn Monaten. Außerdem braucht er vierzig, fünfzig oder siebzig Rubel zur Zahlung der Pacht, er muß Steuern zahlen, die man von ihm verlangt, weil er reich ist. Diejenigen Familienmitglieder, welche irgend eine Beschäftigung haben, verdienen in diesem Jahr wegen der höheren Getreidepreise weniger als in gewöhnlichen Zeiten, oder sie verlieren auch ihre Anstellung ganz und gar. Er braucht also dreihundertundfünfzig Rubel und kann nur zweihundert erhalten, so-

mit ist er genötigt, kein Land mehr zu pachten, den Hafer, der zur Aussaat bestimmt war, zu verkaufen, auch einen Teil seiner Pferde zu verkaufen, deren Preis sehr niedrig steht, d. h. er sinkt in die Lage eines Mittelbauern herab, oder sogar noch tiefer, denn dieser letztere hat eine weniger zahlreiche Familie.

Aber der mittlere Bauer, dem noch Hafer und ein oder zwei Pferde geblieben sind, erhält auch keine Unterstützung, oder so wenig, daß er genötigt ist, sein Land an die weniger reichen zu verkaufen, zuerst den Preis des Hafers, der zur Aussaat bestimmt war, zu verzehren und dann den Preis des Pferdes. So kommt es, daß bei dem jetzt üblichen System der Unterstützungen der reiche in die Lage eines mittleren Bauern und der mittlere in die Lage eines armen Bauern herabsinkt. Es scheint, als wollte man warten, bis der Bauer ganz ruiniert sei, ehe man ihm Hilfe bringt! Das ist, als ob derjenige, der einen Ertrinkenden aus dem Wasser ziehen will, damit so lange warten wollte, bis der Ertrunkene keine Luftblasen mehr zur Oberfläche des Wassers aufsteigen läßt.

2.

Die Hilfe, welche zu spät kommt, kann die Haushaltung der Bauern aus drei Gründen nicht stützen: erstens, weil sie nur denen zu Hilfe kommt, welche schon ruiniert sind, zweitens, wenn selbst die Familien noch nicht vollständig ruiniert sind, so ist die Unterstützung doch nicht mehr genügend und endlich, da die Unterstützung gratis gegeben und nicht auf regelmäßige Weise durch Arbeit erworben wird, so wird sie nicht geschätzt und daher selten mit Überlegung und Vorsicht verwendet. Diese Unterstützung erreicht also ihren Zweck nicht, im Gegenteil, wie jede ungleich verteilte Unterstützung erregt sie unerbitttliche Unzufriedenheit und Aufregung im Volke, welche zuerst durch die Eifersucht der einen auf die anderen entsteht und sich dann selbst gegen diejenigen richtet, welche die Gaben verteilen.

Die Verteilung von Mehl, welche den Zweck nicht erreicht, das ökonomische Leben des Bauern zu behaupten, erreicht auch nicht den zweiten Zweck, die Menschen vor Krankheit und Tod infolge der Hungersnot zu bewahren.

Folgende Umstände machen es unmöglich, diesen Zweck durch die Hilfe zu erreichen, welche in der Form einer Verteilung von Mehl nach der Zahl der Personen gebracht wird:

Erstens. Bei dieser Art von Verteilung wird derjenige, welcher das Mehl erhält, stets von der Versuchung befallen, das Erhaltene in der Schenke zu verschwenden, zu verkaufen.

Zweitens. Fällt diese Hilfe in eine arme Familie, so kann sie diese vor der Hungersnot nur in dem Fall schützen, wenn dieselbe noch einige Existenzmittel besitzt. Man giebt höchstens dreißig Pfund Mehl auf die Person monatlich. Hat die Familie noch Kartoffeln oder etwas, was man mit dem Mehl vermischen kann, um Brot zu backen, so können die dreißig Pfund für einen Menschen während eines Monats genügen. Wenn aber das Elend vollständig ist und man auch nicht mehr Melde kaufen kann, um sie dem Mehl beizumischen, so werden diese dreißig Pfund in Form von reinem Brot in fünfzehn bis zwanzig Tagen aufgegessen, worauf diejenigen, welche während der letzten zehn Tage des Monats ohne Nahrung bleiben, erkranken und sogar sterben können.

Drittens. Die Verteilung des Mehles unter die armen Familien, selbst unter die, welche noch einige Mittel haben, genügt nicht, um diese Familien vor Krankheit und vor Todesfällen infolge der Not zu schützen. Wenn auch die stärkeren Familienmitglieder schlechte Nahrung leicht ertragen, so werden doch die schwachen, die alten und die Kinder bei den ungenügenden und schlechten Nahrungsmitteln erkranken.

In allen Ortschaften, welche von der Hungersnot befallen wurden, essen alle Familien, die reichen wie die armen, ein schlechtes mit Melde gemischtes Brot, und es ist merkwürdig, die armen, welche wirklich Getreide als Unterstützung erhalten, essen meist reines Brot, während in den reichen Familien fast alle ein Brot essen, das mit Melde gemischt ist, mit dieser abscheulichen, unreifen Melde dieses Jahres.[8]

[8] Die Thatsache, daß man in diesem Jahr Melde ißt, erklärt sich einerseits durch die Tradition, welche sagt, daß man früher Melde gegessen hat, wie das Sprichwort beweist: „Es schadet nichts, wenn es Melde im Getreide giebt“, und anderseits durch die Thatsache, daß sie in einem Roggenfeld ausgewachsen ist und mit dem Roggen gedroschen wurde. Ich glaube, wenn die Tradition nicht wäre und wenn die Melde in dem Roggenfeld nicht ausgewachsen wäre, man eher Hafer-

So kommt es beständig vor, daß in einer reichen Familie die stärkeren Glieder das mit Melde gemischte Brot ertragen, während die schwachen, die alten und kleinen davon erkranken und sterben. So kam zum Beispiel eine kranke Frau aus einer reichen Familie zur Volksküche mit einem Stück von schwarzem Fladen aus Melde, welcher ihre hauptsächlichste Nahrung bildet, und bittet, sie aufzunehmen, weil sie krank sei, wenn auch nur für die Dauer ihrer Krankheit.

Ein anderes Beispiel: Ich komme zu einem Bauern, welcher keine Unterstützung erhält, da er für reich gilt. Die Familie besteht nur aus zwei Personen, dem Bauern und seiner Frau ohne Kinder, sie sind im Begriff zu speisen. Sie essen eine Kartoffelsuppe und Brot mit Melde. Im Küchenschrank liegt noch ein Brot, das noch stärker mit Melde gemischt ist; der Mann und die Frau sind heiter und lebhaft, aber auf dem Ofen liegt ein altes Weib, das von diesem Brot krank geworden ist, und sagt, sie wolle lieber nur einmal täglich essen, aber reines Brot, da ihr Magen das gemischte Brot nicht vertragen könne.

Noch ein Beispiel: Eine Frau aus einer reichen Familie kommt zur Volksküche und bittet um Aufnahme ihrer ältesten Tochter von dreizehn Jahren, weil man ihr zu Hause Nahrung verweigere. Dieses Mädchen ist nämlich ein uneheliches Kind, man liebt es nicht und giebt ihm nicht satt zu essen.

Beispiele dieser Art sind zahlreich und zeigen, aus welchen Gründen die Verteilung von Mehl die Alten, die Schwachen und diejenigen, welche nicht geliebt werden, nicht schützen kann gegen Krankheit und Tod, welche durch die Qualität und den Mangel an Nahrung hervorgerufen werden.

So peinlich es auch ist, dieses auszusprechen, so ist es doch auch augenscheinlich, daß ungeachtet der merkwürdigen Energie und Hingebung der Behörden die von ihnen vermittelte Verteilung von Unterstützungen nicht imstande ist, die Haushaltung des Bauern zu stützen, noch die Möglichkeit von Todesfällen infolge der Hungersnot zu verhüten. Überdies hat sie einen schädlichen Einfluß auf das Volk, indem sie Aufregung hervorruft.

---

stroh beimischen würde, oder Kleie, als diese schädliche Melde, welche man überall verwendet. (Anmerkung des Verfassers).

3.

Aber wenn das, was geschieht, keinen Nutzen bringt, was soll dann geschehen?
Nach meiner Ansicht müssen zwei Dinge geschehen. Erstens, man muß öffentliche Arbeiten für die ganze arbeitsfähige Bevölkerung organisieren, welche die Haushaltung der Bauern erhalten, oder doch wenigstens ihrem gänzlichen Ruin vorbeugen kann; zweitens, in allen Dörfern, welche Not leiden, müssen Volksküchen errichtet werden für die Kleinen, die Alten, Schwachen und Kranken.

Die öffentlichen Arbeiten müssen solche sein, mit welchen die Bevölkerung vertraut ist und nicht von einer Art, welche das Volk nie gesehen und nie versucht hat. Sie dürfen auch nicht erfordern, daß die Familienglieder, welche niemals die Heimat verließen, nach außerhalb auf Arbeit gehen, da dieses aus verschiedenen Gründen oft unmöglich ist, wie z. B. aus Mangel an Kleidungsstücken.

Sie müssen von solcher Art sein, daß – abgesehen von den Arbeiten im Freien, an welchen alle diejenigen teilnehmen, welche im Freien arbeiten können und daran gewöhnt sind, auch Arbeiten an Ort und Stelle organisiert werden können zur Beschäftigung der Einwohnerschaft der notleidenden Ortschaften, der Männer, Frauen, Greise und Kinder, welche arbeitsfähig sind.

Das Elend dieses Jahres liegt nicht nur in dem Mangel an Brot, sondern auch in dem nicht minder großen Mangel an allen Hilfsquellen, sowie auch in dem gänzlichen Mangel an Arbeit, welcher den gezwungenen Müßiggang von mehreren Millionen Menschen verursacht.

Wenn das notwendige Brot zur Ernährung der Bevölkerung vorhanden ist, d. h. wenn man es an den Ort, wo es nötig ist, zu einem mehr oder weniger mäßigen Preise schaffen kann, so könnte das notleidende Volk selbst dieses Brot verdienen, vorausgesetzt, daß es Arbeit und das nötige Arbeitsmaterial, sowie Absatz für die Erzeugnisse seiner Arbeit hat. Wenn ihm aber im Gegenteil diese Möglichkeit fehlt, so können Hunderte von Millionen für Gratis-Unterstützungen ausgegeben werden, ohne daß dadurch das Elend verhütet wird. Aber die materielle Ausgabe ist nicht die wichtigste – sondern der Müßiggang einer ganzen Bevölkerung, welche gratis Nahrungsmittel erhält, hat einen schrecklich demoralisierenden Einfluß.

Die Arbeit, welche man außerhalb des Hauses einrichtet, könnte schon im Winter und noch mehr im Sommer sehr verschiedenartig sein, und es ist zu wünschen, daß diese Arbeiten so schnell als möglich und im großen Umfange organisiert werden. Aber neben diesen Arbeiten im Freien ist es unbedingt notwendig und von großer Wichtigkeit, dem Volk die Möglichkeit zu geben, zu arbeiten, ohne sein Dorf und seine alltäglichen Lebensumstände zu verlassen, seine gewohnte Arbeit auszuführen und die Erzeugnisse derselben zu verkaufen, wenn auch zu einem sehr mäßigen Preise.

Es giebt nicht Hanf und Flachs in den von der Not befallenen Dörfer, fast alle Hammel sind verkauft und die Frauen haben nichts zum Stricken und zum Weben, die sonst gewöhnlich beschäftigten alten und jungen Frauen und jungen Mädchen sind zum Müßigang gezwungen. Aber noch mehr: den Männern, welche zu Hause bleiben und kein Geld haben, um Lindenbast zu kaufen, fehlt gleichfalls ihre gewohnte Arbeit, die Verfertigung von Bastschuhen. Auch die Kinder sind müßig, denn die Schulen sind meist geschlossen. Die Bevölkerung giebt sich den schwärzesten Gedanken über das immer wachsende Elend hin und des gewohnten und in solcher Zeit mehr als je unentbehrlichen Mittels, um sich zu ermutigen und sich zu zerstreuen, der Arbeit, beraubt, verbringt sie die Tage im Müßiggang mit Gerüchten und Vermutungen über die verteilten und erwarteten Unterstützungen, über die Reichen, welche nicht mit ihnen teilen wollen, und besondere über ihr eigenes Elend.

„Man langweilt sich und grämt sich und darum werden alle krank," sagte mir ein kluger Greis.

Auch abgesehen von dem Ertrag der Arbeit wäre ihr moralischer Einfluß in diesem Jahre ungeheuer. Irgend eine Arbeit, welche alle müßigen Hände beschäftigen könnte, wäre jetzt von höchster Wichtigkeit.

Bis diese großen Arbeiten organisiert sind, zu welchen sehr verschiedenartige und sehr vernünftige Projekte vorhanden waren und welche, wie es scheint, in diesem Augenblick organisiert werden und sehr viel Gutes versprechen, wenn man die Gewohnheit und Umstände der Bevölkerung dabei berücksichtigt, – sollte in der Zwischenzeit in allen von der Not heimgesuchten Dörfern den Bauern Gelegenheit zu ihrer gewohnten Thätigkeit gegeben werden, den Männern zur Verfertigung von Bastschuhen, den Frauen zum Stri-

cken und Weben, und es sollte die Möglichkeit vorhanden sein, ihre Arbeitsprodukte zu verkaufen. Das wäre nicht nur eine ökonomische Hilfe für die Bauern, sondern ein mächtiges Mittel zur Verhütung ihres Unterganges.

Nehmen wir an, daß man Leinwand zu acht Kopeken die Arschin (eine kleine Elle) verkaufen kann, was in großen Maßstabe möglich ist, und daß die Bastschuhe, welche jahrelang aufbewahrt werden können, zu zehn Kopeken das Paar verkauft werden, so wäre der Verdienst jedes Bauern wenigstens fünf Kopeken jeden Tag, also ein Rubel fünfzig Kopeken jeden Monat. Nehmen wir ferner an, daß in jeder Familie durchschnittlich der vierte Teil der Mitglieder arbeitsunfähig ist, so sehen wir, daß jede Familie monatlich $^{150.3}/_{4}$ verdient haben wird, also einen Rubel zwölf Kopeken und das ist viel mehr, als die Summe, welche mit so vielen Schwierigkeiten, Zank, Streit, unter der allgemeinen Unzufriedenheit durch die Behörden verteilt wird.

Das wäre das Resultat, wenn die Bauern die Arbeit hätten, welche am wenigsten einbringt und welche zweifellos allen Landbewohnern zugänglich und vertraut ist. Die verdienten Summen wären viel beträchtlicher, als diejenigen, welche gegenwärtig gratis oder als Darlehn verteilt werden. Die unüberwindliche Schwierigkeit der gerechten Verteilung wäre beseitigt, was sehr wichtig ist, und die Unzufriedenheit und Aufregung, welche eine Verteilung nach der Zahl der Personen hervorruft, würde dadurch verhütet.

Um diesen Zweck zu erreichen, ist es nur notwendig, vergleichsweise geringe Summen für den Ankauf von Bast und Flachs aufzuwenden und für den Absatz dieser Produkte zu sorgen.

Zahlreiche Personen beschäftigen sich bereits, wenn auch im kleinen, mit der Organisation dieser Arbeit, indem sie sich bemühen, den Frauen Material zum Spinnen und die Möglichkeit des Absatzes zu verschaffen. Wir haben uns gleichfalls dieser Aufgabe gewidmet, bis jetzt aber haben wir den Flachs, den Bast und die Leinwand noch nicht erhalten, welche wir bestellt haben. Der Vorschlag, den wir den Bauern machten, sich mit der Verfertigung von Bastschuhen und Leinwand zum Verkauf zu beschäftigen, wurde überall mit Enthusiasmus aufgenommen. „Es ist besser, nur drei Kopeken den Tag zu verdienen, als müßig zu bleiben," sagte man uns.

Es ist klar, daß alles dieses sich nur auf die fünf Wintermonate

bezieht. Was die vier Sommermonate betrifft bis zur neuen Flachsernte, so giebt es für diese noch viel einträglichere Arbeiten.

4.

Um die Haushaltungen der Bauern erhalten, oder wenigstens ihren Untergang zu verzögern, giebt es nur ein einziges Mittel, die Organisation der Arbeit.

Um den zweiten Zweck zu erreichen – die Menschen vor Krankheit und Tod infolge der schlechten und ungenügenden Nahrung zu bewahren – ist nach meiner Ansicht das einzige sichere Mittel die Einrichtung einer Gratis-Volksküche in jedem Dorf, in welcher jeder essen kann, wenn er Hunger hat. Diese Unternehmungen wurden von uns schon vor einem Monat begonnen und der Erfolg hat alle unsere Erwartungen übertroffen. Auf folgende Weise wurden diese Volksküchen eingerichtet:

Sogleich nach meiner Reise in dem Kreise Epiphan, Ende September, begegnete ich meinem alten Freund Rajewski und teilte ihm meinen Plan zur Errichtung von Volksküchen in den notleidenden Ortschaften mit. Er lud mich ein, mich bei ihm niederzulassen, und ohne die anderen Mittel zur Hilfe zu mißachten, hat er nicht nur meinen Plan gebilligt, sondern auch versprochen, mir bei der Ausführung zu helfen. Dann hat er mit der ihm eigenen Liebe für das Volk und seiner Energie und Einfachheit damit begonnen, sechs solche Volksküchen zu errichten, noch bevor wir die nötigen Einrichtungen bei ihm ins Werk setzen konnten. Er begann damit, daß er in den ärmsten Dörfern den Witwen oder bedürftigsten Einwohnern vorschlug, diejenigen zu nähren, welche zu ihnen kommen, um zu essen, wozu die nötigen Vorräte ihnen geliefert werden sollten. Der Dorfälteste machte eine Liste der Kinder und Greise, welche in den Volksküchen ernährt werden sollen, und dann wurden zunächst in sechs Dörfern Volksküchen errichtet.

Obgleich die Einrichtungen von den Dorfältesten allein mit einem Verwalter Rajewsks unter seiner persönlichen Aufsicht besorgt wurden, arbeiteten diese Volksküchen sehr gut und bestanden etwa einen Monat lang. Zu der Zeit, als wir uns in dieser Gegend niederließen, welche mit der ersten Verteilung von Unterstützungen von

seiten der Regierung zusammentraf, schlossen sich fünf dieser Volksküchen, denn die Personen, welche sie besuchten, begannen eine bestimmte Summe monatlich zu erhalten und schienen keiner weiteren Hilfe zu bedürfen. Doch bald vermehrte sich ungeachtet dieser Unterstützungen das Elend wieder so sehr, daß es notwendig wurde, die Volksküchen wieder zu eröffnen und noch neue zu gründen. Während der vier Wochen, die wir dort zugebracht haben, wurden dreißig Volksküchen von uns eröffnet.

Anfangs thaten wir das nach den Erkundigungen, welche wir über die bedürftigsten Dörfer einzogen, gegenwärtig aber werden wir seit einer Woche mit Bitten bestürmt, neue Volksküchen zu errichten, haben aber nicht mehr die Zeit, diesen Bitten zu entsprechen. Die Art und Weise, wie die Volksküchen errichtet werden, wenigstens wie wir vorgingen, ist folgende: Nachdem wir eines der ärmsten Dörfer ausgewählt haben, gehen wir dahin, sprechen mit dem Dorfältesten, erklären ihm unser Vorhaben und berufen irgend einen alten Bauern zu uns, um ihn über das Dasein der Familien von einem Ende des Dorfes bis zum anderen zu befragen. Der Starost, seine Frau, die alten Bauern und einige Neugierige, welche hinzukommen, beschreiben uns die Lage der Haushaltungen; dann beginnen die Musterungen von der linken Seite her:

„Wie steht es mit Maxim Antochin?“

„Schlecht, viele Kinder, sieben Personen in der Familie, hat seit langer Zeit kein Brot mehr.“ In dieser Haushaltung mußte man die Frau und den Jüngsten nehmen.

Wir schreiben also auf, von Maxim Antochin zwei Personen.

„Dann, Fedor Abramow?“

„Ebenso schlimm, aber er kann sich noch selbst durchschlagen.“ Hier aber bemerkt die Frau des Dorfältesten, dieser Bauer sei ebenso unglücklich und man müsse den Jüngsten aufnehmen. Dann kommt die Reihe an einen Greis, einen Soldaten aus der Zeit des Kaisers Nikolai: „Dieser ist am Verhungern“

„Dann, Demian Sapronom?“

„Dieser hat noch zu essen.“

So wird das ganze Dorf durchgemustert. Als Beweis, mit welcher Wahrheitsliebe und Freiheit von Klassenneid die Bauern die Notleidenden bezeichneten, ist zu erwähnen, daß in dem ersten Dorf in Tatischtschewo die Bauern ohne Zögern als die ärmsten, welche zu-

gelassen werden müssen, die Witwe des Priesters mit ihren Kindern und die Frau des Diakon bezeichnet haben, obgleich viele Bauern nicht zur Volksküche zugelassen worden waren. Alle Haushaltungen werden in drei Arten eingeteilt nach den Angaben des Starosten und der Nachbarn. Erstens, die Haushaltungen, welche arm sind, aus welchen mehrere Personen zur Volksküche kommen müssen; dann die wohlhabenden Haushaltungen, diejenigen, welche zu essen haben und endlich diejenigen, über welche man im Zweifel ist. Dieser Zweifel wird gewöhnlich gelöst durch die Zahl der Personen, welche die Volksküchen besuchen. Diejenigen, welche die Volksküche in ihrem Hause haben, können nicht mehr als vierzig Personen aufnehmen. Wenn die Zahl der Besucher vierzig nicht erreicht, so werden die zweifelhaften Armen zugelassen, ist aber die Zahl überschritten, so wird es notwendig, diesen Zweifelhaften den Zutritt zu verweigern.

Gewöhnlich werden auch einige Personen, welche ohne Zweifel hätten aufgenommen werden müssen, übersehen, und auf die Bitten derselben werden später Änderungen vorgenommen. In den Fällen, wo es in einem Dorf zu viele vollständig Arme giebt, eröffnet man in demselben Dorf eine zweite und manchmal sogar eine dritte Volksküche.

In unseren Volksküchen, sowie in denen unserer Nachbarin R. F …., welche sie unabhängig von uns eingerichtet hat, beträgt die Zahl der in der Volksküche ernährten Personen ungefähr ein Drittel der ganzen Einwohnerzahl. Sehr zahlreich sind die Personen, welche sich erbieten, die Volksküchen zu führen, d. h. Brot zu backen, Speisen zu kochen und an die Besucher zu verteilen, wogegen sie das Recht haben, daselbst zu essen und sich zu wärmen. Fast alle Familien sind dazu gerne bereit. Der Wunsch, mit der Führung der Volksküchen beauftragt zu werden, ist so groß, daß in den beiden ersten Dörfern die Starosten, beide reiche Bauern, sich erboten, die Volksküche bei sich zu eröffnen. Aber da derjenige, der sie führt, Nahrung und Heizung in genügender Menge erhält, wählen wir gewöhnlich die Ärmsten, wenn nur ihr Haus mitten im Dorfe liegt, damit die Einwohner an den Enden nicht zu weit zu gehen haben. Die Größe der Räumlichkeiten ist für uns gleichgültig, denn in der kleinsten Strohhütte kann man mit Leichtigkeit dreißig bis vierzig Personen ernähren.

Die zweite Aufgabe besieht darin, die Vorräte an jede Volksküche zu verteilen, was auf folgende Weise geschieht:

In einer geeigneten Räumlichkeit, im Gebiet der Volksküchen, wird eine Vorratskammer errichtet. Anfangs diente ein Speicher Rajewskis zu diesem Zweck, aber als unser Unternehmen sich ausdehnte, wurden noch drei andere Magazine errichtet, oder vielmehr ausgewählt, bei mehr oder weniger reichen Gutsbesitzern, wo man Warenscheunen vorfindet, sowie auch mancherlei Gegenstände, welche für die Volksküche angeschafft werden müssen.

Sobald das Lokal gewählt und die Listen der Besucher aufgestellt sind, wird ein Tag festgesetzt, an welchem diejenigen, welche die Volksküche halten, oder auch ein Wagen, welcher zu diesem Dienste angenommen wird, die Vorräte abholen. Da gegenwärtig die Zahl der Volksküchen sich so sehr vergrößert hat, ist es schwer, die Vorräte jeden Tag auszugeben, weshalb man zu diesem Zweck zwei Tage in der Woche bestimmt hat, Dienstag und Freitag.

Im Magazin giebt man demjenigen, der die Volksküche hält, ein Schreibheft von folgender Form:

Datum.	8. Nov.
Name der Person, welche sie erhält.	Lukerja Kotowa
Mehl.	Pd. 4
Kleie.	Pd. 2
Kartoffeln.	K. 30
Kohl.	Pd. 6
Rote Rüben.	Pd. 2
Heizung.	Pd. 10
Salz.	Pf. 10
Zahl der Gäste.	

Die ausgegebenen Vorräte werden in dieses Schreibheft eingeschrieben, welches zugleich zum Empfang derselben ermächtigt. Außerdem hat man einen Tag bestimmt, an welchem die Wagen aus allen Dörfern, wo es Volksküchen giebt, Heizmaterial holen. Früher war das Torf, jetzt aber, wo es keinen Torf mehr giebt, ist es Holz. Am selben Tage, wo die Vorräte ausgeliefert werden, wird Brotteig bereitet und am zweiten Tag darauf wird die Volksküche eröffnet. Die

Frage nach dem nötigen Küchengeschirr, Schüsseln, Löffeln und Tischen wird durch die Eigentümer des Hauses selbst gelöst. Jeder giebt sein eigenes Geschirr, und was ihm fehlt, entlehnt er von denjenigen, die bei ihm speisen. Einen Löffel hat jeder selbst mitzubringen.

5.

Die erste Volksküche wurde in einer Hütte eröffnet, welche einem blinden Greis gehörte, der sie mit seiner Frau und seinen verwaisten Enkeln zusammen bewohnte. Als ich am Tage der Eröffnung um elf Uhr in die Hütte des Blinden trat, hatte seine Frau bereits alles vorbereitet. Die Brote waren aus dem Ofen genommen und auf den Tisch und auf die Bänke gelegt. Der Ofen war geheizt und geschlossen und darin kochten Kohlsuppe, Kartoffeln und Grütze. Außer den Bewohnern des Hauses befanden sich hier noch zwei Nachbarn und ein altes Weib ohne Obdach, welches um die Erlaubnis gebeten hatte, in diesem Hause zu wohnen, um zu essen und sich zu wärmen.

Die Gäste waren noch nicht da, weil man in Erwartung unserer Ankunft noch niemand gerufen hatte. Ich fragte die Frau, wie die Leute hier alle Platz finden sollen.

„Ich werde alles machen," erwiderte sie, „seien Sie ganz ruhig."

Es ist ein Weib von etwa fünfzig Jahren, mit schüchternem, unruhigem Blick, aber kräftig und verständig. Vor der Eröffnung der Volksküche hatte sie sich und ihre Familie durch Betteln ernährt. Ihre Feinde sagen, sie sei dem Tranke ergeben, aber trotz der üblen Nachreden spricht ihr Benehmen gegen die verwaisten Enkel ihres Mannes und gegen den Alten selbst, welcher schwach und blind und halbtot auf einer Bank liegt, sehr zu ihren Gunsten. Die Mutter dieser Waisen starb vor einem Jahr, der Vater verließ die Kinder, ging nach Moskau und ist dort verschwunden.

Die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, sind sehr hübsch, besonders der Knabe, welcher etwa acht Jahre alt ist. Trotz der Armut sind sie gut gekleidet und tragen gute Schuhe, sie schmiegen sich an die Großmutter und sind anspruchsvoll wie verwöhnte Kinder.

„Es wird sich alles machen," sagte sie, „und auch für einen Tisch

werde ich sorgen, diejenigen, welche nicht Platz finden, werden später essen." Später sagte sie mir: „Ich habe neun Brote aus vier Pud Mehl erhalten und außerdem habe ich auch Quas gemacht. Nur der Torf hat mich sehr geärgert, er will nicht brennen. Ich habe ein wenig Stroh aus dem Dach der Scheune gerissen, weil der Torf nicht brannte."

Da ich sah, daß es hier nichts für mich zu thun gab, ging ich nach der Volksküche eines anderen Dorfes, wo man mich bereits erwartete.

Hier fand ich alles ebenso, denselben Geruch nach frischem Brot, dieselben Brote auf den Tischen und Stühlen, dieselben Töpfe im Ofen, dieselben Neugierigen, welche das Haus betrachteten. Ebenso wie im ersten Dorf laufen diensteifrige Leute umher, um die Eröffnung der Volksküche anzukündigen. Nachdem ich einige Zeit mit der Frau vom Hause gesprochen hatte, welche wie die erste sich über den Torf beklagte, der nicht brennen wollte, so daß sie genötigt war, ihren Eimer zu zerschlagen, um das Brot backen zu können, kehrte ich in die erste Volksküche zurück, in der Erwartung, daß dort Mißverständnisse und Schwierigkeiten sich zeigen werden, welche geschlichtet werden müssen.

Ich komme bei dem Blinden an. Das Zimmer ist voll von Menschen, welche sich in beständiger Bewegung befinden, wie ein Bienenstock während einer Sommernacht. Der Dunst nimmt seinen Abzug durch die offene Thür, ein Geruch nach frischem Brot und nach Kohlsuppe erfüllt den Raum und man hört das Klappern der Kinnbacken. Die Hütte ist sehr eng und finster, sie hat nur zwei kleine Fenster, welche überdies von beiden Seiten verdeckt sind, außen durch eine dicke Lage von Dünger. Der Fußboden ist von Erde und sehr uneben.

Es ist so dunkel, besonders weil das schwache Licht der Fenster beständig durch Personen verdeckt wird, daß man anfangs gar nichts sieht. Aber ungeachtet dieses Übelstandes und des Mangels an Raum, geht alles in vollkommener Ordnung vor sich. Längs der Hauptwand, links von der Thüre, stehen zwei Tische, an welchen die Speisenden der Ordnung nach essen. Im Hintergrund zwischen dem Ofen und der Außenwand sind Bretter gelegt, auf welchen der Blinde ganz erschöpft hockt, indem er seine Knie mit seinen abgemagerten Armen umfaßt, weil er nicht mehr Platz zum Liegen hat.

Er horcht auf den Lärm und die Stimmen der Leute, welche essen; rechts in einer frei gebliebenen Ecke dem Ofen gegenüber steht die Hausfrau mit einigen Nachbarinnen, die ihr helfen, sie sehen nach den Gästen und bedienen sie. Am Tisch in der Ecke unter dem Heiligenbild sitzt der Soldat aus der Zeit des Kaisers Nikolai, dann noch ein Greis und ein altes Weib und die Kinder. Am zweiten Tisch, näher am Ofen, den Rücken gegen die Fensterwand gekehrt, sitzt die Witwe des Popen mit abgehärmtem Gesicht, um sie her Kinder, Knaben und Mädchen, darunter ein großes Mädchen, ihre eigene Tochter. Auf jedem Tisch steht eine Schüssel mit Kohlsuppe, welche alle mit warmem Brot essen, das einen angenehmen Geruch verbreitet.

Die Schüsseln leeren sich rasch.

„Eßt doch, eßt," sagte die Frau heiter und freundlich, indem sie über die Köpfe der Sitzenden weg Brotstücke reichte.

„Ich werde Euch noch geben," sagte sie. „Heute vormittag giebt es nur Suppe und Kartoffeln, die Beetensuppe ist noch nicht gar, heute abend wird sie fertig sein."

Eine alte Frau, die sich kaum noch rühren kann, steht bei dem Ofen und bittet mich, ihr ein Stück Brot zum Mitnehmen zu geben, sie hat kaum Kraft genug, sich hierher zu schleppen und kann nicht alle Tage kommen; aber ihr Knabe, welcher dort ißt, kann ihr Brot bringen. Die Frau der Volksküche schneidet ihr ein Stück ab, sie verbirgt es an ihrem Busen, aber zögert noch, zu gehen.

Die Frau des Diakon, von lebhaftem Wesen, steht am Ofen um der Hausfrau zu helfen und dankt mit vielen Worten für ihre Tochter, welche dort an der Wand ißt. Dann fragt sie schüchtern, ob sie nicht auch essen könne.

„Seit langer Zeit habe ich kein reines Brot mehr gegessen," sagte sie, „für uns ist es süß wie Honig".

Nachdem sie die Erlaubnis erhalten, macht sie das Zeichen des Kreuzes und übersteigt das Brett, das von einer Bank zur anderen gelegt ist. Ein kleiner Knabe auf der einen Seite und eine alte Frau auf der anderen rücken beiseite, um ihr Platz zu machen. Die Hausfrau giebt ihr Brot und einen Löffel. Nach der Suppe, mit welcher die Schüssel nochmals gefüllt wird, ißt man Kartoffeln, jeder nimmt eine Handvoll Salz, legt es auf den Tisch und taucht die geschälten Kartoffeln in dieses Salz.

Alles das – die Ordnung bei den Tischen, der Empfang der Speisen, die Anweisung der Plätze für die Gäste – geschieht ohne Hast mit Zuvorkommenheit und Feierlichkeit und einem solchen Anschein von Gewohntheit, als ob alles immer so gewesen wäre und nicht anders sein könne. Alles das sieht aus wie eine Naturerscheinung.

Nachdem der alte Soldat mit den Kartoffeln zu Ende war und die Reste vom Brot sorgfältig eingesteckt hatte, erhob er sich zuerst und verließ den Tisch. Nach ihm erhoben sich alle anderen, wendeten sich dem heiligen Bilde zu, um ein Gebet zu sprechen, darauf dankten sie und gingen. Diejenigen, welche warteten, bis sie an die Reihe kommen, nehmen ohne Übereilung die frei gewordenen Plätze ein, und von neuem schneidet die Hausfrau Brot und gießt Kohlsuppe in die Schüsseln.

Ebenso verlief die Sache in der zweiten Volksküche, nur mit dem Unterschiede, daß dort mehr Menschen speisten, ungefähr vierzig Personen, und daß die Hütte noch dunkler und enger war, als die erste. Aber auch hier zeigte sich dasselbe schickliche Benehmen, der Gäste, dasselbe ruhige, freundliche Wesen der Hausfrau mit einem Anflug von Stolz, mit solchen Pflichten betraut zu sein.

Hier half ein junger Mann, der Sohn der Hausfrau bei der Bedienung der Gäste, so daß die Sache einen noch lebhafteren Verlauf nahm.

So ging alles auch in den anderen Volksküchen, die wir errichtet hatten, vor sich, mit derselben Feierlichkeit und demselben natürlichen Ansehen. In mehreren Volksküchen bereiten die eifrigen Wirtinnen sogar drei oder vier Speisen, eine Kohlsuppe, Grütze, Gemüse, Kartoffeln.

6.

Die Arbeit in den Volksküchen geschieht mit derselben Einfachheit, welche man bei vielen Arbeiten der Bauern sieht, wenn alle Einzelheiten, selbst diejenigen komplizierter Art, der Sorge der Bauern selbst überlassen bleiben. Wenn z. B. ein Unternehmer Bauern zu einem Transport annimmt, so kümmert er sich nicht um die Plane, noch die Stifte, Körbe, Eimer, noch um irgend etwas, was zum

Transport nötig ist. Man ist stillschweigend darüber einig, daß die Bauern alles besorgen werden. Und wirklich wird immer und überall das alles in gleicher Weise einfach und vernünftig von den Bauern selbst besorgt, welche keine Beihilfe von dem Unternehmer erwarten. So war es auch bei den Volksküchen.

Alle Einzelheiten werden von denjenigen, welche die Volksküchen halten, mit solcher Bestimmtheit und Aufmerksamkeit besorgt, daß den Gründern nur die Aufsicht und die allgemeine Leitung übrig bleibt:

1. Die Beschaffung der Vorräte in einem Mittelpunkt, von welchem aus sie an die verschiedenen Volksküchen verteilt werden können.
2. Die Kontrolle, damit die Vorräte nicht unnütz verschwendet werden.
3. Die Aufsicht darüber, daß nicht die bedürftigsten Personen auf irgend eine Weise vergessen werden und ihre Stelle andere einnehmen, welche keiner Gratis-Ernährung bedürfen.
4. Die Versuche, in den Volksküchen weniger gebräuchliche Nahrungsmittel anzuwenden, wie z. B. Erbsen, Linsen, Hirse, Gerste und Getreidearten etc.

Viel Mühe hat uns die Einteilung der Personen gemacht, welche eine monatliche Unterstützung an Getreide erhalten. Einige Familienglieder, welche nicht genug erhielten, wurden zugelassen, andere überließen ihr monatliches Getreide der Volksküche, um dafür speisen zu können. Die Gründe, die uns dabei leiteten, sind folgende: Wenn allen die gleiche Unterstützung gegeben wird, wie bei uns, wo jede Person 20 Pfund monatlich erhält, so nehmen wir vorzugsweise die Glieder zahlreicher Familien in die Volksküchen auf. Denn wenn die Unterstützung ungenügend ist, wie diese 20 Pfund monatlich, so ist die Zahl der Personen, deren Ernährung nicht gesichert ist, desto größer, je zahlreicher die Familie ist.

Die Theorie der Volksküchen kann also auf folgende Weise ausgedrückt werden: Um 10–20 Volksküchen zu errichten, und 300–800 Personen darin zu ernähren, muß man die Vorräte im Mittelpunkt der Örtlichkeit konzentrieren. Ein ziemlich reiches Besitztum kann immer als solcher Mittelpunkt dienen.

Für diese Anzahl, z. B. für 500 Menschen, welche man bis zur neuen Ernte in den Volksküchen zu ernähren beabsichtigt, werden folgende Vorräte nötig sein: Ein Pfund Mehl mit Kleie gemischt für den Tag und die Person, also 150.000 Pfund für 300 Tage und 500 Personen, d. h. 2500 Pud[9] Roggen und 1200 Pud Kleie – dieselbe Quantität Kartoffeln, 12 Faden[10] Holz, 1000 Pud rote Rüben, 25 Pud Salz, 2000 Kohlköpfe und 800 Pud Grütze.

Alles das wird nach den jetzigen Preisen zusammen etwa 5800 Rubel kosten, das macht, wenn man die Vermehrung der Unkosten für den Haferbrei rechnet, 1 Rubel 16 Kopeken monatlich für jede Person. Nachdem man ein solches Vorratsmagazin gegründet hat, kann man auf einen Bezirk von 7–8 Werst[11] bis zu 20 Volksküchen gründen, welche aus diesem Magazin verproviantiert werden. Zuerst muß man die Volksküchen in den ärmsten Dörfern errichten, als Lokal dafür wählt man eine Wohnung unter den Ärmsten. Die Sorge für das Geschirr und die nötigen Geräte überläßt man am besten den Leuten, welche die Führung der Volksküchen übernommen haben.

Die Liste der Personen, welche in der Volksküche gespeist werden sollen, muß mit Hilfe des Gemeindeschreibers ausgestellt werden und womöglich unter Zuziehung reicher Bauern, welche von ihrer Familie niemand in die Volksküche schicken. Die Beaufsichtigung der Volksküchen, wenn ihre Zahl zu groß wird, kann den Bauern selbst anvertraut werden. Aber es ist klar, daß die Sache um so besseren Fortgang nimmt, daß Ausgaben und Unzufriedenheit vermieden werden, daß die Nahrung um so besser und vor allem, daß die Stimmung der Menschen um so heiterer sein wird, je mehr die Gründer sich beteiligen und in lebhaftem Verkehr mit den Gutsbesitzern der Gegend und mit den Gästen stehen. Aber man kann mit Sicherheit sagen, daß selbst bei einer Kontrolle aus der Ferne und wenn die Volksküchen sich selbst überlassen bleiben, sie dennoch einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, und bei der Kontrolle der Bauern, in deren Interesse es liegt, die Volksküchen zu halten, wird die überflüssige Ausgabe 10 % nicht übersteigen, wenn man das

[9] 1 *Pud* hat 40 russische Pfund = 16 1/3 Kilogr.

[10] 1 *Faden* = etwa 4 Kubikmeter.

[11] Eine *Werst* = 1,067 Kilometer.

Brot, das die Leute mit sich fortnehmen, oder denen geben, denen es daran fehlt, eine überflüssige Ausgabe nennen kann.

Das ist die Theorie der Organisation der Volksküchen und wer sie anwenden will, wird bald einsehen, auf welche einfache und natürliche Weise ein solches Unternehmen sich einrichten läßt.

7.

Die Mängel und die Vorzüge der Volksküchen sind folgende:

Der erste Mangel ist, daß sie etwas teurer sind, als die Verteilung von Mehl. Selbst wenn man 30 Pfund monatlich für die Person giebt, so werden in den Volksküchen dieselben 30 Pfund gegeben, aber mit dem nötigen Zubehör, Kartoffeln, Beeten, Grütze, Salz und Heizung. Doch abgesehen davon, daß die Volksküchen viel besser als die Verteilung von Mehl das Wohl der Leute garantieren, wird dieser Mangel auch dadurch aufgewogen, daß durch die Einführung neuer, billiger Nahrungsmittel, wie Linsen, Erbsen, Grützebrei, rote Rüben, Maisbrei, die Rückstände der Sonnenblume, des Hanfes, des Mohns die Menge des verzehrten Brotes verringert und die Nahrung selbst verbessert wird.

Ein anderer Übelstand ist der, daß die Volksküchen von der Hungersnot nur die schwachen Familienglieder retten und nicht diejenigen, welche jung oder noch rüstig sind und welche die Volksküchen nicht besuchen, weil sie das für demütigend halten. Deshalb schließen die Bauern die jungen Leute und jungen Mädchen aus bei der Bestimmung der Personen, welche in den Volksküchen speisen sollen, weil sie das für schimpflich für sie halten.

Aber dieser Mangel wird dadurch ausgeglichen, daß diese Schamhaftigkeit vor dem Besuch der Volksküchen die Mißbräuche verhütet. Es kommt z. B. ein Bauer um zu bitten, man möge ihm monatlich mehr geben, er versichert, er habe seit zwei Tagen nichts gegessen. Man sagte ihm, er solle in die Volksküche kommen, aber er errötet und weigert sich, obgleich ein anderer Bauer von demselben Alter, welcher keine Existenzmittel mehr hat und keine Arbeit finden konnte, in der Volksküche ißt. Ein anderes Beispiel: Eine Frau klagt über ihre traurige Lage und bittet um Hilfe. Man schlägt ihr

vor, ihre Tochter zur Volksküche zu schicken, aber ihre Tochter ist schon groß und sie weigert sich, sie zu schicken, während die ebenso große Tochter der Witwe des Popen, von der ich sprach, in die Volksküche kommt. Der dritte und hauptsächlichste Mangel ist der, daß manche schwache Personen, die Alten, Säuglinge und die schlecht gekleideten Kinder nicht kommen können, besondere bei schlechtem Wetter. Dieser Übelstand kann dadurch beseitigt werden, daß diejenigen, welche aus demselben Haus kommen, oder die Nachbarn, denjenigen, die nicht kommen können, Nahrung zutragen. Ich kenne keine weiteren Mängel oder Übelstände. Die Vorzüge der Volksküchen dagegen sind folgende:

Die Nahrung ist unvergleichlich besser und mannigfaltiger als man sie in den einzelnen Familien bereitet. Es ist möglich, billigere und gesündere Nahrungsmittel anzuwenden. Die Nahrung kommt billiger zu stehen, man erspart das Heizmaterial für das Brotbacken.

Die ärmsten Familien, diejenigen, in deren Häuser die Volksküchen eingerichtet werden, haben eine vollständig gesicherte Existenz.

Die Ungleichheit in der Verteilung der Nahrungsmittel, welche man in den Familien oft beobachten kann, in Bezug auf die weniger beliebten Familienglieder, wird unmöglich gemacht; außerdem erhalten auch die Greise und Kinder eine Nahrung, welche zu ihrem Alter paßt.

Anderseits rufen die Volksküchen, anstatt der Aufregung und Eifersucht, nur gute Gefühle hervor. Die Mißbräuche, welche darin bestehen, daß die Unterstützungen solchen zu Gute kommen, welche ihrer weniger bedürfen, als andere, sind bei den Volksküchen weniger zu befürchten, als bei jeder anderen Art der Unterstützung. Die Grenzen der Mißbräuche, welche bei den Volksküchen stattfinden können, sind festgestellt durch die Dimensionen des Magens. Man kann Mehl nehmen, so viel man will, aber niemand kann mehr essen, als eine sehr begrenzte Quantität.

Der größte Vorzug der Volksküchen aber, welcher allein schon ihre Errichtung überall rechtfertigen würde, ist der, daß in einem Dorf, das eine Volksküche besitzt, es unmöglich ist, daß ein Mensch erkrankt und stirbt aus Mangel an Nahrung oder wegen der schlechten Art derselben. Es kann nicht mehr vorkommen, was unglücklicherweise anderswo fortwährend vorkommt, daß ein Greis, ein

kränklicher Mensch, ein krankes Kind heute und alle Tage eine schlechte und ungenügende Nahrung erhält und daher erlischt, sich aufzehrt und stirbt, wenn nicht vor Hunger, so doch aus Mangel an guter Nahrung. Und das ist der wichtigste Punkt.

Einmal wollten wir die Meinungsverschiedenheiten vermeiden, welche in den früher eröffneten Volksküchen stattgefunden hatten, in Bezug auf die Personen, welche das Gastrecht in denselben erhalten sollen. In dieser Absicht benutzten wir eine eben stattfindende Versammlung der Bauern, um ihnen vorzuschlagen, selbst die Personen zu bezeichnen, welche in die neu eröffnete Volksküche kommen sollen.

Die erste Meinung, welche viele Bauern aussprachen, war die, es sei unmöglich, es werde Zank und Streit entstehen und man werde sich nicht einigen können. Dann schlug man vor, es soll eine Person von jeder Familie kommen. Aber dieser Vorschlag wurde bald beseitigt, denn es giebt Familien, welche niemand zu schicken und andere, welche viele Schwache und Kranke haben. Demzufolge hat man unseren Vorschlag angenommen, nach dem Gewissen zu urteilen.

„Man wird die Volksküche für 40 Personen einrichten, wenn mehr kommen, werden sie willkommen sein, wenn aber alles aufgegessen ist, so darf man niemand zürnen."

Dieser Vorschlag wurde gutgeheißen. Ein Bauer sagte, ein starker und gesunder Mensch würde von selbst sich schämen, den Anteil der Waisen aufzuessen. Aber eine unzufriedene Stimme wandte ein: „Ich werde nicht freiwillig kommen; aber man ist dazu gezwungen, wenn man zwei Tage lang nicht gegessen hat, wie es mir vor kurzem begegnet ist."

Darin liegt der wichtigste Vorzug der Volksküchen. Wo dieselben bestehen, kann nicht nur niemand Hungers sterben, sondern niemand kann durch den Hunger zur Arbeit gezwungen werden.

Alles kann als Beweggrund zu einer mehr oder weniger bedeutenden Arbeit dienen, außer dem Hunger. Man kann durch den Hunger Tiere dressieren und sie zwingen, Dinge zu machen, die ihrer Natur zuwider sind. Aber es ist Zeit, zu begreifen, daß es schimpflich ist, Menschen durch den Hunger zu zwingen, nicht das zu thun, was sie selbst wollen, sondern das, was wir wollen. Die Menschen durch den Hunger zu zwingen, zu thun, was wir wollen,

ist ebenso schimpflich, als mit der Peitsche in der Hand sie zu zwingen, unseren Willen auszuführen.

Für uns Christen ist es Zeit, diese Phase der sozialen Entwicklung hinter uns zu lassen.

Man sagt und schreibt, die Bauern weigern sich, die Arbeit anzunehmen, die man ihnen anbietet, und es sei überflüssig, denjenigen Gratisunterstützungen zu geben, welche sich weigern, zu arbeiten. Es ist Zeit, daß man aufhört, solche Dinge auszusprechen. Vor allem ist es eine Qual für jeden Menschen, müßig zu gehen und besonders für den Bauern, der an Arbeit gewöhnt ist. Außerdem kommt es nicht uns Müßiggängern zu, welche beständig von der Arbeit der Bauern leben, von ihrem Müßiggang und ihrer Faulheit zu sprechen.

8.

Aber ist diese Einrichtung der Volksküchen überall möglich? Ist sie eine allgemeine Maßregel, welche im großen Maßstabe eingeführt werden kann? Im ersten Augenblick scheint es, daß diese Fragen zu verneinen seien, daß es nur eine teilweise, eine lokale, zufällige Maßregel ist, welche nur an einigen Orten eingeführt werben kann, an denen man die Persönlichkeiten findet, welche die nötigen, besonderen Befähigungen dazu besitzen.

So habe auch ich anfangs gedacht, als ich mir vorstellte, man müsse ein Lokal mieten, eine Köchin annehmen, Küchengeschirr kaufen, durch sorgfältige Untersuchung bestimmen, welche Nahrung und für wieviel Personen man bereiten solle. Aber die Art und Weise, die Volksküchen einzurichten, welche dank Herrn J. Rajewski gegenwärtig feststeht, beseitigt alle Hindernisse und macht die Maßregel zu einer höchst einfachen, leicht anwendbaren und populären.

Mit unseren schwachen Mitteln und ohne große Anstrengung haben wir im Laufe von vier Wochen dreißig Volksküchen in zwanzig Dörfern eingerichtet und in Gang gebracht, in welchen nahezu fünfzehnhundert Menschen speisen. Unsere Nachbarin in F. hat ganz allein in einem Monat sechzehn Volksküchen gleicher Art eröffnet, welche wenigstens siebenhundert Personen ernähren.

Die Eröffnung der Volksküchen und ihre Beaufsichtigung bietet keine Schwierigkeit, ihre Unterhaltung kostet nur wenig mehr als die direkte Verteilung von Mehl, wenn man dreißig Pfund monatlich giebt. Obgleich wir noch keine genaue Berechnung gemacht haben, glauben wir doch, daß die Ernährung eines Menschen in der Volksküche keinesfalls mehr, als einen Rubel fünfzig Kopeken im Monat kostet.

Die Einrichtung der Volksküchen, welche keine schlechte Leidenschaft inmitten der Bevölkerung erweckt, sondern dieselben im Gegenteil beschwichtigt, löst vollständig die erste Aufgabe, welche sich gegenwärtig vor der Gesellschaft erhebt: die Menschen zu erretten von dem drohenden Hungertod. Diese Maßregel sollte also überall eingeführt werden. Wenn die Mitglieder der Landbehörden, die Pfleger und Verwalter den Besitz der Bauern berechnen und Vorräte von Getreide anschaffen, um sie an die Notleidenden zu verteilen, so würden dieselben Leute viel weniger Mühe aufzuwenden haben, wenn sie Magazine für die Unterhaltung der Volksküchen errichten würden.

———

Vor kurzem erhielten wir den Besuch eines Einwohners aus dem Gouvernement Kaluga, der uns folgenden Vorschlag machte. Mehrere Gutsbesitzer und Bauern des Gouvernements Kaluga, welche große Vorräte an Futter besitzen und von Mitleid ergriffen wurden beim Anblick der Lage unserer Bauern, welche genötigt sind, zu geringen Preisen ihre Pferde zu verkaufen, die sie im nächsten Frühjahr zu dem zehnfachen Preise nicht wiederbekommen können, haben sich erboten, für die Ernährung von zehn Wagen voll Pferden, also von achtzig Pferden aus unserer Gegend während des Winters zu sorgen. Abgesandte aus den Dörfern, wo die Pferde sind, sollten dieselben bis an ihren Bestimmungsort begleiten und dann nach Hause zurückkehren, im Frühjahr aber die Pferde wieder abholen.

Am Tage nachdem dieser Vorschlag gemacht wurde, fanden sich in den beiden Dörfern, wo derselbe bekannt geworden war, Personen, welche die achtzig jungen, starken Pferde begleiten wollten,

und seit dieser Zeit kommen jeden Tag neue Bauern und bitten, ihre Pferde zu nehmen.

Es kann keine entschiedenere und deutlichere Antwort auf die Frage geben, ob die Hungersnot existiert und in welcher Ausdehnung. Man muß daran glauben, das das Elend groß ist, wenn die Bauern sich so leicht von ihren Pferden trennen, um sie unbekannten Leuten anzuvertrauen.

Außerdem ist dieser Vorschlag an sich selbst so wie die Annahme desselben für mich im hohen Grade rührend und zugleich belehrend. Die Bauern des Gouvernements Kaluga, welche nicht reich sind, nehmen für ihre unglücklichen Brüder, unbekannte Bauern, welche sie niemals gesehen haben, eine dauernde Ausgabe, Last und Sorge auf sich, und die hiesigen Bauern, welche augenscheinlich wohl begriffen haben, welche Gefühle ihre Brüder von Kaluga leiten, und ohne Zweifel überzeugt davon sind, daß sie im Notfall dasselbe thun würden, vertrauen ohne zu zögern unbekannten Leuten fast ihr letztes Gut an, die jungen und starken Pferde, für welche sie bei den jetzigen Preisen immer noch fünf, zehn oder fünfzehn Rubel erhalten könnten. Wenn alle Menschen nur den hundertsten Teil dieses lebhaften, brüderlichen Bewußtseins, dieses Gemeingefühls im Namen des Gottes der Liebe besitzen würden, mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Freude sogar hätten wir diese Hungersnot und auch alle möglichen materiellen Schäden durchgemacht!

[Illustrationsseite]

Bericht
vom 21. April 1892

1.

Seit unserem letzten Bericht bestand unsere Thätigkeit in folgendem:

Die Volksküchen, deren Anzahl zweiundsiebzig betrug, haben fortwährend an Zahl zugenommen und jetzt in den vier Kreisen Epiphan, Jephremow, Dankow und Skopin die Zahl von einhundertundsiebenundachtzig erreicht. Diese Vermehrung erfolgte dadurch, daß bald einzelne Bauern, bald Abgeordnete einer Gemeinde mit ihren Gemeindeschreibern aus entfernten Dörfern kamen, wo es noch keine Volksküchen gab, mit der Bitte, solche auch bei ihnen zu eröffnen.

Dann reiste einer von uns nach dem Dorf ab, welches diese Bitte an uns richtete, besuchte die Häuser und fertigte das Verzeichnis der Habe der ärmsten Einwohner. Zuweilen, obgleich selten, erfuhren wir, daß das Dorf, welches Abgeordnete zu uns gesandt hat, nicht zu den ärmsten gehört, die Unterstützung nicht unmittelbar notwendig erschien. Aber in den meisten Fällen hat derjenige von uns, der die Dörfer besuchte, gefunden, wie man immer findet, wenn man das Elend der Bauern aufmerksam beobachtet, daß die Lage der ärmsten Familien sofortige Hilfe unbedingt erforderte. Diese Hilfe wurde sofort gebracht durch die Einrichtung einer Volksküche, zu deren Gästen die Schwächsten der armen Familien gehörten. Aus diese Weise vermehrten sich und vermehren sich die Volksküchen in den Gegenden, wo das Elend am größten ist, besonders im Distrikt Jephremow und Skopin, wo wenig Hilfe und Erleichterung vorhanden ist. Die Gesamtzahl der Volksküchen beträgt einhundertundsiebenundachtzig. In einhundertunddreißig derselben erhalten die Gäste irgend eine Speise und Brot, während in den siebenundfünfzig übrigen sie nur eine Speise ohne Brot erhalten.

Diese Einteilung der Volksküchen in solche mit Brot und ohne Brot rührt vom März her und beruht darauf, daß in den ärmsten Dörfern des Kreises Dankow, dort, wo sich unsere Volksküchen befinden, die Behörden begonnen haben, jeder Person eine Unter-

stützung von dreißig Pfund Mehl monatlich und sogar noch mehr zu geben. In diesen Distrikten ist auch die ärmste Bevölkerung vollständig oder fast vollständig versorgt, was das Brot betrifft und es fehlte nur an der gekochten Nahrung, Kartoffeln, Kohl etc. Diese Nahrungsmittel, wenn sie einige der Armen früher auch wirklich besessen hatten, waren gegen März vollständig erschöpft.

Für diese ärmsten Einwohner sind denn auch diejenigen Volksküchen eröffnet worden, wohin die Gäste mit ihrem eigenen Brot kommen. Die Bauern, welche gewohnt waren, Brot zu erhalten, waren anfangs unzufrieden mit dieser Veränderung und erklärten, der Nutzen, den die Volksküchen haben, lohne nicht die Arbeit, die sie leisten, indem jeder von ihnen Brennholz aus dem Wald herbeischaffe, und sie wollen die Volksküche nicht mehr benutzen. Aber diese Unzufriedenheit hat nicht lange gedauert, nur die Reichen blieben bei ihrer Weigerung, bald aber baten auch sie, zu den Volksküchen zugelassen zu werden. Folgende Berechnung zeigt die Kosten, welche diese Volksküchen ohne Brot für zehn Personen in der Woche aufwenden: fünf Pfund[12] Roggenmehl, um Quas zu machen, zwei Pfund Weizenmehl zur Suppe, zehn Pfund Erbsenmehl, Hafermehl oder Maismehl zu Brei, zehn Pfund Erbsen, zehn Pfund Hirse zu Brei, zwei Maß Kartoffeln, ein Maß Beeten, ½ Wedro[13] Sauerkohl, ½ Pfund Hanföl, vier Pfund Salz, ein Pfund Zwiebeln; außerdem sind noch während des Winters erforderlich: 1 ½ Pfund Petroleum und sechzig Pud Brennholz monatlich. Nach dieser Berechnung erhält jede Person täglich zwei Pfund Gemüse, d. h. Kartoffeln, Kohl oder Beeten und ½ Pfund Mehlnahrung, Hirse, Brot und Roggenmehl, was mehr als vier Pfund gekochte Nahrung täglich für jede Person ergiebt.

———

Diese Volksküchen sind auch dadurch interessant, daß sie klar beweisen, wie falsch die auch unter den Bauern allgemein verbreitete Meinung ist, das Roggenbrot sei das gehaltvollste, gesündeste und

[12] Hier wie überall in diesem Buch sind die etwas kleineren *russischen Pfunde* gemeint, fünf russische Pfund sind etwa zwei Kilogramm.

[13] Ein *Wedro* oder Eimer = zwölf Liter.

zugleich billigste Nahrungsmittel. Sie haben bewiesen, daß die Erbsen, Hirse, Mais, Kartoffeln, Beeten, Kohl und Haferbrei eine gesündere, gehaltvollere und billigere Nahrung bilden, als das Brot. Diejenigen, welche die Volksküchen ohne Brot besuchten, brachten nur sehr kleine Brotstücke mit und manchmal sogar gar kein Brot. Dabei haben sie den Winter gut genährt und gesund verbracht, indem sie jeden Tag eine Speise für zwei Kopeken und Brot für zwei oder drei Kopeken verzehrten, während sie wenigstens 7 ½ Kopeken Brot nötig hatten, wenn sie von Brot allein lebten.

Die Reihenfolge der Speisen während einer Woche war folgende nach dem Speisezettel, den einer unserer Mitarbeiter aufstellte: *Montag* Sauerkohlsuppe, Brei. *Dienstag*: Kartoffelsuppe, Erbsenbrei, dasselbe auch für den Abend. *Mittwoch*: Durchgeschlagene Erbsensuppe, Kartoffeln in Wasser gekocht, abends Erbsen mit Quas.[14] *Donnerstag*: Sauerkohlsuppe, Erbsenbrei, abends dasselbe. *Freitag*: Kartoffelsuppe, Hirsebrei, abends dasselbe. *Samstag*: Sauerkohlsuppe, gekochte Kartoffeln, abends Kartoffeln mit Quas. *Sonntag*: Erbsensuppe, Brei, abends Erbsen mit Quas.

Derjenige, der diese Liste aufgestellt hat, mußte dabei berücksichtigen, welche Nahrungsmittel zur Zeit verfügbar waren. Wenn es Beeten (rote Rüben) giebt, welche während des ganzen Winters dazu dienten, eine Lieblingsspeise für alle zu bereiten, und wenn man Haferbrei macht, so kann dieser Speisezettel noch mannigfaltiger gemacht werden, ohne daß sich die Kosten dadurch vermehren.

2.

Das war unsere erste hauptsächlichste Aufgabe, die folgende bestand darin, während der letzten Wintermonate der Bevölkerung das fehlende Brennholz zu schaffen. Dieser Mangel macht sich mit jedem Monat fühlbarer und verlangte im Winter am dringendsten Abhilfe.

In unserer Gegend, wo es nicht Wald noch Torf giebt und wo man nicht daran denken kann, mit Stroh zu heizen, wird dieses

[14] *Quas* ist eine Art gegorenes Bier aus Honig, Mehl etc.

Bedürfnis nach Heizmaterial schon in der Mitte des Winters sehr dringend. Oft konnte man Kinder und selbst Erwachsene nicht mehr auf dem Ofen, sondern in dem Ofen selbst finden, welcher am vorhergehenden Tage geheizt worden war und noch etwas Wärme besaß. In vielen Häusern wurden die Scheunen und Ställe, sogar die Vorhäuser der Hütten abgerissen und das Stroh, das hölzerne Gitterwerk und die Balken zum Heizen benutzt.

Dank den edelmütigen Gaben an Heizmaterial, das wir erhalten haben (fünfzig Faden von D. A. Ch. … sieben Wagen von Herrn Rubzow, vier Wagen von Frau Sabaschnikowa), und hauptsächlich dank der Sorge der Herren Ussow und Rubzow, welche uns Holz aus Smolensk zu ziemlich niedrigen Preisen (sechs Rubel den Kubikfaden[15]) kommen ließen und nachdem wir am Platze selbst mehr als zweihundert Faden Holz zu siebzehn und neunzehn Rubel den Faden gekauft haben, konnten wir mehr als dreihundert Faden Holz an die Bevölkerung verteilen, außer dem, was wir für die Volksküche brauchten.

Wir verfuhren dabei auf folgende Weise: An die wohlhabendsten Bauern verkauften wir das Holz zu dem Preise, wie wir es selbst gekauft hatten, wobei wir fünf Kopeken das Pud rechneten als Durchschnittspreis für das Holz, das im Walde und das in Smolensk gekauft worden war. Den Bauern von mittlerem Wohlstande gaben wir Holz, das bei der Station Klechotki lag, dreißig Werst entfernt, von wo sie es uns zuführen und dafür die Hälfte für sich behalten sollten.

Arme Bauern, welche Pferde hatten, erhielten Holz gratis, aber unter der Bedingung, es selbst von der Station herbeizuschaffen. Die ärmsten, diejenigen, welche keine Pferde hatten, erhielten das Holz an Ort und Stelle, dasselbe Holz, das uns die Bauern herbeischafften, welche dann die Hälfte davon erhielten.

———

Unsere dritte Aufgabe war die Ernährung der Bauernpferde. Außer den achtzig Pferden, welche schon am Anfang des Winters in das Gouvernement Kaluga geschickt worden waren, wurden zwanzig

[15] Ein *Kubikfaden* enthält etwa 8 ½ Kubikmeter.

vom Fürsten Obolenski in Obhut genommen, zehn von dem Kaufmann Saffranow und vierzig wurden bei Herrn Jerchow eingestellt, wo sie mit dem Heu gefüttert wurden, wovon P. Ussow zwei Wagen voll schenkte, sowie mit dem alten Stroh, das der Eigentümer gab, und mit dem Futter, das man noch ferner kaufte.

Vor dem Anbruch des Frühjahrs, schon im Februar wurden zwei Etablissements zur Aufnahme der Bauernpferde errichtet, das eine bei Herrn Sitschew, ein anderes bei Herrn Müller im Kreise Jephremow. Man hat zehntausend Pud Stroh, zwei Wagen voll Rückstände gekauft und dreihundert Pud Hirsemehl zur Mischung mit dem Stroh verwendet. Damit hat man während der letzten beiden Monate zweihundertundsechsundsiebzig Pferde ernährt.

———

Die vierte Aufgabe bestand darin, Flachs und Bast gratis an diejenigen zu verteilen, welche arbeiten wollten, oder Schuhwerk und Leinwand nötig hatten. Ein Wagen voll Flachs zu sechshundert Rubel wurde gratis verteilt, achtzig Pud von demselben Flachs und einhundert Pud, welche von anderer Seite geschenkt wurden, wurden unter der Bedingung verteilt, daß die Hälfte der verfertigten Leinwand uns gehören solle. Die Leinwand, welche unseren Anteil bildete, ist noch nicht angekommen, weshalb wir die Bestellung der Frau N. N…, welche uns einhundertundzwanzig Rubel für Leinwand sandte, und der Frau K. M., welche auch von den Bauern verfertigte Leinwand kaufen wollte, um ihnen Arbeit zu verschaffen, noch nicht ausführen können.

Was den Bast betrifft, so haben wir einen Wagen voll von Herrn Ussow und einhundert Pud von Herrn Lomonossow erhalten und eintausend Bündel wurden für zweihundertundneunzehn Rubel gekauft. Ein Teil wurde zu den niedrigsten Preisen verkauft, ein anderer an die Ärmsten gratis verteilt und ein dritter Teil zur Hälfte des Preises abgegeben, zur Verfertigung von Bastschuhen.

Die geflochtenen Schuhe, welche zu uns gebracht werden, werden denjenigen gegeben, welche sie nötig haben.

Diese Unternehmung, Material herbeizuschaffen, war diejenige, welche am wenigsten gelungen ist. Diese Beschäftigung ist so kleinlich, es ist so schwierig für uns, uns den Bauern gegenüber in der

Stellung der Personen zu befinden, welche Gaben verteilen und genötigt sind, außerdem als Arbeitgeber strenge Abrechnung über die Verwendung des Arbeitsmaterials zu verlangen, daß dieses Unternehmen nur unerfüllte Hoffnungen, sowie Eifersucht und schlechte Gefühle hervorrufen konnte. Besser ist das, was wir jetzt thun, diese Gegenstände so billig als möglich an diejenigen zu verkaufen, welche sie kaufen können, und denjenigen, die sie nicht bezahlen können, sie zu schenken.

———

Unsere fünfte Aufgabe, welche im Monat Februar begann, bestand darin, Krippen für die kleinsten Kinder zu errichten, für Säuglinge von einigen Monaten bis zu dreijährigen Kindern. Diese Krippen wurden auf folgende Weise eingerichtet: Nachdem eine Liste aller Haushaltungen aufgestellt worden war, welche Kinder dieses Alters haben und denen es an Milch fehlt, wählen wir eine Frau aus, welche eine milchende Kuh besitzt, und machen ihr den Vorschlag, für fünfzehn Pud Holz und vier Pud Buchweizen monatlich (was etwa drei Rubel wert ist) aus der Milch dieser Kuh einen Milchbrei für zehn Kinder zu machen (mit Hirse für die Kinder von 1 ½ bis drei Jahren und mit Buchweizen für die Säuglinge; für ein Kind von 1 ½ bis drei Jahren haben wir zwei Pfund Hirse in der Woche nötig und für einen Säugling ein Pfund Buchweizen.

In den großen Dörfern werden die Krippen auf folgende Weise organisiert: Man kauft Milch zu vierzig Kopeken den Wetro (zwölf Liter), man giebt Hirse wöchentlich ein Pfund für die Säuglinge unter einem Jahr und zwei Pfund für die Kinder von ein bis zwei Jahren. Die Kinder des ersten Alters erhalten täglich ein Glas Milch, die älteren Kinder aber zwei Glas. Den Familien, welche keine Kuh besitzen, giebt man Milch und Hirse in der Form von Brei, diejenigen, welche eine Kuh besitzen, erhalten Hirse und geben dafür Milch.

Manchmal kommen die Mütter allein, um Brei zu holen und mitzunehmen, zuweilen bringen sie ihre Kinder mit und geben ihnen an Ort und Stelle zu essen. Gewöhnlich ziehen die Mütter wie die Bauern die direkte Verteilung der Hirse und anderer Körnerfrüchte der Errichtung der Krippe bei irgend einer Bäuerin vor, sie behaupten immer, sie werden Milch bei wohlthätigen Personen finden, aber

wir glauben, daß es notwendig ist, auf obige Weise vorzusehen, um die Gesundheit der kleinen Kinder zu sichern.

Jede Bäuerin, welche fünf bis zehn Pfund Hirse erhalten hat, betrachtet, auch wenn sie die beste Mutter ist, diesen Vorrat als der ganzen Familie gehörig und verwendet ihn nach ihrer Idee nach Bedarf, oder nach dem, was ihr Mann ihr befiehlt, so daß es oft vorkommt, daß diese Hirse oder Buchweizen nicht bis zu den Kindern gelangen; wenn sie aber im Gegenteil alle Tage eine bestimmte Portion von fertigem Milchbrei erhält, so wird sie diesen durchaus nur dem Kinde geben.

Die Zahl dieser Krippen beträgt gegenwärtig achtzig und alle Tage werden neue errichtet. Die Krippen, welche anfangs mit Zweifel aufgenommen wurden, sind jetzt sehr beliebt und fast alle Tage kommen Frauen mit ihren Kindern aus Dörfern, welche noch keine Krippen besitzen, mit der Bitte, solche auch bei ihnen einzurichten. Diese Asyle kosten ungefähr sechzig Kopeken monatlich für jedes Kind.

3.

Da es nicht möglich ist, bei einer so komplizierten und vielfachen Veränderungen unterworfenen Sache, wie die in Rede stehende, genau zu berechnen, wie viel Geld nötig sein wird, um alles, was wir angefangen haben, bis zur neuen Ernte aufrecht zu erhalten, und da wir andererseits niemals ein Unternehmen beginnen, ohne überzeugt zu sein, daß wir es zum guten Ende durchführen können, so werden uns wahrscheinlich Summen übrig bleiben, welche durch neue Geschenke sich bilden, sowie durch Rückzahlung von Unterstützungen, welche im Herbst als Darlehn gegeben wurden. Die beste Verwendung dieses Geldes wäre nach meiner Ansicht die Fortführung dieser Kinderasyle während des nächsten Jahres und wenn, wie ich sicher glaube, dann noch Geld und Leute für diesen Zweck vorhanden sind, warum sollte man sie dann nicht noch ferner fortsetzen? Wenn überall solche Asyle eingerichtet würden, so würde sich die Sterblichkeit der Kinder, wie ich sicher glaube, bedeutend vermindern. Das also war unsere fünfte Aufgabe.

———

Die sechste Aufgabe, welche jetzt beginnt und wahrscheinlich zur Zeit, wo dieser Bericht veröffentlicht wird, auf die eine oder andere Weise beendigt sein wird, besteht in der Verteilung von Aussaat, von Hafer, Kartoffeln, Hanf und Hirse an notleidende Bauern. Diese Verteilung ist besonders in unserer Gegend nützlich, denn außer der Besäung des Feldes mit kleinem Getreide, hat sich auch die Notwendigkeit herausgestellt, einen bedeutenden Teil, beinahe ein Drittel von allen mit Roggen besäten Feldern, nochmals zu besäen. Die Saatfrüchte werden an die ärmsten Bauern verteilt, deren Land sicherlich unbesät bleiben würde, wenn man ihnen nicht Aussaat geben würde. Doch ist diese Verteilung nicht gratis, sondern geschieht unter der Bedingung, daß das Getreide in Natur nach der Ernte zurückgegeben wird, ohne Rücksicht auf die jetzigen Preise und diejenigen, welche dann bestehen werden. Das Geld, welches durch den Verkauf dieses Getreides eingenommen wird, könnte auf die Einrichtung von Kinderasylen für das nächste Jahr verwendet werden.

———

Die siebente Aufgabe bildete der Ankauf von Pferden und ihre Verteilung. Außer der ungeheuren Anzahl der Bauern, welche niemals Pferde besitzen und welche in vielen Dörfern den dritten Teil der Einwohner bilden, findet man in diesem Jahre viele Bauern, welche ihre Pferde verkauft haben und welche dem unvermeidlichen Untergang entgegengehen, wenn man ihnen nicht zu Hilfe kommt. Für diese Bauern kaufen wir Pferde. Seit dem Frühjahr haben wir sechzehn gehabt und wir brauchen noch hundert für die Ortschaften, wo sich unsere Volksküchen befinden. Wir kaufen diese Pferde zum Preis von fünfundzwanzig Rubel jedes, und geben sie den Bauern zu folgenden Bedingungen: Derjenige, welcher ein Pferd erhält, verpflichtet sich, zwei Stücke Land zu pflügen für die ärmsten Bauern, welche keine Pferde besitzen, sowie für Witwen und Waisen.

———

Unsere achte Unternehmung hatte den Zweck, den Roggen, das Mehl und fertiges Brot zu niedrigen Preisen zu verkaufen. Der Verkauf des fertigen Brotes, welcher im kleinen schon im Winter begann, dauert auch jetzt bei Ankunft des Frühjahrs noch fort. Wir errichteten und errichten Bäckereien, um Brot billig zu verkaufen, zu sechzig Kopeken das Pud.

Aber außer diesen bestimmten Zwecken, für welche wir die Summen, die wir erhalten, verwendeten und noch immer verwenden, sind kleinere Summen von uns ausgegeben worden für nützliche, besondere Bedürfnisse der Armen, Begräbnisse, Bezahlung von Schulden, Beisteuern zu kleinen Schulen, Ankauf von Büchern, Reparaturen etc. Diese Ausgaben waren wenig bedeutend, wie man aus unserem Rechenschaftsbericht ersehen kann.

Dieses waren unsere verschiedenen Unternehmungen während der verflossenen sechs Monate.·Die wichtigste war diejenige, die Armen mittels der Volksküche zu ernähren. Während der Wintermonate hat diese Form der Hilfeleistung, ungeachtet der unvermeidlichen Mißbräuche, ihren Zweck vollständig erreicht, in dem, was ihren wichtigsten Vorzug bildet: Der ärmsten und schwächsten Bevölkerung, den Kindern, Greisen, Kranken, Genesenden, die nötigen Mittel zu bieten, um gegen den Hungertot geschützt. zu sein. Aber im Frühjahr verlangten gewisse Erwägungen einige Änderungen in der Einrichtung und Leitung der Volksküchen.

Nämlich beim Anbruch des Frühlings werden viele Personen mit den Feldarbeiten beschäftigt sein und daher während des Mittagessens und Abendessens die Volksküche nicht besuchen können, ferner kann die zu starke Heizung der Volksküchen leicht Feuersbrünste veranlassen. Wir werden zur geeigneten Zeit, wenn es uns möglich ist, die Abänderungen mitteilen, zu welchen wir uns durch diese Umstände veranlaßt sehen.

Wir fügen eine kurze Abrechnung darüber bei, welche Gaben wir erhalten und wie wir sie verwendet haben. Eine ausführliche Abrechnung werden wir aufstellen, wenn die Zeit es uns erlaubt und werden sie dann später veröffentlichen.

Die Summen, welche wir vom 30. November [1891] bis zum 12. April [1892] erhalten haben, sind folgende:

Erhalten in Moskau auf den Namen der Frau Sophie Tolstoi:

72.805 R. 33 Kop.

Erhalten in Moskau und dem Gouvernement Räsan auf den Namen Leo Tolstoi, Tatiana und Marie Tolstoi von russischen Gebern:

23.755 R. 5 Kop.

Erhalten aus dem Ausland, auf den Namen von Lea und Tatiana Tolstoi, außer dem, was Frau Sophie Tolstoi empfangen hat:

Aus Amerika.	28.120 R. 19 Kop.
Aus England.	15.758 R. 35 Kop.
Aus Frankreich	1.400 R. – Kop.
Aus Deutschland	759 R. – Kop.

Somit haben wir außer den Gaben, welche direkt in das Gouvernement Samara, oder in den Kreis Tschorny auf den Namen von Leo, Sergee und Elias Tolstoi gesandt worden sind, im ganzen erhalten:

142.597 R. 92 Kop.

Von dieser Summe haben wir ausgegeben bis zum 12. April [1892]:

110.414 R. 43 Kop.

———

Während des Sommers bestand unsere Aufgabe aus folgendem:

Erstens: Die bestehenden Volksküchen zu erhalten und neue zu errichten.

Zweitens: Sechs Krippen für Säuglinge und für Kinder bis zu zwei Jahren zu errichten.

Drittens: Aussaat für Sommergetreide zu verteilen.

Viertens: Pferde zu kaufen.

Fünftens: Bäckereien zum Verkauf von billigen: Brot zu errichten.

Die Volksküchen arbeiteten weiter wie zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß aus Furcht vor Feuersbrünsten das Brotbacken in den Volksküchen aufhörte. Wo es möglich war, haben wir fertiges Brot, anderswo aber Mehl verteilt.

In vielen Dörfern haben unsere Mitarbeiter vorgezogen, auch ungekochte Nahrungsmittel zu verteilen. Diese Veränderung wurde anfangs freudig aufgenommen, bald aber baten die Bauern selbst, zum alten System zurückzukehren.

Die Nützlichkeit der Volksküchen hat sich während des Sommers überall da fühlbar gemacht, wo während der längeren Tage die produzierte [sic] Arbeit bedeutender war. In vielen Dörfern haben oft die Weiber gebeten, man möchte ihnen anstatt des Mittagessens, zu dem sie berechtigt waren, erlauben, sich von ihrem Mann oder ihrem Vater ersetzen zu lassen, welche erst spät von der Arbeit zurückkommen.

Die Zahl der Volksküchen vermehrte sich in dieser Epoche bedeutend, ihre Zahl stieg auf Zweihundertsechsundvierzig, welche täglich von zehn- bis dreizehntausend Personen besucht wurden.

Auch die Errichtung von Kinderkrippen hat große Fortschritte gemacht. Bei einem Teil derselben, in den Dörfern, wo es gar keine Kühe gab – und diese waren zahlreich – kauften wir Kühe unter der Bedingung, daß diejenigen, denen man sie anvertraute, es übernehmen, die Milch an eine bestimmte Anzahl von Kindern zu verteilen. Wo es aber möglich war, wurde die Milch direkt gekauft.

Im ganzen gab es einhundertvierundzwanzig Krippen, welche mehr als dreitausend Kindern Zuflucht gaben.

Bei der Verteilung von Aussaat: Hafer, Kartoffeln, Hirse, Hanf, verfuhren wir auf folgende Weise: Bei unserer Ankunft in dem Dorf, in das wir gebeten worden waren, beriefen wir drei oder vier wohlhabende Bauern, welche unserer Hilfe nicht bedurften, und teilten ihnen die Liste der um Unterstützung Bittenden mit. Nach ihren Mitteilungen setzten wir das Quantum von Aussaat, das jeder erhalten sollte, fest. Wir verminderten hier und vermehrten dort, zuweilen wurde ein Name auch ganz gestrichen und durch einen anderen ersetzt.

Die Verteilung der Pferde an diejenigen, welchen diese Tiere noch nützlich sein konnten, und welche das ihrige hatten verkaufen müssen, oder welche es infolge von Krankheit verloren hatten, war deswegen besonders schwierig, weil eine Hilfeleistung von so großer Bedeutung, die einer einzigen Person gewährt wurde, notwendigerweise Eifersucht und Unzufriedenheit bei denen hervorrufen mußte, welchen wir glaubten, sie verweigern zu müssen.

Bei diesen beiden letzten Arten von Hilfe haben wir deutlich den großen Unterschied bemerkt zwischen den Aufgaben, den Hungernden Brot zu geben (dafür sorgten die Volksküchen) und den Bauern in Stand zu setzen, zu arbeiten, indem man ihm Aussaat und Pferde gab.

Das Ziel, das wir uns gesetzt haben – dafür zu sorgen, daß in einem gewissen Umkreis die Menschen nicht vor Hunger sterben konnten – ist durch die Errichtung von Volksküchen erreicht worden. Wenn auch Mißbräuche nicht ganz zu vermeiden waren, wenn auch Leute, welche dessen nicht bedurften, die Volksküchen besuchten, so hat doch die dadurch hervorgerufene Ausgabe 2–5 Kopeken täglich nicht überschritten.

Wenn es sich dagegen um Verteilung von Arbeitsgerät und das erste Material handelte, stießen wir auf folgende Schwierigkeiten: Erstens, wem sollte man Hilfe bringen und in welchem Umfange? Zweitens, die Unzulänglichkeit der Hilfequellen, über die wir verfügten. Drittens, die Unmöglichkeit, die Mißbräuche zu verhüten, welche jede Gratisverteilung oder selbst eine solche in Form von Vorschüssen begleiten.

———

Die Bäckereien waren auch jetzt noch im lebhaften Betrieb. Anfangs verkauften wir das Brot zu 80 Kopeken das Pud und heute haben wir es dahin gebracht, das Pud zu 60 Kopeken liefern zu können. Das Volk ist sehr zufrieden darüber, daß es die Möglichkeit hat, sich das Brot so leicht und billig zu verschaffen. Oft kommen Leute von weit her, besonders im Sommer, und wenn sie die erste Verteilung verfehlten, so schrieben sie sich an, wie in einem Theater-Bureau und warteten einen halben Tag lang auf die zweite Verteilung.

Am Ende des Juli hatten wir die Absicht, die Volksküchen für einige Zeit zu schließen und nur die Bäckereien und die Kinderkrippen fortzuführen, welche immer nötig sind und auf welche wir alle Summen, über die wir noch verfügten, verwendet haben. Aber diese Unterbrechung war unmöglich wegen des Aufhörens der Hilfe des Roten Kreuzes.

Die Ernte dieses Jahres ergab in unserer Gegend folgendes: In einem Umkreis von 5 Werst Durchmesser, in dessen Mittelpunkt wir uns befinden, ist die Roggenernte noch schlechter, als im letzten Jahre. In mehreren Dörfern, welche am Don gelegen sind, wo ich mich am Anfang des September befand, blieb nichts mehr übrig: ein Teil war ausgesät, der andere aufgegessen. Der Hafer hat fast nichts gegeben, kaum einige haben so viel bekommen, um nochmals säen zu können, es giebt Haferfelder, welche nicht gemäht wurden. Die Kartoffeln und die Hirse sind an einigen Stellen gut gekommen.

Was die materielle Lage des russischen Bauern im jetzigen Augenblick betrifft, so ist es unmöglich, sie genau zu bestimmen. Wir alle, die wir uns im letzten Jahr bemüht haben, den Opfern der Hungersnot Hilfe zu bringen, befanden uns in der Lage eines Arztes, welcher zu einem Kranken berufen wurde, der sich den Fuß übertreten hat und nun bemerkt, daß der Kranke nicht nur am Fuß, sondern am ganzen Körper krank ist.

Was würde der Arzt antworten, wenn man ihn über den Zustand des Kranken befragte? „Was wollen Sie wissen?“ würde er fragen. „Interessieren Sie sich für seinen Fuß oder für seinen allgemeinen Zustand? Wegen des Fußes habe ich keine Sorge, das ist eine einfache Verstauchung; aber der ganze Körper ist krank.“

Noch aus einem anderen Grund sind wir nicht imstande, genau zu sagen, wie die jetzige Lage der Bauern ist. Wir sind so sehr gewöhnt, unter ihnen zu leben, und ihr Elend ist uns etwas so Ge-

wohntes, Bekanntes, daß unsere Sehkraft sozusagen gefälscht ist und daß wir unfähig sind, zu sagen, ob ihr Zustand sich verschlimmert hat.

Wenn ein Städter während der kalten Jahreszeit auf das Land käme und in die Hütte eines Bauern eintreten würde, so könnte er wohl erschrecken über das Schauspiel, das er erblickt: das Zimmer war gestern kaum geheizt und ist heute eisig, die Einwohner kriechen der Reihe nach in das Innere des großen, russischen Ofens, um dort noch etwas Wärme zu finden. Von dem Dach ist das Stroh verschwunden und als Heizmaterial verbraucht worden; auch das Schuppendach ist verbrannt worden, das grobe Brot besteht halb aus Mehl und halb aus Kleie, die Leute sind genötigt, zu Hause zu bleiben aus Mangel an Kleidern. Für uns Landbewohner sind das bekannte Zustände und deshalb wäre ein Mensch, welcher zum ersten Mal zu uns käme, besser als wir imstande, die wahre Lage der Bauern zu beurteilen.

Doch um einen Begriff von dieser Lage in unserer Gegend zu geben, welche von der Hungersnot heimgesucht wurde, scheint es uns interessant, einige Ziffern anzuführen, die wir der offiziellen Statistik entnehmen. Im Juni 1892 war die Sterblichkeit im Kreise Epiphan um 60 % stärker als in demselben Monat im vorhergehenden Jahr. Im Kreise Bogorodizk betrug diese Vermehrung 112 % und im Kreise Jephremow 116 %.

Das sind die Resultate der schlechten Ernte des letzten Jahres, ungeachtet der mächtigen Hilfe der Regierung, des Roten Kreuzes und der Privat-Wohlthätigkeit. Wie wird es in diesem Jahre sein in unserer Gegend, wo die Roggenernte noch geringer ist, als im letzten Jahr, wo der Hafer nichts gegeben hat, wo das Heizmaterial vollständig mangelt und die letzten Kräfte der Bevölkerung vollständig erschöpft sind durch die Entbehrungen des letzten Jahres?

———

Wie, was? Immer noch Hungersnot! Hungrige und Volksküchen! Volksküchen und Hungrige! Das ist nicht mehr neu, das ist schon alt und langweilig.

Das langweilt Euch, Ihr Bewohner der Städte, aber wir sehen sie vom Morgen bis zum Abend vor unseren Fenstern und Thüren ste-

hen und können nicht über die Straße gehen, ohne immer wieder dieselbe Klage zu hören: „Seit zwei Tagen haben wir nichts gegessen, wir haben den letzten Hammel verkauft. Was ist zu machen? Alles ist zu Ende."

Hier muß ich mit Beschämung gestehen, daß wir von dem Notschrei dieser Unglücklichen so sehr belästigt worden sind, daß wir dieselben schließlich als Feinde ansehen.

Ich stehe sehr früh auf, es ist ein heller, frostiger Morgen, ein schöner Sonnenaufgang. Ich steige in den Hof hinab, der Schnee knirscht unter meinen Schritten. Ich hoffe, niemand zu begegnen und unbelästigt ein wenig spazieren gehen zu können. Kaum habe ich meine Thüre geöffnet, als schon zwei arme Teufel mich erblicken; der eine, ein großer breitschultriger Bursche mit einem zerrissenen und zu kurzen Schafpelz bekleidet, mit schiefgetretenen Bastschuhen und einem, durch die Entbehrungen ermüdeten Gesicht, trägt einen Sack auf dem Rücken; der andere ist ein Knabe von vierzehn Jahren mit einem leichten, fadenscheinigen Kleidungsstück bedeckt, gleichfalls mit Bastschuhen, einem Sack und einem Stab. Ich suche sie zu vermeiden, aber sie grüßen mich und reden mich mit den Worten an, die ich schon zu gut kenne. Es ist nicht zu machen, ich kehre um und trete wieder ins Haus, sie folgen mir nach.

„Was willst Du?"

„Wir kommen zu Euer Wohlgeboren."

„Warum?"

„Zu Euer Wohlgeboren."

„Was willst Du denn?"

„Es ist wegen der Hilfe."

„Es ist wegen unseres Daseins."

„Und was wollt Ihr?"

„Wir sterben vor Hunger, thue, was Du kannst, Väterchen."

„Woher kommt Ihr?"

„Aus Satworny."

Ich kenne dieses Dorf, es ist ein Dorf voll Bettler; wir haben noch keine Volksküche dort errichten können. Scharen von Bettlern kommen von dort her, deshalb halte ich auch diesen Menschen für einen Bettler von Profession und der Ärger ergreift mich, besonders, weil er seine Kinder verderbt.

„Und was willst Du?"

„Siehe, was Du thun kannst, Batuschka!“

„Aber was kann ich sehen? Wir können hier nichts machen, man muß an Ort und Stelle sehen.“

Aber er kümmert sich nicht um das, was ich sage und beginnt von neuem die schon so oft gehörte Litanei, die mir nicht aufrichtig erscheint: „Die Erde hat nichts gegeben, ich habe eine Familie von acht Personen, ich muß allein arbeiten, meine Alte ist gestorben, im Sommer haben wir die Kuh aufgegessen, um Weihnachten ist das letzte Pferd gefallen, mit mir geht es noch, aber die Kinder haben Hunger, sie haben seit drei Tagen nichts gegessen.“

Immer dasselbe.

Ich warte auf das Ende seiner Rede, aber er spricht immer weiter: „Ich glaubte mir selbst helfen zu können, aber es ist alles vergebens. Ich habe niemals gebettelt, aber jetzt muß ich betteln.“

„Gut, gut! Wir werden zu Euch kommen,“ sage ich, und will mich entfernen. Aber in diesem Augenblick bemerke ich den Knaben. Er sieht mich mit einem so trostlosen Blick an, seine schönen schwarzen Augen sind voll Thränen und Hoffnung, eine Thräne fällt von seiner Nasenspitze auf den Fußboden, welcher von Schnee bedeckt ist. Das hübsche, erschöpfte Gesicht des Knaben mit seinen blonden Haaren, welche seinen Kopf wie eine Krone umgeben, ist durch die Seufzer, die er unterdrückt, zusammengezogen.

Die Worte des Vaters sind für mich abgedroschenes Zeug, für den Knaben aber ist es die Wiederholung dieses schrecklichen Jahres, das er mit seinem Vater durchgemacht hat, und die Erinnerung an all das Elend in dem Augenblick, wo sie bis zu mir gelangen konnten. Die Hoffnung giebt seinen, durch die Hungersnot geschwächten Nerven neue Kraft. Aber für mich ist das langweilig und verdrießlich, ich denke nur daran, so schnell als möglich zu entkommen.

Für mich ist das alles alt, für ihn aber schrecklich neu.

Ja, es langweilt uns. Sie aber wollen immer essen und immer leben, sie verlangen immer nach Glück, nach Liebe, wie ich in den schönen Augen voll Thränen las, welche dieser Knabe auf mich richtete. O, wie lebhaft ist dieser Wunsch bei diesem armen, unglücklichen Kinde, das durch das Elend gebeugt und voll von naiven Mitleid für sich selbst ist!

———

SCHLUßWORT
zum letzten Bericht über die Unterstützung der Notleidenden während der Hungersnot

(1893, zweite Auflage 1894)

Nachdem wir uns zwei Jahre lang der Aufgabe gewidmet hatten, den Notleidenden Hilfe zu bringen durch Verteilung der durch unsere Hände gegangenen Gaben, fanden wir dadurch mehr als durch irgend etwas anderes unsere schon seit längerer Zeit feststehende Überzeugung bestätigt, daß der Mangel, die Entbehrungen und die damit verbundenen Leiden in einer kleinen Ecke Rußlands, welche wir fast ganz vergeblich durch äußere Mittel zu bekämpfen suchten, nicht von vorübergehenden, von uns unabhängigen Ausnahme-Zuständen herrührten, sondern von allgemeinen, beständigen und vollständig von uns abhängenden Ursachen, welche nur in dem unchristlichen, unbrüderlichen Verhältnis der gebildeten, wohlhabenden, nicht mit schwerer Arbeit belasteten Leute zu den ungebildeten, armen, schwerarbeitenden Menschen liegen, welche beständig Mangel und Entbehrungen und die damit verbundenen Leiden ertragen, welche letztere aber uns in diesen letzten zwei Jahren nur mehr als gewöhnlich bemerkbar geworden sind. Wenn wir nun aber in diesem Jahr weniger von Not, Hunger und Kälte hören und von dem Massensterben von Tausenden durch Arbeit erschöpften Erwachsenen, Greisen und Kindern, welche nicht satt zu essen haben, so kommt das nicht davon her, daß diese traurigen Erscheinungen verschwunden sind, sondern daher, daß wir sie nicht sehen, sie vergessen, daß wir uns selbst überreden, sie seien nicht vorhanden, und wenn sie doch vorkommen, so sei das eben unvermeidlich und könne nicht anders sein.

Aber das ist nicht wahr! Nicht nur ist es möglich, daß das nicht vorkommt, sondern es soll auch nicht so sein und es wird nicht mehr so sein und bald wird es anders sein.

Wie gut wir auch unsere Schuld gegenüber dem Arbeitsvolk verborgen zu haben glauben, wie klug erdacht, schon lange und allge-

mein als gültig angenommen diese Ausreden uns erscheinen mögen, durch die wir unser luxuriöses Leben, inmitten der von Arbeit überlasteten, hungernden und unserem Luxus dienenden Arbeitsvolk zu rechtfertigen suchen, so durchdringt das Licht doch immer mehr auch unsere Beziehungen zum Volk und bald werden wir uns in jener beschämenden und gefährlichen Lage befinden, wie der Verbrecher, welcher unerwartet am Orte der That vom Morgenlicht überrascht wird.

Es mag früher möglich und denkbar gewesen sein, dem Kaufmann, welcher an das Arbeitsvolk unnötige, sogar oft schädliche und untaugliche Waren verkaufte, oder auch den Preis des dem Arbeiter unentbehrlichen Brotes in die Höhe zu treiben suchte, zu sagen, er diene dem Bedürfnis des Volkes durch ehrlichen Handel, oder man konnte von einem Fabrikanten von Ziz, Spielzeug, Papiercigarren, oder einem Branntweinbrenner oder Bierbrauer sagen, er ernähre das Volk, indem er ihm Verdienst und Arbeitslohn gebe, oder ein Beamter, der ein Gehalt von Tausenden erhält, die von den letzten Groschen des Volkes aufgesammelt wurden, kann sich selbst überreden, daß er für das Heil des Volkes arbeite, oder (was in diesen letzten Jahren besonders augenscheinlich ersichtlich war in den von der Hungersnot heimgesuchten Gegenden) ein Gutsbesitzer, welcher sein Land für eine Kleinigkeit, für weniger als das tägliche Brot durch hungrige Bauern bearbeiten läßt, oder an dieselben Bauern für einen auf die letzte Höhe getriebenen Preis verpachtete, konnte früher sagen, indem er Verbesserungen im Landbau einführe, wirke er mit an der Verbesserung der Lage der Bevölkerung – jetzt aber, wo das Volk vor Hunger stirbt wegen Mangel an Land, inmitten der ungeheuren Felder der Gutsbesitzer, welche mit Kartoffeln zum Branntweinbrennen, oder zur Stärkefabrikation besäet sind, kann man dies nicht mehr sagen. Es ist unmöglich, daß man jetzt, inmitten dieses durch Mangel an Nahrung und Überlastung mit Arbeit entarteten Volkes, das uns von allen Seiten umgiebt, nicht erkennen sollte, daß wir durch jede Verzehrung von Produktion der Arbeit des Volkes einerseits das Volk dessen berauben, was ihm zur Ernährung nötig ist, und andererseits auch die bis zur letzten Stufe gelangte Anspannung der Arbeit noch vergrößern.

Abgesehen von dem unsinnigen Luxus in Parkanlagen, Blumengärten, Jagden, ist schon jedes verschlungene Glas Schnaps,

jedes Stück Zucker, Butter, Fleisch einerseits ebenso viel dem Volke weggenommene Speise und andererseits ebenso viel vermehrte Arbeit.

Wir Russen befinden uns in dieser Beziehung in den günstigsten Umständen dafür, um unsere Lage klar zu übersehen.

Ich erinnere mich, wie mich einmal lange vor diesen Hungerjahren auf dem Gut ein junger, moralisch empfindsamer Gelehrter aus Prag besuchte. Es war im Winter. Wir kamen aus der Hütte eines ziemlich wohlhabenden Bauern heraus, in die wir eingetreten waren und in welcher wir, wie überall, eine durch Arbeit erschöpfte und vorzeitig gealterte Frau, ein in Lumpen gehülltes, heftig schreiendes krankes Kind und, wie überall im Frühjahr, ein angebundenes Kalb und ein Schaf, das ein Lamm geworfen hatte, Schmutz und Feuchtigkeit, verpestete Luft und einen verzagten, von der Not des Lebens niedergeschlagenen Wirt gefunden hatten. Ich erinnere mich, wie mein junger Gelehrter beim Heraustreten etwas zu reden begann, plötzlich verstummte und in Weinen ausbrach. Es war zum ersten Mal, nachdem er einige Monate in Moskau und Petersburg verlebt hatte, wo er aus dem Asphalt-Trottoir an prachtvollen Magazinen vorübergegangen war, aus einem reichen Haus in das andere, aus einem kostbaren Museum, einer Bibliothek, einem Schloß in ein anderes, ebenso prachtvolles Gebäude – es war zum ersten Mal, daß er diese Leute sah, auf deren Arbeit unser ganzer Luxus beruht, und das entsetzte und erschütterte ihn. Er, in seinem reichen und gebildeten Tschechien, er konnte, wie jeder Europäer, besonders ein Schwede, Schweizer, Belgier, glauben, wenn auch irrtümlicherweise, daß dort, wo vergleichsweise Freiheit herrscht, wo Bildung verbreitet ist, wo es jedem frei steht, in die Reihen der Gebildeten einzutreten – der Luxus nur eine rechtmäßige Belohnung der Arbeit sei und kein fremdes Leben zu Grunde richte. Er konnte jene Generationen von Menschen vergessen, welche unter der Erde leben, um in den Bergwerken nach jener Kohle zu graben, welche zur Herstellung eines großen Teils der Luxusgegenstände nötig ist, er kann jene Menschen anderer Abstammung vergessen, weil man sie nicht sieht, welche in den Kolonien hinsterben, indem sie für unsere Launen arbeiten. Wir Russen aber, wir können keinesfalls so denken. Der Zusammenhang unseres Luxus mit den Leiden und Entbehrungen von Menschen derselben Abstammung wie wir, ist zu augenscheinlich

deutlich: Es ist unmöglich, daß wir nicht den Preis jener Menschenleben sehen, durch welche unsere Bequemlichkeit, Zufriedenheit und Luxus erkauft werden. Für uns ist die Sonne schon aufgegangen und es ist nicht mehr möglich, das augenscheinlich Sichtbare zu verdecken. Man kann sich nicht mehr hinter der Regierung verstecken, hinter die Notwendigkeit, das Volk zu regieren, hinter die Wissenschaft, die Künste, welche angeblich für das Volk nötig sind, hinter den geheiligten Eigentumsrechten, noch hinter der Notwendigkeit, die Tradition zu bewahren etc. Die Sonne ist aufgegangen und alle diese durchsichtigen Schleier können niemand mehr etwas verbergen. Alle sehen und wissen, daß die Menschen, welche der Regierung dienen, dieses nicht wegen des Wohles des Volkes thun, das sie nicht darum bittet, sondern nur deshalb, weil sie Gehalt nötig haben, und daß die Leute, welche sich mit den Wissenschaften und Künsten beschäftigen, dieses nicht wegen der Aufklärung des Volkes thun, sondern wegen des Honorars und der Pensionen, und daß die Leute, welche dem Volk das Land vorenthalten und den Preis desselben in die Höhe treiben, dieses nicht zur Aufrechthaltung irgend welcher geheiligten Rechte thun, sondern zur Vergrößerung ihrer Einnahmen, deren sie zur Befriedigung ihrer Launen bedürfen.

Heucheln und verbergen kann man nicht mehr.

Für die leitenden, reichen, nicht arbeitenden Klassen giebt es nur zwei Auswege. Der eine besteht darin, sich nicht nur vom Christentum in seiner wahren Bedeutung loszusagen, sondern auch von jedem Nachbild desselben, von der Menschheit, von der Rechtlichkeit, und zu sagen: ,,Ich besitze diese Vorteile und Vorzüge und werde sie behalten, was auch geschehen möge; wer sie mir wegnehmen will, wird mit mir zu thun haben, ich habe die Kraft, in meinen Händen sind die Soldaten, die Gefängnisse, die Knuten und Schafotte."

Der andere Ausweg liegt darin, sein Unrecht einzugestehen, mit der Lüge zu brechen, Buße zu thun und nicht nur in Worten und nicht nur mit jenen selben Groschen, welche unter Leiden und Schmerz dem Volke entrissen wurden, ihm zu Hilfe zu kommen, wie das während dieser letzten zwei Jahre geschah – sowie darin, jene künstliche Scheidewand niederzureißen, welche zwischen uns und dem Arbeitsvolk steht, nicht nur in Worten, sondern auch in der That sie als unsere Brüder anzuerkennen und zu diesem Zweck

unser Leben zu ändern, jenen Vorteilen und Vorzügen zu entsagen, die wir haben, auf gleichem Fuß mit dem Volk zu stehen und mit ihm zusammen jene Wohlthaten der Ordnung, der Wissenschaft, der Civilisation zu erreichen, welche wir jetzt von außen her und ohne nach seinem Willen zu fragen, angeblich dem Volk mitteilen wollen.

Wir stehen auf dem Scheideweg und eine Wahl ist unvermeidlich. Der erste Ausweg bedeutet die Befreiung von der beständigen Angst davor, daß diese Lüge entdeckt werde und von dem Bewußtsein dessen, daß wir unvermeidlich, früher oder später, diese Stellung verlieren werden, die wir so hartnäckig festzuhalten suchen.

Der zweite Ausweg bedeutet die freiwillige Anerkennung und Anwendung auf das Leben dessen, was wir selbst bekennen und wonach unser Herz und unsere Vernunft verlangen und was früher oder später, wenn nicht von uns, so von anderen ausgeführt werden wird, weil nur in diesem Verzicht der Gewalthaber auf ihre Gewalt der einzige, mögliche Ausweg aus jenen Qualen zu finden ist, an welchen unsere pseudo-christliche Menschheit krankt.

Der Ausweg liegt nur in der Absage vom falschen und der Anerkennung des wahren Christentums.

Jasnaja Poliana, 28. Oktober 1893. L. Tolstoi

[Illustrationsseite]

VI.
Bei den Hungernden

Aus den Berichten Leo N. Tolstois
zur Hungersnot 1891/92

Übersetzt von Hanny Brentano[1]

Während der Hungersnot, die in den Jahren 1891/92 infolge von Mißernte in einigen Gouvernements des russischen Reiches herrschte, war Tolstoj an der von privater Seite eingeleiteten Hilfsaktion in hervorragender Weise beteiligt. Um Rechenschaft abzulegen über die zahlreichen, von nah und fern an ihn gelangenden Spenden für die Notleidenden, veröffentlichte Tolstoj wiederholt Berichte über die Verwendung des Geldes, über seine Tätigkeit für die Hungernden, die Lage der Bauern usw. Diesen Berichten sind die folgenden Stücke entnommen. (Anmerkung des Übersetzers)

1. Im Hungerdorf

… Auf sechs Werst Entfernung von einem Dorf zum andern trifft man keine Ortschaft, keine Behausung. Seitab vom Wege liegen nur ein paar Nebengebäude von Gutshöfen. Zwischen steilen Ufern strömt der große, prächtige Fluß dahin, an dem die zwei Dörfer liegen: diesseits das kleinere und drüben das größere, in dem sich die Kirche mit dem Glockenturm und dem in der Sonne glänzenden Kreuz befindet. Den jenseitigen Hügel entlang ziehen sich die von weitem hübsch erscheinenden Bauernhäuschen.

Ich nähere mich dem diesseitigen Dorfe. Das erste Haus ist kein eigentliches Haus, sondern besteht nur aus vier grauen, mit Lehm

[1] Textquelle | Leo Tolstoi: Volkserzählungen, Märchen und Skizzen. Deutsch von Hanny Brentano. Mit Bildschmuck von Professor A. Brentano. Regensburg: Verlag von Josef Habbel [1911]: ‚Bei den Hungernden' [= Teilübersetzung / Auszug des Berichtes, der unter →V schon als Ganzübersetzung dargeboten wird].

verschmierten Steinwänden, über die einige mit Kartoffelkraut bedeckte Bretter gelegt sind. Ein Hof existiert nicht. – Das ist die Wohnung einer Familie.

Vor dieser Behausung steht ein Wagen ohne Räder, und ein kleines Plätzchen davor ist gereinigt und dient als Tenne: soeben ist hier Hafer gedroschen und geworfelt worden. Ein hochgewachsener Bauer in Bastschuhen wirft mit einer Schaufel den sauber gereinigten Hafer in geflochtene Saatkörbe; ein barfüßiges Weib von etwa fünfzig Jahren in schmutziger, zerrissener Kleidung trägt die Saatkörbe zu dem radlosen Wagen, leert sie aus und zählt sie. An die Frau schmiegt sich, sie bei der Arbeit hindernd, ein nur mit einem schmutziggrauen Hemde bekleidetes, etwa siebenjähriges Mädchen. – Der Bauer ist der Gevatter der Frau. Er ist gekommen, um ihr beim Dreschen des Hafers zu helfen. Sie ist Witwe, ihr Mann ist vor bald zwei Jahren gestorben und ihr Sohn ist beim Militär auf Waffenübung. Die Schwiegertochter sitzt in der Hütte bei ihren kleinen Kindern: das eine davon, einen Säugling, hält sie auf den Armen, das andere, etwa zweijährige, hat mit den nackten Füßchen die Schwelle erklettert und schreit, ist mit irgend etwas unzufrieden.

Die ganze Ernte des Jahres besteht aus dem Hafer, der in dem radlosen Wagen Platz finden wird, – es sind ja kaum vier Maß. Vom Roggen ist nach der Aussaat nichts übrig geblieben als ein sorgfältig aufgehobener Sack mit mehr als hundert Pfund Melde. Weder Hirse noch Buchweizen noch Linsen noch Kartoffeln sind gesät oder gepflanzt. Das Brot wird mit Beimischung von Melde[2] gebacken und ist so schlecht, daß man es nicht essen kann. Heute morgen ist das Weib acht Werst weit gegangen, um im Nachbardorf um Almosen zu bitten. Dort wurde ein Fest gefeiert, und sie hat fast fünf Pfund kleiner Stücke von ohne Melde gebackenen Pastetchen erbettelt, die

[2] In Zeiten der Hungersnot mischen die russischen Bauern Melde unters Mehl. Tolstoj bemerkt dazu an anderer Stelle: „Dieser Brauch läßt sich nur durch die Überlieferung erklären, daß auch früher schon Melde als Nahrung verwendet wurde; es gibt auch ein Sprichwort: Melde im Roggen ist ja kein Unglück! Dazu kommt, daß die Melde auf dem Roggenfelde wächst und zusammen mit dem Roggen ausgedroschen wird. Ich glaube, wenn die Überlieferung nicht wäre, und wenn die Melde nicht auf dem Roggenfelde wachsen würde, so würde man lieber Haferstroh oder Sägspähne ins Brot mengen als dieses schädliche Unkraut, das jetzt überall verwendet wird."

sie mir zeigt. Außerdem hat sie Brotrinden und handflächengroße Brotstückchen, alles in allem vielleicht vier Pfund, in ihrem Korbe. Das ist der ganze Besitz, das sind die ganzen Eßvorräte der Familie.

Das nächste Haus ist dem ersten gleich, nur etwas besser gedeckt und von einem kleinen Hofe umgeben. Die Roggenernte ist ebenfalls mißraten. Ein gleicher Sack mit Melde wie drüben steht auch hier im Flur und bildet den ganzen Vorrat an Lebensmitteln. Hafer ist hier überhaupt nicht gesät worden, da es im Frühling an Aussaat gefehlt hat; die Kartoffelernte beträgt drei, die Weizenernte zwei Maß. Der Rest des Roggens, der von den Behörden zur Aussaat geliefert wurde, ist von der Bäuerin mit Melde vermischt und zu Brot verarbeitet worden, und dies Brot geht nun auch schon zu Ende: nur anderthalb Laib sind noch vorhanden. Der Kartoffelvorrat reicht vielleicht noch auf einen Monat, was dann geschehen soll, wissen die Leute selbst nicht. Die Familie besteht aus Mann, Frau und vier Kindern. Als ich in der Hütte weilte, war der Mann nicht daheim, er baute bei einem benachbarten Bauern ein Haus aus Steinen und Lehm.

Das dritte Haus glich den beiden ersten, auch die Lage der Bewohner war die gleiche. Während ich im Zimmer war und mit der Bäuerin sprach, trat eine Frau ein und erzählte der Nachbarin, ihr Mann sei bei einer Rauferei so geschlagen worden, daß sie nicht an sein Aufkommen glaube, und daß er heute morgen bereits die heilige Wegzehrung empfangen habe. Es war klar, daß die Nachbarin das alles schon längst wußte, und daß es nur um meinetwillen erzählt wurde. Ich erbot mich, den Kranken zu untersuchen, um ihm vielleicht irgendwie helfen zu können. Die Frau ging hinaus, kam aber bald wieder zurück, um mich zu holen. Der Kranke lag im Nachbarhause. Es war ein großes Bauernhaus, aus Balken gebaut; ein steinernes Nebengebäude und ein Hof gehörten dazu. Der Bauer hatte nach einer Feuersbrunst eifrig gebaut, all seine Ersparnisse in den Bau gesteckt, und war dann verarmt. In diesem Hause wohnten zwei fremde Familien, die keine eigenen Häuser besaßen, zur Miete. Das Haupt einer dieser Familien war der Zerschlagene. Er lag auf der Pritsche zwischen Ofen und Wand, mit einem Stück grober Leinwand bedeckt, und stöhnte kläglich. Ich trat heran und deckte ihn behutsam auf. Es war ein stämmiger, gesunder Mann von etwa vierzig Jahren, mit vollblütigem Gesicht und den Muskeln eines

Athleten auf den entblößten Armen. Ich begann ihn auszufragen; er erzählte, indem er sich bemühte, matt zu stöhnen: vorgestern sei Gemeindeversammlung gewesen, er und ein anderer Bauer haben Pässe genommen, weil sie flußabwärts wandern wollen, um Erwerb zu suchen; bei der Gelegenheit habe er einem Bauern bloß gesagt, es sei nicht recht, zu schimpfen, – zur Antwort habe der Bauer ihn hingeworfen und mit den Füßen auf ihm herumgetrampelt, ihm Kopf und Brust und überhaupt den ganzen Körper zerschlagen. Es stellte sich heraus, daß die Bauern betrunken gewesen waren: die, welche die Pässe erhielten, mußten ja einen Achteleimer Branntwein zum besten geben, und der Gemeindeälteste, der fünfzig Rubel von den Gemeindegeldern veruntreut hatte, zahlte gar einen halben Eimer, damit man ihm gestattete, seine Schuld in drei Raten abzutragen.

Ich befühlte und untersuchte den Verprügelten. Er war vollständig gesund und triefte von Schweiß unter seiner Sackleinwand. Irgendwelche Spuren von Hieben und Tritten waren nicht zu entdecken, und es war klar, daß er nur deshalb den Schwerkranken spielte, um bei den Behörden – jedenfalls hielt er mich für einen Beamten – die Bestrafung dessen durchzusetzen, mit dem er sich geprügelt hatte. Als ich ihm erklärte, daß es unnütz wäre, bei Gericht zu klagen, und daß er meiner Meinung nach durchaus nicht gefährlich verletzt sei und getrost aufstehen könne, war er unzufrieden, und die Weiber, die sich in der Stube angesammelt hatten und mich aufmerksam beobachteten, äußerten murrend, wenn man so vorgehe, würden bald alle Bauern totgeschlagen sein.

Die Armut der drei in diesem Hause lebenden Familien ist ebenso groß wie in den beiden ersten Hütten. Roggen ist nirgends vorhanden. Der eine hat höchstens zwei Pud[3] Weizen, der andere Kartoffeln für zwei Wochen oder vielleicht für einen Monat. Das Brot ist unter Beimischung von Melde aus dem Roggen gebacken, der zur Aussaat bestimmt war; alle haben noch ein wenig Brot, aber nicht für lange.

Fast alle Bauern sind daheim: der eine streicht sein Haus an, der andere bessert die Hütte aus, der dritte sitzt müßig da. Was zu dreschen war, ist gedroschen, die Kartoffeln sind ausgegraben.

[3] 1 *Pud* = 40 Pfund. (Anm. d. Übers.)

So steht's in allen dreißig Höfen des Dorfes mit Ausnahme zweier Familien, die wohlhabend sind. Das Dorf ist im vorigen Jahre bis zur Hälfte niedergebrannt und noch nicht ganz wieder aufgebaut. Die ersten Höfe – der mit der Frau, die den Hafer dreschen ließ, und acht weitere nach der Reihe – sollen in Befolgung der Feuerversicherungsmaßregeln weiter hinausgerückt werden. Doch die Mehrzahl der Bauern ist so arm, daß sie noch nicht bauen konnten. Ebenso mittellos sind auch die anderen, deren Häuser nicht niedergebrannt sind, wenngleich es ihnen im allgemeinen ein klein wenig besser geht als den Abbrändlern. Unter den dreißig Bauernhöfen sind zwölf, die keine Pferde mehr haben …

2. In der Volksküche

… Bei der Eröffnung von Volksküchen für die Notleidenden wird in folgender Weise vorgegangen, – d. h. wir wenigstens gehen so vor: sobald wir von einem besonders armen Dorf hören, fahren wir hin, begeben uns zum Dorfschulzen, erzählen ihm von unserer Absicht, lassen uns irgend einen der Ältesten kommen und erkundigen uns bei ihm nach der Lage jedes einzelnen Bauern von einem Ende des Dorfes bis zum andern. Der Dorfschulze, seine Frau, die Ältesten und wer sonst noch aus Neugier ins Haus gekommen, schildern uns den Zustand der Bauernhöfe.

„Also von links angefangen: Maxim Aptochin – wie geht's dem?"

„Schlecht. Sieben Kinder. Brot ist längst nicht mehr da. Die Alte und der eine Bub' müßten zur Volksküche kommen."

Wir notieren also: von Maxim Aptochin – zwei Personen. Weiter: Fedor Abramow.

„Denen geht's auch nicht gut, aber sie können sich noch ernähren."

Da mischt sich die Frau des Dorfschulzen ein und erklärt, die Armut, sei auch dort groß, und wenigstens der eine Knabe sollte genommen werden. – Nun kommt ein Greis, ein ausgedienter Soldat aus der Zeit des Kaisers Nikolaus' I., an die Reihe.

„Der stirbt fast vor Hunger."

Demjan Ssapronow? – „Die werden sich wohl durchschlagen."

So nehmen wir das ganze Dorf durch. Ein Beweis dafür, wie gerecht und ohne Bevorzugung ihrer Standesgenossen die Bauern die Notleidenden beurteilen, ist es, daß – obgleich viele Bauern eines Dorfes nicht in die Volksküche Aufnahme gefunden hatten – die Witwe des Geistlichen mit ihren Kindern und die Küstersfrau von den Bauern ohne Zögern als unterstützungsbedürftig bezeichnet wurden. Nach den Angaben des Dorfschulzen und der Nachbarn werden alle Bauernhöfe eines Dorfes in drei Gruppen geteilt: die unzweifelhaft Hilfsbedürftigen, aus denen mehrere Personen in der Volksküche Aufnahme finden müssen; die unzweifelhaft Gutsituierten, die ohne Hilfe auskommen können, und die Zweifelhaften. Der Zweifel wird späterhin gelöst durch die Anzahl der in die Volksküche Aufgenommenen. Mehr als vierzig Personen können in einer Küche nicht leicht abgespeist werden. Wenn also die Zahl der Aufgenommenen noch unter vierzig ist, kommen auch die „Zweifelhaften" noch an die Reihe; ist die Zahl schon voll, so müssen sie abgewiesen werden. Gewöhnlich stellt es sich später heraus, daß einzelne hilfsbedürftige Personen übergangen worden sind, und es werden später noch Änderungen oder Vermehrungen vorgenommen. Finden sich aber in einem Orte sehr viele zweifellos Hilfsbedürftige, so wird eine zweite, ja zuweilen sogar eine dritte Volksküche eröffnet.

Sowohl in unseren Volksküchen als in denen unserer Nachbarin N. F., die unabhängig von uns die Hilfsaktion leitet, beträgt die Anzahl der Gespeisten immer ein Drittel der zurzeit im Dorfe Anwesenden.

Anmeldungen zur Übernahme einer Volksküche – d. h. zum Brotbacken, Bereiten der Speisen, Bedienen der Gäste, gegen die Entschädigung, mitessen und sich mitwärmen zu dürfen, – kommen in Mengen, fast aus jedem Hof. Der Wunsch, mit der Leitung der Volksküche betraut zu werden, ist so lebhaft, daß in den ersten zwei Dörfern, in denen wir Volksküchen eröffneten, die beiden Gemeindeältesten, reiche Bauern, sich dazu erboten, in ihren Häusern die Volksküche einzurichten. Da aber die Leute, welche die Küche übernehmen, der Sorge für Nahrung und Heizmaterial vollständig enthoben sind, wählen wir gewöhnlich die Allerärmsten, wenn sie nur mitten im Dorfe wohnen und von beiden Enden des Ortes leicht zu erreichen sind. Auf das Lokal an sich nehmen wir keine Rücksicht,

da auch in der kleinsten, acht Ellen messenden Hütte dreißig bis vierzig Personen bequem abgefertigt werden können.

Das Nächste ist nun die Ausgabe der Nahrungsmittel für jede Volksküche. Das wird in folgender Weise gemacht. An einem Ort, der im Zentrum aller Volksküchen liegt, wird ein Depot der notwendigen Vorräte angelegt. Sobald dann das Lokal für die Küche gewählt und die Liste der abzuspeisenden Personen fertig ist, wird der Tag festgesetzt, an dem die Leiter der Volksküche oder eine der sich abwechselnden Fuhren Vorrat holen kommen. Da es jetzt wegen der großen Zahl der Volksküchen zu viel Mühe machen würde, die Vorräte an jedem beliebigen Tage auszuteilen, sind zwei Tage in der Woche, Dienstag und Freitag, zur Ausgabe bestimmt. Der Leiter der Volksküche erhält ein Heft, in welchem die Nummer der Küche, der Name ihres Leiters, Datum der Ausgabe, Zahl der Besucher und die Menge der ausgelieferten Vorräte vermerkt werden.

Außer den Lebensmitteln holen die Fuhren an einem bestimmten Tage Brennmaterial für alle Volksküchen. Anfangs verteilten wir Torf, jetzt, da wir keinen Torf mehr haben, geben wir Holz. – An dem Tage, an dem alle Vorräte ausgeliefert werden, wird das Brot eingeteigt und am übernächsten die Volksküche eröffnet. Die Frage des Koch- und Eßgeschirres wird von den Wirten selbst gelöst. Jeder Volksküchenwirt benützt sein eigenes Geschirr und holt sich das, was ihm fehlt, von den Leuten, die zum Essen kommen. Den Löffel bringt jeder Gast selbst mit.

Die erste Volksküche eröffneten wir in der Wohnung eines blinden Greises, seiner Frau und seiner verwaisten Enkelkinder. Als ich am Eröffnungstage um elf Uhr vormittags ins Haus kam, hatte die Frau schon alles vorbereitet. Die Brote waren aus dem Backofen gezogen und lagen auf dem Tisch und auf den Bänken. Im heißen, mit der Klappe verschlossenen Ofen standen die Töpfe mit Sauerkraut, Betensuppe[4] und Kartoffeln.

In der Stube befanden sich außer den Wirten zwei Nachbarinnen und eine alte Frau, die kein Haus besaß und daher gebeten hatte, hier in der Hütte wohnen zu dürfen, um sich in der Volksküche zu nähren und zu wärmen. Die Esser waren noch nicht da, und es

[4] Suppe aus feingehackten roten Rüben; nebst Sauerkrautsuppe und Buchweizengrütze Hauptnahrungsmittel des russischen Bauern. (Anm. d. Übers.)

stellte sich heraus, daß man auf uns gewartet und noch niemand verständigt hatte. Ein Knabe und ein Bauer machten sich nun erbötig, die Leute zusammenzurufen. Ich frage die Wirtin:

„Wo werden sie denn alle sitzen?"

„Ich werd' alles ordentlich einrichten, verlassen Sie sich darauf!" erwidert sie. Es ist eine kräftige Frau von etwa fünfzig Jahren, mit schüchternem und unruhigem, aber klugem Blick. Vor der Eröffnung der Volksküche ernährte sie sich und die Ihrigen durch Betteln. Ihre Feinde behaupten, sie sei eine Trinkerin, aber trotz dieser üblen Nachrede nimmt sie durch ihre Fürsorge für die verwaisten Enkelkinder und den abgezehrten, kaum noch lebenden, blinden Greis für sich ein. Die Mutter der Kinder ist vor einem Jahr gestorben, der Vater hat die Kleinen im Stich gelassen, ist nach Moskau gegangen und führt dort ein leichtsinniges Leben. Die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, sind sehr hübsch, besonders der achtjährige Knabe; trotz der großen Armut sind sie ordentlich angezogen; sie drängen sich an die Großmutter heran und haben allerlei Wünsche, wie das bei verwöhnten Kindern zu sein pflegt.

„Alles wird in Ordnung sein," sagt die Wirtin wieder; „ich besorge auch noch einen Tisch. Und wer nicht gleich Platz findet, ißt halt später!"

Neun Brote – so erzählt sie mir – hat sie aus vier Pud Mehl herausbekommen, außerdem Kwas ausgestellt. Nur mit dem Torf hat sie sich gar so sehr plagen müssen, – er brennt nicht. Sie hat sogar schon Stroh vom Scheunendach zum Unterzünden geholt, die ganze Scheune abgedeckt, sonst hätte der Torf überhaupt nicht gebrannt.

Da ich jetzt hier nichts zu tun habe, gehe ich in das Dorf jenseits der Schlucht, wo ebenfalls eine Volksküche eröffnet wird und wo man am Ende auch auf mich wartet. Und in der Tat, man erwartet mich. Es ist hier alles wie drüben: der Duft des heißen Brotes, das auf Tischen und Bänken liegt, die Töpfe und Kessel im Ofen und die neugierigen Nachbarn in der Stube. Auch hier melden sich Freiwillige, die die Leute zusammenrufen wollen. Ich spreche ein paar Worte mit der Wirtin, die mir ebenfalls klagt, daß der Torf nicht brennen will und daß sie ihren Waschtrog zerhacken mußte, um das Brot zu backen, und gehe dann wieder zurück in die erste Volksküche, mit der Befürchtung, es könnten sich irgendwelche Mißverständnisse und Schwierigkeiten ergeben, die ich beheben muß. Ich

komme in die Hütte des Blinden. Sie ist überfüllt mit Menschen, und es summt und brummt in der Stube wie in einem offenen Bienenstock in warmer Sommernacht. Heißer Dunst schlägt mir an der Tür entgegen. Es riecht nach Brot und Sauerkraut und man hört das Schmatzen der Esser. Die Stube ist klein und dunkel, hat nur zwei winzige Fenster, die überdies von außen dick mit Dünger beworfen sind. Der Fußboden besteht aus Erde und ist äußerst uneben. Es ist so dunkel, – besonders da die Leute mit ihren Rücken die Fenster verdecken, – daß ich anfangs gar nichts erkenne.

Aber ungeachtet der Enge und Unbequemlichkeit wickelt sich die Abspeisung in vollster Ordnung ab. Längs der Vorderwand, links von der Tür, stehen zwei Tische, an denen die Essenden ehrbar sitzen. Im Hintergrund der Stube, zwischen Außenwand und Ofen, ist die Lagerstatt, auf welcher der blinde Greis nicht mehr liegt, sondern sitzt; er hat die Hände um die mageren Knie geschlungen und horcht auf die Gespräche und die Laute des Essens. Rechts, im freien Winkel vor der Ofentür, steht die Wirtin mit ihren freiwilligen Helferinnen. Sie achten auf alles, was die Essenden brauchen, und bedienen sie.

An dem Tisch in der vorderen Ecke, grade unter den Heiligenbildern, sitzt der ausgediente Soldat aus der Zeit Nikolaus' I., neben ihm ein alter Bauer, dann ein greises Mütterchen, dann ein paar Kinder. Am zweiten Tisch, nahe am Ofen, mit dem Rücken zum Fensterpfeiler, hat die kränklich aussehende Witwe des Geistlichen Platz genommen, um sie herum sitzen Kinder, Knaben und Mädchen, und ihre eigene, schon erwachsene Tochter. Auf jedem Tische steht ein Napf mit Sauerkrautsuppe, und die Essenden löffeln eifrig und essen das warme, duftende Brot dazu. Die Näpfe leeren sich.

„Eßt nur, eßt!" ruft die Wirtin heiter und gastfreundlich, indem sie über die Köpfe der Vornsitzenden große Stücke Brotes hinüberreicht; „ich schöpfe gleich noch ein. Heut' gibt's nur Sauerkrautsuppe und Kartoffeln," sagt sie dann, zu mir gewandt, „die Beten sind nicht fertig geworden, die geb' ich halt zum Nachtmahl!"

Ein altes Mütterchen, das sich kaum noch rühren kann, steht am Ofen und bittet mich, ihm etwas Brot mit nach Hause zu geben; heut' hat die arme Alte sich mühsam hergeschleppt, aber alle Tage könne sie unmöglich kommen; ihr Enkel, der auch hier ißt, könnte ihr das Brot bringen. Die Wirtin schneidet ein Stück für sie ab. Die

Alte nimmt's, verbirgt's sorgfältig auf ihrer Brust und dankt, geht aber noch nicht fort. Die Küstersfrau, eine lebhafte Person, die am Ofen steht und der Wirtin behilflich ist, dankt mir wortreich dafür, daß ihr Töchterchen hier essen darf, und fügt dann schüchtern die Bitte hinzu, ob nicht auch sie selbst etwas bekommen könnte.

„Lange schon hab' ich kein reines Brötchen mehr gegessen," sagt sie, „für uns ist das ja süß wie Honig!"

Als sie die erbetene Erlaubnis erhalten hat, bekreuzigt die Küstersfrau sich und steigt über das Brett, das von einer Bank zur andern gelegt ist. Ein Knabe und ein altes Mütterchen rücken auseinander, und die Küstersfrau setzt sich. Die Wirtin reicht ihr Brot und einen Löffel.

Nach der Sauerkrautsuppe werden Kartoffeln gereicht. Jeder schüttet sich aus dem Salzfaß ein Häufchen Salz auf den Tisch und tupft die geschälte Kartoffel hinein. – Das Bedienen der Essenden, das Placieren der Leute, das Essen selbst, – alles geschieht ohne Hast, mit Anstand und Würde und so, als sei man an das alles gewöhnt, als sei es etwas, was man immer getan hat und tut, und was gar nicht anders getan werden kann, etwas wie eine Naturerscheinung.

Der alte Soldat ist der erste, der – als er die Kartoffeln verspeist und die übriggebliebenen Brotstückchen sorgsam beiseite gelegt hat, – vom Tische aufsteht; alle andern folgen seinem Beispiel, wenden sich den Heiligenbildern zu und beten, dann bedanken sie sich und gehen hinaus. Nun nehmen die, welche bisher gewartet haben, bedächtig die frei gewordenen Plätze ein, und wieder schneidet die Wirtin Brotschnitten herunter, und wieder füllt sie die Näpfe mit Sauerkrautsuppe.

Ganz genau so ging's auch in der zweiten Volksküche zu, nur waren dort sehr viele Menschen beisammen, gegen vierzig Personen, und die Hütte war noch kleiner und finsterer als die erste. Aber es herrschte derselbe Anstand der Gäste, dasselbe ruhige und freudige, ein klein wenig stolze Benehmen der Wirtin. Dort half der Frau ihr Sohn, ein junger Bauer, beim Bedienen, und die Sache wickelte sich schneller ab. Auch in allen anderen von uns eingerichteten Volksküchen ging es ebenso natürlich und würdig zu …

3. LÄSTIG!

… Ich stehe sehr früh auf. Ein klarer, frostiger Morgen mit rotem Sonnenaufgang. Der Schnee knirscht auf den Stufen. Ich trete aus den Hof hinaus und hoffe, daß er noch leer ist, daß es mir gelingen wird, ungestört einen Spaziergang zu machen. Doch nein! Kaum öffne ich die Tür, so sehe ich auch schon zwei Personen vor mir stehen, einen großen, breitschultrigen Bauern in kurzem, zerrissenem Halbpelz, in zertretenen Bastschuhen, mit einem Bettelsack über der Schulter und mit abgehärmtem Gesicht (sie haben jetzt alle solche Gesichter, die schon zu charakteristischen Bauerngesichtern geworden sind!). Neben ihm steht ein Knabe von etwa vierzehn Jahren, ohne Pelz, in zerlumptem Kittel, ebenfalls in Bastschuhen und ebenfalls mit dem Bettelsack über der Schulter. Ich will vorübergehen, – da fangen auch schon die Verneigungen und die üblichen Redensarten an. Nichts zu machen, ich kehre in den Flur zurück. Sie folgen mir.

„Was ist's?" – „Zu Euer Gnaden kommen wir."
„Was gibt's denn?" – „Zu Euer Gnaden –"
„Was wollt ihr also?" – „Wegen der Hilfe."
„Was für eine Hilfe?" – „Ja um unsres Lebens willen –"
„Sag' doch, was ihr braucht!"
„Wir sterben vor Hunger. Helfen Sie wenigstens etwas!"
„Von wo seid ihr?" – „Aus Satworno."

Ich weiß, daß das ein Bettlerdorf ist, in dem es uns noch nicht möglich war, eine Volksküche zu eröffnen. Gruppenweise ziehen die Bettler aus jenem Dorfe umher, und in Gedanken zähle ich diesen Mann sofort den Professionsbettlern zu, und ich ärgere mich über ihn und besonders darüber, daß diese Leute auch Kinder zum Betteln anhalten.

„Worum bittest du denn eigentlich?"

„Bedenke uns, Herr, wie du willst!"

„Ja wie soll ich das anfangen? Hier kann nichts geschehen, – wir werden zu euch hinausfahren."

Er aber hört nicht auf mich. Und wieder vernehme ich die schon hundertmal gehörten, immer gleichen Schilderungen, die mir erlogen scheinen: „Nichts geerntet, eine Familie aus acht Personen, nur

ich allein kann arbeiten, meine Alte ist gestorben, im Sommer haben wir die Kuh verkauft, um uns durchzubringen, zu Weihnachten ist das letzte Pferd krepiert; was hab' ich alles versucht! Die Kinder wollen essen, ich kann nicht fort von ihnen; drei Tage haben sie nichts mehr gegessen!"

Ich bin an solche Erzählungen schon so gewöhnt, – es ist immer dasselbe. Ich warte, ob er nicht bald fertig sein wird, er aber spricht weiter: „Ich dachte, ich würde mich irgendwie durchschlagen, aber ich hab' keine Kraft mehr. In meinem Leben hab' ich noch nicht gebettelt, jetzt hat's Gott gefügt!"

„Schon gut, schon gut! Wir werden hinfahren, dann wird man ja sehen!" sage ich und will vorübergehen, dabei fällt mein Blick auf den Knaben. Er schaut mich an mit seinen prachtvollen, traurigen braunen Augen, in denen Schmerz und Hoffnung zu lesen sind; eine helle Träne hängt an seiner Wange und rollt eben jetzt auf den mit Schneespuren bedeckten Fußboden hinab. Und das liebe, vergrämte Knabengesicht, das von einem Kranz blonder Locken umrahmt ist, zuckt von verhaltenem Schluchzen. Für mich sind die Worte seines Vaters gewohntes und lästiges Geschwätz, für den Knaben aber ist die Schilderung des entsetzlichen Jahres, das er mit dem Vater durchlebt hat, – zumal in dem für ihn feierlichen Augenblick, in dem sie bis zu mir, bis zur Hilfe gedrungen sind, – für ihn ist diese Schilderung etwas ungemein Rührendes, das seine durch Hunger geschwächten Nerven erschüttert. Mir ist das alles lästig, so lästig; ich denke nur daran, wie ich schnell zu meinem Spaziergang kommen könnte!

Mir ist das alles wohlbekannt, dem Knaben aber ist's so entsetzlich neu.

Ja, uns ist's lästig, wir sind der Klagen überdrüssig. Die Armen aber wollen essen, sie wollen leben, wollen Glück und Liebe, – sie wollen das alles so, wie es dieser gute, arme, von Elend zerquälte, von naivem Mitleid mit sich selbst erfüllte Knabe will, in dessen herrlichen, tränenvollen, auf mich gerichteten Augen ich gelesen habe …

VII.
Forderungen der Liebe

(Trebovanija ljubvi, 1893)[1]

Leo N. Tolstoi

Stellen wir uns einige Menschen vor, Männer und Frauen – ein Ehepaar, einen Bruder, Schwester, Vater, Tochter, Mutter, Sohn – aus der vermögenden Klasse, die rasch die Sündhaftigkeit des luxuriösen und müßigen Lebens inmitten des Elendes und der Bedrückung des Arbeitsvolkes begriffen haben und die Stadt verließen, ihren Überfluß jemandem hingaben oder auf die eine oder andere Art sich von ihm befreit hatten, sich in Papiergeld, sagen wir hundertfünfzig Rubel für je zwei Personen pro Jahr gelassen, oder sich sogar nichts gelassen haben und ihren Lebensunterhalt mit irgendeinem Handgewerbe – sagen wir, mit Porzellanmalerei, mit dem Übersetzen guter Bücher – verdienen und am Lande, mitten in einem russischen Dorfe wohnen, wo sie eine Bauernhütte gemietet oder gekauft haben und mit eigenen Händen einen Gemüse- und Obstgarten bebauen, Bienenzucht treiben und dabei den Dorfbewohnern, so ferne sie es verstehen, ärztliche, sowie auch pädagogische Hilfe reichen, – Kinder unterrichten, Briefe, Bittgesuche und ähnliches schreiben.

Man möchte meinen, was kann es Besseres als ein solches Leben geben? Aber dieses Leben wird gar bald aufhören, freudig zu sein, falls diese Menschen nicht heucheln, nicht lügen, falls sie aufrichtig sind. Denn, wenn diese Leute auf alle Vorteile und Freuden, auf alle Lebensverschönerungen, die ihnen die Stadt und das Geld boten, verzichtet haben, so haben sie das nur deshalb getan, weil sie die Menschen für Brüder, für Gleiche vor Gott anerkennen, nicht für Gleiche ihren Fähigkeiten, oder meinetwegen, ihren Verdiensten

[1] Textquelle | Leo TOLSTOI: Für alle Tage. Ein Lebensbuch. Band II. Erste vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von Dr. E H. Schmitt und Dr. A[lbert]. Škarvan. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1907, S. 508-515.

nach, sondern als Gleiche in ihren Rechten auf das Leben und auf alles das, was dieses ihnen bieten kann.

Wenn es noch irgendwelche Zweifel hinsichtlich der Gleichheit der Menschen geben kann, wenn wir sie als Erwachsene, jeden für sich mit seiner Vergangenheit betrachten, so kann es solche Zweifel nicht mehr geben, wenn wir Kinder sehen. Warum wird jenem Kinde alle Fürsorge, alle Förderung der Wissenschaft für seine physische und geistige Entfaltung zu Teil, während dieser prächtige Junge mit denselben und sogar besseren Anlagen zu einem Rhachitiker, Degeneranten, zu einem Halbzwerg werden muß, weil er nicht genug Milch bekommt, und später ein ungeschulter, halbwilder, durch Aberglauben gebundener Mensch, – bloß eine rohe Arbeitskraft, aus ihm wird?

Denn, wenn diese Leute die Stadt verlassen und sich zu solchem Leben ins Dorf zu ziehen entschlossen haben, so doch nur deshalb, weil sie nicht nur Worten, sondern in der Tat an die Brüderlichkeit der Menschen glauben und dieselbe, wenn schon nicht verwirklichen, so doch die Brüderlichkeit in ihrem Leben der Verwirklichung entgegen führen wollen. Und eben dieser Versuch einer Verwirklichung muß sie, falls sie nur aufrichtig sind, – in eine fatale, bedrängnisvolle Lage bringen.

Sie sind mit ihren von Kindheit an angeeigneten Gepflogenheiten, an Ordnung, Bequemlichkeit, hauptsächlich aber an Reinlichkeit gewöhnt, ins Dorf über[ge]siedelt und nachdem sie eine Hütte gemietet oder gekauft haben, reinigten sie dieselbe vom Ungeziefer, vielleicht haben sie dieselbe sogar selbst mit Tapeten beklebt, haben den Überrest ihrer Möbel hintransportiert, keine Luxusmöbel, nur das nötigste: Eisenbetten, Schränke, einen Schreibtisch. Und so leben sie. Am Anfang begegnen ihnen die Bauern scheu: sie erwarten, wie von allen reichen Leuten, daß auch diese mit Gewalt ihre Privilegien beschützen werden, deshalb kommen sie mit keinerlei Bitten und Ansprüchen zu ihnen. Aber allmählich klärt sich die Stimmung der neuen Dorfbewohner: sie selbst bieten ihre Dienste unentgeltlich an, und die Kühnsten und Aufdringlichsten der Bauern haben es bald heraus, daß die neuen Ankömmlinge keine Absage tun und daß man in ihrer Nähe seinen Profit machen kann.

Und nun beginnen allerlei Ansprüche und Wünsche, die immer mehr und mehr zunehmen.

Nicht nur Betteleien, sondern auch natürliche Anforderungen, das zu teilen, was man in Vergleich mit den anderen Überflüssiges besitzt; und nicht nur Anforderungen, sondern die Ankömmlinge selbst, die beständig in nahem Verkehr mit dem Volke sind, empfinden die Notwendigkeit, ihren Überfluß dort zu verschenken, wo die Not am größten ist. Aber nicht genug an dem, daß sie die Notwendigkeit empfinden, ihren Überfluß so lange wegzugeben, bis ihnen nur so viel geblieben ist, was ein jeder, d. h. der Durchschnittsbauer, besitzt, – obzwar es ein solches Durchschnittsmaß, wie viel ein jeder haben muß, gar nicht gibt, – sondern sie können gar nicht inne halten, weil um sie herum immer das schreiendste Elend herrscht, und sie im Vergleich mit diesem Elende immer noch Überfluß haben. Man sollte meinen, man könnte ein Glas Milch für sich behalten; die Matrjona aber hat zwei Kinder, einen Säugling, für den die Mutter keine Milch in den Brüsten hat, und einen Zweijährigen, der hinzusiechen beginnt. Man sollte meinen, man kann sich einen Polster und eine Decke behalten, um unter gewohnten Bedingungen nach einem mühevollen Tag schlafen zu können, da liegt aber ein Kranker auf seinem lausigen Kaftan und friert bei Nacht, weil er sich nur mit einer Bastdecke bedeckt. Man sollte meinen, man könnte Tee und Nahrungsmittel behalten, man mußte sie jedoch Pilgersleuten geben, denn sie waren erschöpft und alt. Man sollte meinen, man könne wenigstens Reinlichkeit im Haus bewahren, aber Betteljungen sind gekommen, man ließ sie übernachten, und sie haben die Hütte verlaust.

Man kann nicht innehalten und wo sollte man es auch?

Nur diejenigen, die ganz und gar jenes Bewußtseingefühl der Brüderlichkeit der Menschen nicht kennen, auf Grund dessen diese Menschen in das Dorf kamen, oder die so gewohnt sind, zu lügen, daß sie den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge gar nicht merken, werden sagen, es gebe eine Grenze, an der man innehalten könne. Eben darum handelt es sich ja, daß es eine derartige Grenze nicht gibt, daß das Gefühl, in dessen Namen man diese Sache tut, so beschaffen ist, daß es keine Grenzen kennt, – daß, falls es eine Grenze kennt, dies nur zu bedeuten habe, daß dieses Gefühl gar nicht da war, daß alles nur Heuchelei war.

Ich werde fortfahren, mir diese Leute vorzustellen. Den ganzen

Tag hindurch haben sie gearbeitet, sind heimgekehrt, ein Bett haben sie nicht mehr, haben keinen Kopfpolster, sie schlafen auf dem Stroh, das sie sich herbeigeschafft haben und legen sich nun, nachdem sie Brot gegessen, zur Ruh; es ist Herbstzeit, es regnet Wasser mit Schnee. Es klopft jemand. Wie sollten sie ihm nicht öffnen? Ein Mann tritt ein, durchnäßt und fiebernd. Was tun? Auf das trockene Stroh ihn betten? Trockenes hat man sonst nicht. Und nun muß man entweder den kranken Mann fortjagen, oder ihn durchnäßt auf den Fußboden lagern, oder ihm das eigene Stroh überlassen, und sich selbst, da man doch irgendwo schlafen muß, mit ihm niederlegen. Aber auch das ist wenig: es kommt einer, der euch als Trunkenbold und Wüstling bekannt ist, dem ihr schon einige Mal geholfen habt und der ein jedes Mal alles vertrank, was ihr ihm gegeben habt, – er kommt mit klappernden Kinnbacken und bittet um drei Rubel, die er gestohlen und vertrunken hat und für die man ihn, wenn er sie nicht rückerstattet, ins Gefängnis sperrt. Ihr sagt ihm, ihr hättet im ganzen bloß vier Rubel und sie wären euch unbedingt notwendig, um eine Schuld zu bezahlen. Darauf erwidert der Angekommene: „Ja, das will heißen, daß das alles nur bloßes Gerede ist, wenn es sich aber um Taten handelt, so tut ihr es ebenso, wie die anderen: ‚Möge er zu Grunde gehen, den wir unsern Bruder nennen, nur wir sollen unversehrt bleiben'."

Wie soll man da vorgehen? Was tun? Den fiebernden Kranken auf den Fußboden lagern und selbst im trockenen liegen, – da wirst du noch schlechter schlafen. Ihn auf das eigene Lager betten und selbst neben ihm liegen: man wird von Läusen und Typhus angesteckt. Dem Bittenden drei Rubel geben, – heißt morgen ohne Brot bleiben. Nicht geben – heißt, wie er es richtig sagt, dasjenige verleugnen, im Namen dessen man lebt. Falls man hier Halt machen kann, warum hätte man da nicht früher Halt machen können? Wozu war dann alles Helfen? Wozu gab man da das Vermögen weg, wozu verließ man die Stadt? Wo ist hier eine Grenze? Wenn das Werk, das du tust, eine Grenze hat, so hat die ganze Arbeit gar keinen Sinn, oder hat nur den gräßlichen Sinn von Heuchelei.

Was macht man denn da? Was soll man da tun? Nicht innehalten – heißt sein ganzes Leben verderben, verlausen, dem Siechtum verfallen, sterben und – sichtlich ohne allen Nutzen. Innehalten heißt alles das verleugnen, in dessen Namen man alles das tat, was man

tat, in dessen Namen im allgemeinen etwas Gutes je getan worden ist. Ja man kann es auch nicht verleugnen, denn daß wir Brüder sind und einander dienen sollen, habe doch nicht ich, hat nicht Christus erfunden; das ist ja so, und man kann diese Erkenntnis nicht aus dem menschlichen Herzen reißen, nachdem sie einmal hineingedrungen, was macht man da? Gibt es keinen andern Ausweg?

Und nun denken wir uns, daß diese Leute, ohne sich vor der Lage zu entsetzen, in die sie die Notwendigkeit des Opfers, das unvermeidlich zum Tod führt, versetzt hatte, den Schluß ziehen, ihre Lage komme daher, weil die Mittel, mit welchen sie dem Volke zu Hilfe gekommen waren, viel zu gering waren, und daß dieses nicht gekommen wäre, daß sie großen Nutzen gestiftet hätten, wenn sie viel Geld hätten. Stellen wir uns nun vor, daß diese Leute eine Hilfsquelle gefunden hätten, große, ungeheuere Geldsummen gesammelt haben, und nun weiter helfen. Kaum würde eine Woche vergehen, so würde dasselbe geschehen. Gar bald würden alle Mittel, wie groß diese auch sein mögen, in jene Vertiefungen fließen, welche das Elend geschaffen hat, und die Sachlage würde dieselbe bleiben.

Möglicherweise aber gibt es noch einen dritten Ausweg? Und es gibt Menschen, die behaupten, es gebe einen und er bestünde darin, man müsse die Volksaufklärung fördern, dann würde diese Ungleichheit zum Verschwinden kommen.

Aber dieser Ausweg ist gar zu evident ein heuchlerischer: man kann unmöglich eine Bevölkerung aufklären, die alle Augenblicke am Rand des Hungertodes steht. Vor allem aber ist die Unaufrichtigkeit der Menschen, die diesen Ausweg verkünden, schon daraus ersichtlich, daß ein Mensch, der nach Einsetzung der Gleichheit strebt, – mag es auch vermittels der Wissenschaft sein, – unmöglich diese Ungleichheit mit seiner ganzen Lebensweise aufrecht erhalten kann.

Aber noch einen vierten Ausweg gibt es, der ist: man soll bei der Vernichtung jener Ursachen förderlich sein, welche die Ungleichheit erzeugen, – man soll die Vernichtung der Gewalt, die die Ungleichheit erzeugt, fördern.

Und es müssen auf diesen Ausgang jene aufrichtigen Menschen verfallen, die noch während ihres Lebens ihren Drang, nach Verbrüderung der Menschen zu verwirklichen bestrebt sein werden.

„Wenn wir hier nicht leben können, unter diesen Leuten, im

Dorfe," – werden sich die Menschen, die ich mir vorstelle, sagen müssen, – „wenn wir in eine so schreckliche Lage verfallen sind, daß wir unbedingt dem Siechtum verfallen, verlausen und eines langsamen Todes sterben müssen, oder genötigt sind, auf die einzige sittliche Grundlage unseres Lebens zu verzichten, so kommt das daher, daß die einen reich, die anderen bettelarm sind; diese Ungleichheit aber kommt von der Gewalt; darum muß man, weil alles auf der Gewalt basiert, gegen diese kämpfen."

Nur die Vernichtung dieser Gewalt und der daraus sich ergebenden Knechtschaft kann einen Dienst der Menschenliebe ermöglichen, bei dem die Aufopferung des eigenen Lebens nicht unumgänglich nötig wird.

Wie aber die Gewalt vernichten? Wo ist sie? Sie steckt im Soldaten, im Wachmanne, im Dorfältesten, im Schlosse, das meine Tür versperrt, wie soll ich gegen diese Gewalt kämpfen? Wo, auf welche Art?

So etwa, wie Menschen kämpfen, die durch die Gewalt leben und mit Gewalt gegen die Gewalt kämpfen?

Für einen aufrichtigen Menschen ist dies jedoch unmöglich. Mit Gewalt gegen die Gewalt kämpfen heißt: eine neue Gewalt an die Stelle der alten setzen. Mittelst Aufklärung, die auf Gewalt beruht, helfen wollen, heißt das nämliche tun. Geld sammeln, das durch Gewalt erworben wird und es zur Hilfe der Menschen, die durch die Gewalt verkürzt werden, verwenden, heißt durch Gewalt geschaffene Wunden mit Gewalt heilen wollen.

Will man aber gegen die Gewalt nicht mittels Gewalt, sondern mittels der Verkündigung der Gewaltlosigkeit, mittels der Überweisung der Gewalt und vor allem durch das Beispiel der Gewaltlosigkeit und des Opfers kämpfen, so gibt es immerhin für einen Menschen, der ein christliches Leben in einer Lebensordnung, die auf Vergewaltigung beruht, führt, keinen anderen Ausweg, als den des Opfers und zwar des Opfers bis zu Ende.

Dem Menschen können die Kräfte fehlen, um sich in diesen Abgrund zu stürzen, aber ein aufrichtiger Mensch, der das erkannte Gesetz Gottes zu erfüllen wünscht, kann nicht umhin seine Pflicht zu sehen. Man kann vermeiden, dieses Opfer auf sich zu nehmen, will man aber die Forderungen der Liebe befolgen, so muß man es auch so wissen und sich's so sagen, muß sich für schuldig bekennen,

wenn man nicht alles, nicht sein ganzes Leben hingab, sich aber nicht betrügen.

Ist es aber auch so schrecklich, das Opfer bis zu Ende zu führen, wie es scheint? Der Boden des Elends ist ja nicht tief, und wir gleichen oft jenem Jungen, der mit Grauen während der ganzen Nacht auf den Armen hängend, im Brunnen, in den er gefallen war, verweilte, weil er vor der vermeintlichen Tiefe Angst hatte, während einen Fuß unter ihm der trockene Boden sich befand.

[Illustrationsseite]

Der spätere Zar Nikolaus II. im Jahr 1892 (commons.wikimedia.org). – Nach seinem Regierungsantritt 1894 erhoffte sich L. N. Tolstoi für kurze Zeit eine menschenfreundlichere Politik und setzte sogar auf konstitutionelle Elemente; dem nachfolgenden Text über einen *„Traum des jungen Zaren“* folgte jedoch schon 1895 die desillusionierende Schrift *„Sinnlose Hirngespinste“* (‚Eine Auseinandersetzung über Autokratie und Demokratie‘).

VIII.
Der junge Zar

(Сон молодого царя | Son molodogo zarja, 1894)[1]

Leo N. Tolstoi

Der junge Zar hatte vor kurzem die Regierung angetreten. Fünf Wochen hatte er ohne Unterlaß gearbeitet, was Zaren arbeiten: hatte Berichte gehört, Schriftstücke unterzeichnet, Gesandte und Würdenträger empfangen und Paraden abgenommen. Jetzt war er müde. Wie ein im Sonnenbrand verschmachtender Wanderer sich nach einem Trunk Wasser sehnt und rasten möchte, so sehnte sich der junge Zar nach einem Ruhetag, und wenn es auch nur ein einziger gewesen wäre, an dem es keine Empfänge, keine Reden und keine Truppenbesichtigungen gab; ja er wäre schon mit ein paar Stunden zufrieden gewesen, die er für sich, in Freiheit, als ein gewöhnlicher Sterblicher, mit seiner jungen, liebenswürdigen, klugen Frau, mit der er erst seit Monatsfrist verheiratet war, hätte verbringen können.

So kam Heiligabend heran. Diesen Tag hatte sich der junge Zar zum Ausruhen erwählt. Am Tage vorher hatte er noch bis spät in die Nacht hinein über Schriftstücken gesessen, die der Minister ihm zurückgelassen hatte. Am Morgen hatte er einem öffentlichen Gottesdienste beigewohnt und an einem militärischen Fest teilgenommen. Bis Mittag hatte er die zur Audienz erschienenen Personen empfangen, hierauf noch die Berichte von vier Ministern entgegengenommen und viele wichtige Dinge erledigt. Er hatte die vom Finanzminister empfohlene Abänderung der Zollsätze auf ausländische Waren genehmigt; hierdurch mußte sich ein Einkommenszuwachs von vielen Millionen ergeben. Er hatte den Branntweinverkauf in einigen Teilen des Reiches zum Monopol der Krone ge-

[1] Textquelle der dargebotenen Übersetzung (postume Veröffentlichung) | Leo N. TOLSTOI: Göttliches und Menschliches. Gesammelte Novellen / Sechster Band. Übertragen von Ludwig und Dora Berndl. Erstes bis drittes Tausend. Jena: Eugen Diederichs 1928, S. 61-76.

macht, sodann eine Verordnung über das Recht des Branntweinverschleißes in großen Marktflecken genehmigt, was alles zur Erhöhung des Haupteinkommens des Staates beitragen mußte. Schließlich hatte er auch eine neue Goldanleihe, die für eine Konversion erforderlich geworden war, genehmigt. Mit dem Justizminister hatte er die verwickelte Rechtssache in dem Erbschaftsstreit der Barone Schaden-Schnieder erledigt und die Grundsätze in der Anwendung des Paragraphen 1936 des Strafgesetzes bezüglich der Bestrafung der Landstreicher festgelegt. Er hatte ferner das Zirkular über die Eintreibung der rückständigen Steuern, das der Minister des Innern vorlegte, genehmigt und den Ukas[2] über die Maßnahmen zur Beseitigung des Sektiererwesens unterschrieben. Es wurde auch Vorsorge getroffen, daß in jenen Gouvernements, wo diese Verfügungen bereits in Kraft waren, militärischer Schutz ihre Durchführung gewährleistete. Mit dem Kriegsminister hatte er die Ernennung eines neuen Korpskommandanten beschlossen, die Einberufung der Rekruten und die Bestrafung der Deserteure angeordnet. Erst gegen Mittag war er frei geworden. Aber diese Freiheit war noch keine vollständige, da einige Würdenträger bei der Tafel zugegen waren, mit denen er nicht von dem sprechen konnte, was ihn interessiert hätte, sondern bloß von dem, was diplomatisch geboten war.

Endlich war das langweilige Mittagessen zu Ende und die Herrschaften gingen auseinander. Die junge Zarin begab sich in ihre Gemächer, um die Robe, die sie zur Tafel getragen hatte, abzulegen und dann zum Zaren zu kommen.

Als der junge Zar an dem stramm dastehenden Lakaien vorbei in sein Zimmer getreten war, den schweren Uniformrock abgeworfen und eine Joppe angezogen hatte, empfand er ein Gefühl der Erleichterung, daneben aber auch eine Art Rührung, die das Bewußtsein von seiner nunmehr erlangten Freiheit und seinem glücklichen jungen Leben und seiner jungen Liebe in ihm wachrief. Er sprang mit beiden Füßen zugleich auf die Ottomane[3], streckte sich aus, stützte den Kopf in die Hand und betrachtete nachdenklich den mattglänzenden Schirm der Lampe. Und plötzlich überkam ihn ein

[2] [Erlass – Anordnung mit Gesetzeskraft]

[3] [sofa-ähnliche Sitzbank]

Gefühl, das er seit seiner Kindheit nicht mehr empfunden hatte – das angenehme Gefühl des Einschlummerns und einer unbezwinglichen Schläfrigkeit. „Gleich wird meine Frau kommen, ich werde einschlafen und ich darf nicht einschlafen," dachte er. Und er ließ den Arm sinken, legte seine Hand unter die Wange, bettete den Kopf in die warme Hand, rückte sich zurecht und fühlte sich wohl. So wohl und zufrieden fühlte er sich, daß er nichts wünschte als ungestört zu bleiben. Und da geschah mit ihm, was mit uns allen jeden Tag zu geschehen pflegt: er schlief ein, ohne zu wissen wie und wann; willenlos ging sein Bewußtsein aus dem einen Zustand in den andern über: er wünschte nicht, daß dieser bleibe, und bedauerte nicht, daß jener nicht mehr war. Er fiel in einen tiefen, tiefen Schlaf.

Ob er lange geschlafen hatte, wußte er nicht, aber plötzlich fühlte er, daß sich eine Hand auf seine Schulter legte, die ihn leise rüttelte, so daß er erwachte. „Sie, die Liebe," dachte er. „Wie unschön von mir, daß ich eingeschlafen bin."

Doch sie war es nicht. Vor seinen offenen, im Lichte blinzelnden Augen stand nicht sie, die Liebe, Schöne, die er zu sehen erwartet hatte, sondern Er. Wer dieser Er war, wußte er nicht; doch setzte ihn der Anblick dieser nie gesehenen Person nicht im geringsten in Erstaunen. Ihm war, als kenne er ihn schon lange, kenne ihn nicht nur, sondern liebe ihn auch, und es war ihm zugleich gewiß, daß er ihm ebenso vertrauen könne wie sich selbst. Er hatte die geliebte Frau erwartet, und nun war ein Mensch erschienen, den er nie gesehen hatte; aber der junge Zar erschrak darüber nicht, betrübte sich auch nicht, sondern nahm das auf wie etwas, das ganz natürlich war und so sein mußte.

„Komm," sagte der Mann unhörbar.

„Ich komme," sagte der junge Zar. Er wußte nicht, wohin es gehe, er wußte nur, daß er gehorchen müsse, daß es unmöglich war, dem Verlangen des Ankömmlings zu widerstehen.

„Wie werden wir gehen?" fragte der junge Zar.

„So, siehst du?"

Und der Ankömmling legte seine Hand auf die Stirn des Zaren, und der Zar verspürte, wie ihm allsogleich das Bewußtsein schwand.

Ob er lange Zeit oder nur kurze Zeit in diesem Zustande war, konnte der Zar nicht entscheiden, aber als er wieder zu sich kam,

befand er sich auf weitem Feld, auf einer breiten Grenze. Auf der einen Seite, links, zogen sich Kartoffelfelder hin, wo schwarze Blätter und Stauden, die erfroren waren, in Haufen aufgeschichtet lagen. Zwischen diesen Feldern dehnten sich streifenweise Wintersaaten aus. In der Ferne war ein Dorf mit Ziegeldächern zu sehen. Rechts wechselten Wintersaaten mit Stoppelfeldern ab. Die Gegend lag öde da. Nur ganz weit vorn auf der Grenze war eine schwarze Gestalt mit einem Karabiner auf der Schulter zu sehen, und zu Füßen dieser Gestalt ein Hündchen. Dort, wo sich der junge Zar befand, saß knapp neben ihm, fast zu seinen Füßen, ein junger russischer Soldat, der eine grün eingefaßte Mütze aufhatte. Auch diesem hing ein Karabiner über der Schulter, und er war eben damit beschäftigt, ein in der Mitte zusammengebogenes Blatt Zigarettenpapier mit Tabak zu füllen. Der Soldat sah offenbar weder den Zaren noch seinen Begleiter und hörte sie auch nicht. Denn als der Zar seinen Begleiter fragte: ,,Wo sind wir ?" und der Gefährte antwortete: „Auf der preußischen Grenze", blickte sich jener gar nicht nach ihnen um.

Aber plötzlich ertönte weit in der Ferne ein Schuß. Der Soldat sprang auf, und als er zwei Menschen erblickte, die in gebückter Haltung quer über die Felder liefen, versorgte er rasch den Tabak in seiner Tasche und lief den Fliehenden nach. ,,Stehenbleiben – oder ich schieße!" schrie der Soldat. Einer der Fliehenden wandte sich im Laufen um und schrie etwas zurück, wohl ein Schimpf- oder ein Spottwort. „Na warte nur, du Halunke!" schrie der Soldat, blieb stehen, setzte ein Bein vor, legte an, vollführt eine rasche Bewegung am Distanzschieber, legte nochmals an, zielte und drückte ab. Jedoch kein Knall ertönte. ,,Rauchloses Pulver, wahrscheinlich," dachte der Zar, sah nach den Fliehenden und bemerkte, wie der eine von ihnen anfing sich abzuzappeln, wie er sich im Laufen immer weiter Vornüber neigte, dann auf allen Vieren weiterkroch und schließlich auf der Stelle liegen blieb. Sein Kamerad, der vorgelaufen war, kehrte um, lief auf den Gefallenen zu, nestelte an ihm herum und lief weiter.

„Was ist das ?" fragte der Zar.

„Das ist die Grenzwache, die dafür sorgt, daß die Zollgesetze nicht verletzt werden. Dieser Mensch mußte sterben, damit die Staatseinnahmen keine Einbuße erleiden."

„Ist er tot?"

Der Gefährte berührte wieder die Stirn des Zaren, er verlor das Bewußtsein, und als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem kleinen Zimmer – dies war der Wachtposten – wo die Leiche eines Mannes am Boden lag. Dieser Mann hatte einen dünnen, halb ergrauten Bart, eine gekrümmte Nase und stark hervorstehende Augen, die nun von den Lidern bedeckt waren. Seine Arme waren nach rechts und links auseinandergeworfen, seine Füße waren nackt und die Sohlen mit den dicken, schmutzigen, großen Zehen ragten in einem rechten Winkel nach oben. In der Seite hatte er eine Wunde, die zerrissene Jacke und das blaue Hemd waren mit geronnenem schwarzem Blut bedeckt, das hie und da rötlich schimmerte. Eine Frauensperson lehnte an der Wand, um den Kopf hatte sie ein Tuch geschlungen, das ihr Gesicht fast verdeckte. Sie starrte unbeweglich auf die krumme Nase, auf die in die Höhe ragenden Fußsohlen und auf die hervorquellenden Augäpfel des Toten; sie keuchte heftig und schluckte gewaltsam die Tränen hinunter; dann erstarrte sie wieder. Ein Mädchen von dreizehn Jahren, ein sehr schönes Mädchen, stand mit offenem Mündchen und mit großen Augen neben der Mutter. Ein Bübchen von acht Jahren, das sich mit den Händen an den Rock der Mutter klammerte, schaute unverwandt auf den toten Vater.

Nebenan tat sich die Tür auf und ein Beamter, ein Offizier, ein Arzt und ein Schreiber traten ins Zimmer. Hinter ihnen kam ein Soldat, derselbe, der den Mann getötet hatte. Er trat kühn und aufrecht hinter seinem Vorgesetzten herein, aber sobald er den Leichnam erblickte, wurde er plötzlich bleich, seine Wangen zuckten, er ließ den Kopf sinken und erstarrte. Aber als ihn der Beamte fragte, ob dies derselbe Mensch sei, der über die Grenze gelaufen und auf den er geschossen, mußte er sprechen. Seine Zähne schlugen hörbar aufeinander, sein Kinn bewegte sich in Zuckungen auf und ab. „Zu Be–fehl!“ sagte er und konnte es doch nicht so herausbringen, wie er es sagen wollte: „Zu Befehl, Euer Wohlgeboren.“

Die Beamten warfen einander Blicke zu und fingen zu schreiben an.

„Sieh hier die wohltätigen Folgen derselben Verordnung.“

In einem geschmacklos-eleganten Zimmer saßen zwei Menschen beim Wein: ein alter, grauer Mann der eine, ein junger Jude der an-

dere. Der Junge hielt ein Päckchen Geld in seiner Rechten und feilschte. Er kaufte geschmuggelte Waren.

„Sie haben es doch wohlfeil erstanden," sagte er lächelnd.

„Ja, aber das Risiko …"

„Ja, schrecklich," sagte der junge Zar, „aber was ist da zu machen? Es ist doch notwendig."

Sein Gefährte antwortete nichts, sagte nur „komm" und legte wieder seine Hand auf die Stirn des Zaren.

Als er zu sich kam, war er in irgendeinem Hause, in einem kleinen Zimmer, das eine Lampe mit Schirm erhellte. Am Tisch saß ein Frauenzimmer und nähte; ein Knabe von etwa acht Jahren kauerte auf dem Stuhl, lehnte sich über den Tisch und zeichnete; ein Student las laut vor sich hin. Jetzt traten der Vater und die Tochter geräuschvoll ins Zimmer.

„Du hast den Ukas über den Branntweinverschleiß unterzeichnet," sagte der Gefährte.

„Nun, wie stehts ?" fragte die Frau.

„Wird kaum am Leben bleiben."

„Aber was ist denn mit ihm?"

„Man hat ihn mit Alkohol vergiftet."

„Es ist nicht möglich !" schrie der Sohn. „Diesen Wanja Moroschkin? Aber er ist doch erst neun Jahre alt!"

„Was hast du verordnet ?" fragte die Frau ihren Mann.

„Ich habe verordnet, was möglich war: habe ihm ein Brechmittel gegeben, Senfpflaster aufgelegt. Es sind alle Zeichen des Säuferwahnsinns vorhanden."

„Auch im Hause sind alle betrunken; die eine Anißja hält sich noch etwas auf den Beinen; sie ist auch betrunken, aber nicht total," sagte die Tochter.

„Und was tut dein Abstinenzverein dagegen?" sagte der Student zu seiner Schwester.

„Was kann man denn dagegen tun, wenn man das Volk von allen Seiten zum Trinken ermuntert? Papa wollte die Schenke schließen; es zeigte sich, daß man das nach dem Gesetze nicht darf. Aber das ist noch das wenigste! Als ich den Wassilij Jermilin zu überzeugen versuchte, daß es schändlich ist, eine Schenke zu halten und das Volk betrunken zu machen, da antwortete er mir – und war offenbar recht stolz darauf, daß er mich so schön abführen konnte: ‚Wenn es

so ist, wie Sie sagen, warum erteilt man denn das Patent mit dem kaiserlichen Adler? Wenn das wirklich schlecht wäre, gäb's darüber keinen kaiserlichen Ukas'."

„Es ist entsetzlich! Das ganze Dorf ist seit drei Tagen betrunken. Das sind nun die Feiertage! Es ist schrecklich, daran auch nur zu denken! Es ist bewiesen, daß der Branntwein Gift ist; es ist bewiesen, daß 99 Prozent aller Verbrechen im Rausch begangen werden; es ist bewiesen, daß sich in Ländern, wo das Saufen aufgehört hat, die Sittlichkeit und der Wohlstand sofort gehoben haben, daß man moralisch gegen die Trunksucht wirken kann. Aber bei uns hat die Macht, die den größten Einfluß hat – der Staat, der Zar, das Beamtentum – es darauf abgesehen, die Trunksucht zu erhalten, die Haupteinnahmen des Staates rühren aus dieser Quelle, alle diese Leute trinken selbst. Sie trinken, bringen Toaste auf die Gesundheit und aufs Wohl aus: Ich trinke auf die Gesundheit des Regiments! usw. Die Geistlichen, die Bischöfe, alle trinken."

Wieder berührte der Gefährte die Stirn des jungen Zaren, wieder versank der Zar in Bewußtlosigkeit, und als er zu sich kam, sah er sich in einer Bauernhütte. Ein 40-jähriger Bauer mit rotem Gesicht, blutunterlaufenen Augen und verdrehten Pupillen schlug mit seinen Händen wie rasend ins Gesicht eines Greises. Der Greis verdeckte sein Gesicht mit einer Hand, mit der andern Hand aber hielt er den jüngeren Bauern am Barte fest und ließ ihn nicht los.

„Deinen eigenen Vater schlägst du?"

„Mir ist alles eins. Und wenn ich nach Sibirien komme! Ich schlage dich tot!"

Die Weiber heulten. Betrunkene Polizisten drangen gewaltsam in die Hütte ein und brachten Vater und Sohn auseinander. Dem einen, dem Sohn, war der Bart ausgerissen, dem andern, dem Vater, ein Arm gebrochen. Im Flur gab sich ein betrunkenes Weibsbild einem betrunkenen alten Bauern hin.

„Das sind Tiere," sagte der junge Zar.

„Nein, das sind Kinder."

Wieder Berührung, und wieder erwachte der junge Zar an einem anderen Ort. Dieser Ort war die Kanzlei des Friedensrichters. Der Friedensrichter, ein fetter, glatzköpfiger Mensch mit einem herab-

hängenden Doppelkinn, auf der Brust die Kette, das Zeichen seiner Würde, erhob sich soeben von seinem Stuhl und verlas mit lauter Stimme ein Urteil. Eine Schar Bauern stand hinter dem Gitter. Ein Frauenzimmer in zerlumpten Kleidern wollte nicht aufstehen. Der Soldat versetzte ihr einen derben Stoß. „Eingeschlafen, was? Steh auf!"

Das Frauenzimmer stand auf.

„Im Namen seiner Majestät des Kaisers …" fing der Friedensrichter an. Die Angelegenheit war die, daß dieses Frauenzimmer ein halbes Bund Haferstroh von der Tenne eines Gutsbesitzers entwendet hatte. Der Friedensrichter verurteilte sie zu zwei Monaten Gefängnis. Der Gutsbesitzer, dem der Hafer gestohlen worden war, saß gleichfalls hier. Als der Richter eine Pause verkündete, ging der Gutsbesitzer auf den Richter zu und drückte ihm die Hand. Der Richter sprach mit ihm. Die folgende Verhandlung drehte sich um einen Samowar. Nachher kam ein Holzfrevel zur Verhandlung.

Im Schwurgericht wurde ein Prozeß gegen Bauern verhandelt, die ihren Stanowoj weggejagt hatten.

Wieder Bewußtlosigkeit und Erwachen in einem Dorf. Hungrige, frierende Kinder der Schenkwirtin; ein Liebhaber im Hause des Holzdiebs; die schwere Arbeit der Frau des Bauern, der den Stanowoj davongejagt hat.

Wieder ein neues Bild: in Sibirien peitscht man einen Vaganten im Gefängnis. Das ist eine direkte Folge der Verordnung des Justizministers.

Wieder Bewußtlosigkeit und ein neues Bild: ein jüdischer Uhrmacher wird samt seiner Familie ausgewiesen, weil er arm ist. Die Jüdchen heulen. Isaak kann es nicht verbeißen, daß man die andern ungeschoren läßt. Der Polizeimeister nimmt Bestechungsgelder, auch der Gouverneur nimmt sie, wenn auch nur in verhüllter Form.

Hier treibt man Steuern ein. Im Dorf wird eine Kuh versteigert.

Und hier das zum Amtsbezirk gehörige Gericht, wo das Gesetz zur Anwendung kommt – Ruten.

„Ilja Wassiljewitsch, ist denn keine Schonung möglich?"

„Nein."

Beginnt zu weinen.

„Christus hat gelitten und zu leiden geboten."

Die Schtundisten[4] (religiöse Sekte) werden vertrieben.

Lutheraner werden nicht getraut, nicht beerdigt.

Hier werden für die Durchreise des Kaisers Vorbereitungen getroffen: in Schmutz, Kälte, ohne Nahrung sitzen die Leute da und fluchen. Hier die Zustände in den Erziehungsheimen, die die Kaiserin Maria gegründet hat: die Sittenlosigkeit, die in diesen Häusern herrscht. Und hier ein Denkmal des Raubes, den die Kirche verübt. Und hier der verstärkte Militärschutz: Leibesvisitation eines Frauenzimmers. Hier die Verbannung, das Etappengefängnis. Und hier ein Galgen, errichtet für die Mörder eines Gutsverwalters.

Und hier die Folgen des Militärbefehls. Rekrutenaushebung. Man nimmt die letzten Ernährer und läßt den Millionären ihre Söhne, „weil sie ihre Eltern ernähren müssen". Studenten, Musiker läßt man frei, begabte Leute, Dichter, nimmt man.

Und hier die Soldatenfrauen mit ihrer Ausschweifung; und hier die Soldaten mit ihrer Ausschweifung als Verbreiter der Syphilis.

Und hier flüchtet einer, und hier wird er abgeurteilt. Er wird gerichtet, weil er einen Offizier geschlagen hat, der sich an der Mutter dieses Soldaten verging. Man richtet ihn hin. Hier wieder verurteilt man zwei Offiziere, weil sie sich nicht schlagen wollten. Ein Deserteur wird in das Strafbataillon überführt und dort zu Tode geprügelt. Dieser hier wird ganz grundlos geprügelt: man streut dann Salz in seine Wunden, und er stirbt. Und hier werden Soldatengelder veruntreut. Man trinkt, führt ein liederliches Leben, spielt Karten und ist auf den Militärdienst stolz.

Und hier das allgemeine Kriterium des „Wohlstandes unseres Volkes": verelendete Kinder, degenerierte Volksstämme, das Zusammenhausen der Menschen mit den Tieren, ununterbrochene abstumpfende Arbeit, Unterwürfigkeit und Hoffnungslosigkeit.

Und hier sind sie alle – die Minister, die Gouverneure: Eigennutz, Ehrsucht, Prahlsucht, Streben nach Einfluß und Macht.

„Aber wo sind denn die Menschen?"

---

[4] [Vgl. zu dieser christlichen Gemeinschaft: Sergei ZHUK, Die Stundisten in der Ukraine (Tolstoi-Rezeption). In: M. George / J. Herlth / Chr. Münch / U. Schmid (Hg.): Tolstoj als theologischer Denker und Kirchenkritiker [2014]. Zweite Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015, S. 705-718.]

„Sie sind hier! Hier sind sie – die Verbannten, die Einsamen, die Frierenden, die Verbitterten. Hier im Kerker, wo man Frauen prügelt." –

Einzelzelle, eine Gefangene in der Schlüsselburg, die wahnsinnig wird. Hier ein anderes Frauenzimmer, ein Mädchen in der Menstruationsperiode, von Soldaten vergewaltigt.

„Es sind ihrer viele, Zehntausende der besten Menschen dieses Landes. Die einen sind so zugrunde gegangen, die andern durch eine falsche, mörderische Erziehung vernichtet, die darauf hinauslief, aus ihnen Menschen zu machen, wie wir sie brauchen. Aber solche wurden sie nicht, und als solche, die sie hätten werden können, hat man sie zugrunde gerichtet. Es ist, wie wenn wir aus Roggenkeimen Buchweizen ziehen wollten: man würde die Felder zerstören und bekäme doch keinen Buchweizen. Und so wird die Hoffnung einer Welt vernichtet, die ganze junge, heranwachsende Generation. Aber wehe, wer eines von diesen Kleinen ärgert! Wehe ihm! Und in deinem Namen, nach deinem Willen, werden Millionen von ihnen verderbt. Man treibt sie alle ins Verderben, über die du die Macht hast."

„Aber was soll ich denn nur tun!" schrie voll Verzweiflung der Zar auf. „Ich will doch niemand quälen, prügeln, töten; ich will allen Menschen nur Gutes. Wenn ich das Glück für mich wünsche, so wünsche ich es nicht weniger auch für alle Menschen. Und bin ich denn wirklich für all das verantwortlich, was da in meinem Namen geschieht? Was soll ich nur machen? Wie soll ich mich retten, wie diese Verantwortung von mir abtun? Es ist doch nicht möglich, daß ich für all dies verantwortlich sein kann. Wüßte ich mich nur für den hundertsten Teil von all dem verantwortlich, ich würde mich sofort erschießen, denn dies ertrüge ich nicht. Wie kann ich das Böse verhindern? Es ist verknüpft mit dem Wesen des Staates, dessen Spitze ich bin. Was soll ich tun? Soll ich mich töten? Oder mich davonschleichen? Aber dann würde ich ja meine Pflicht nicht erfüllen. Gott, mein Gott, steh mir bei!"

Er brach in Tränen aus und erwachte mit nassen Augen.

„Wie gut, daß es nur ein Traum war!" dachte er; aber als er anfing, das, was er im Traum gesehen, mit der Wirklichkeit zu vergleichen, sah er, daß die Frage, die sein Traum aufgeworfen hatte, auch in der Wirklichkeit als eine ebenso ernste und ungelöste Frage be-

stehen blieb. Zum erstenmal empfand der junge Zar die ganze Verantwortung, die auf ihm lastete und erschrak davor.

Er dachte nicht mehr an die junge Zarin und an die Freude des bevorstehenden Abends, sondern versenkte sich immer tiefer in die unlösbare Frage: Was tun?

Von Unruhe ergriffen stand er auf und ging in das anstoßende Zimmer hinüber.

Dort stand inmitten des Zimmers der alte Hofmann, der Mitarbeiter und Freund seines verstorbenen Vaters, und sprach mit der jungen Zarin, die eben im Begriff war, sich zu ihrem Gatten zu begeben. Der junge Zar ging zu ihnen hin und erzählte, indem er sich vorzugsweise an den alten Hofmann wandte, seinen Traum und die Zweifel, die der Traum in ihm geweckt hatte.

„Sehr schön," sagte der alte Hofmann, „das beweist eben nur die unvergleichliche Größe Ihrer Seele. Entschuldigen Sie – ich will ganz offen sprechen: Sie sind einfach zu gut, um Zar zu sein, und Sie übertreiben die Verantwortung, die auf Ihnen ruht. Erstens ist alles gar nicht so, wie Sie es sich vorstellen. Das Volk ist nicht arm, sondern lebt in Wohlstand; wer arm ist, ist selber schuld daran. Bestraft werden nur die Schuldigen, und wenn, nun ja, wenn wirklich einmal ein unvermeidlicher Mißgriff vorkommt, so ist das wie ein Blitzschlag; es ist ein Zufall oder der Wille Gottes. Die einzige Verantwortung, die auf Ihnen liegt, ist die: mannhaft Ihre Pflicht zu erfüllen und die Macht, die Ihnen gegeben ist, zu behaupten. Sie wünschen Ihren Untertanen nur Gutes – Gott sieht das, und was die unvermeidlichen Mißgriffe anbelangt, so gibt es dagegen die Gebete. Gott aber wird Sie führen und Ihnen verzeihen. Aber im Grunde hat er Ihnen nichts zu verzeihen, denn Menschen von so unschätzbarem Wert wie Sie und Ihr Vater haben noch nicht gelebt und werden auch künftig nicht in der Welt sein. Und deswegen bitten wie Sie nur um das Eine: Leben Sie, erwidern Sie unsere unbedingte Ergebenheit und Liebe mit Ihrer Gnade, und dann werden alle, mit Ausnahme der Halunken, die kein Glück verdienen, glücklich sein."

„Und wie denkst du darüber?" fragte der junge Zar seine Frau.

„Ich denke nicht so," erwiderte die junge, kluge Frau, die in einem freien Lande erzogen war. „Ich freue mich deines Traumes und ich denke wie du, daß die Verantwortung, die auf dir liegt, schrecklich ist. Das hat mich oft gequält. Und ich glaube, daß es ein sehr

einfaches Mittel gibt, wie du zwar nicht die ganze, aber doch die über deine Kraft gehende Verantwortung los werden kannst. Du mußt den größten Teil der Macht, die allein zu tragen über deine Kräfte geht, dem Volke selbst, seinen Vertretern, übertragen und dir selbst nur diejenige Gewalt vorbehalten, die zur Lenkung der allgemeinen Angelegenheiten nötig ist."

Kaum hatte die Zarin diese Worte gesagt, als der alte Hofmann sich auch schon anschickte, ihr mit großem Eifer seine entgegengesetzte Meinung auseinanderzusetzen, und es begann ein höflich, aber hitzig geführter Streit.

Der junge Zar hörte ihnen anfangs zu, aber dann hörte er nicht mehr auf das, was sie sprachen, sondern lauschte aufmerksam in sich hinein, wo jetzt die Stimme seines Gefährten aus dem Traume deutlich also zu sprechen begann:

„Du – sprach die Stimme – bist nicht nur ein Zar, du bist viel mehr als ein Zar, du bist ein Mensch, das heißt ein Wesen, das heute in diese Welt gekommen ist und sie vielleicht schon morgen verlassen muß. Außer deinen Zarenpflichten, von denen sie jetzt sprechen, hast du noch andere, unmittelbare, unerläßliche Menschenpflichten, Pflichten nicht eines Zaren gegen seine Untertanen (das sind zufällige Pflichten), sondern ewige Pflichten, die Pflichten des Menschen gegen Gott, gegen die eigene Seele, die nur erfüllt werden können, wenn deine Seele an ihrer Erlösung arbeitet, nur wenn sie Gott dient und sein Reich in dieser Welt aufzurichten trachtet. Du kannst dich nicht nach dem richten, was war und was sein wird, sondern nur nach dem, was du sollst."

Und er erwachte. Seine Frau hatte ihn geweckt. Und welchen von diesen drei Wegen der junge Zar beschritten hat, wird nach fünfzig Jahren erzählt werden.

IX.
Nechljudow bei den politischen Gefangenen

Auszug aus dem Roman „Auferstehung“
(Воскресение | Woskressenije, 1899)

Leo N. Tolstoi

Übersetzung
von Wladimir Czumikow[1]

In dieser Zeit hatte Nechljudow infolge der Überführung der Maslowa zu den Politischen Gelegenheit, mit vielen von diesen bekannt zu werden, zuerst in Jekaterinburg, wo sie sehr frei gehalten wurden, alle zusammen in einer großen Zelle, und dann unterwegs mit jenen fünf Männern und vier Frauen, welchen die Maslowa zugeteilt wurde. Diese Annäherung Nechljudows an die verschickten Politischen änderte vollständig seine Ansicht über dieselben.

Seit Beginn der revolutionären Bewegung in Rußland und besonders seit dem Kaisermord vom 1. März [1881] hatte Nechljudow den Revolutionären gegenüber ein feindseliges und verächtliches Gefühl gehabt. Vor allem stießen ihn die Grausamkeit und Heimlichkeit der Mittel ab, die sie im Kampfe mit der Regierung anwandten, die Grausamkeit der Morde, die von ihnen verübt worden waren. Dann aber war ihm auch der ihnen allen gemeinsame Zug des großen Eigendünkels widerwärtig.

Aber als er sie und alles, was sie von der Regierung häufig unschuldigerweise zu erdulden gehabt hatten, näher kennen lernte, sah er, daß sie nicht anders sein konnten, als sie waren.

---

[1] Textquelle der Übersetzung | Leo TOLSTOI: Auferstehung. Nach der einzigen ungekürzten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Wladimir Czumikow. Leipzig: Eugen Diederichs Verlag 1900, Band III: Kapitel 5-6. – Die Überschrift des dargebotenen Textauszugs stammt vom Herausgeber.

Wie fürchterlich sinnlos die Qualen auch waren, denen die sogenannten Kriminalen ausgesetzt waren, immerhin wurde an ihnen vor und nach der Verurteilung ein gewisser Schein von Gesetzlichkeit ausgeübt; aber in den Prozessen der Politischen fehlte auch dieser Schein, wie Nechljudow es an der Schustowa und nachher an vielen und abermals vielen seiner neuen Bekannten sehen konnte. Mit diesen Menschen verfuhr man, wie mit den Fischen beim Fang mit dem Zugnetz: man zieht den ganzen Fang ans Ufer und liest dann die großen Fische aus, die man braucht, ohne sich um die kleinen zu kümmern, die dann auf dem Strande umkommen und eintrocknen. Nachdem man Hunderte solcher Menschen, die augenscheinlich nicht nur unschuldig, sondern für die Regierung auch gänzlich unschädlich waren, eingefangen hatte, hielt man sie bisweilen jahrelang in den Gefängnissen, wo sie schwindsüchtig oder irrsinnig wurden, oder sich selbst töteten. Und man hielt sie blos darum, weil keine Veranlassung vorlag, sie loszulassen; im Gefängnis aber, wo man sie immer zur Hand hatte, konnten sie zur Aufklärung irgend einer Frage bei einer Untersuchung immer noch brauchbar sein. Das Schicksal aller dieser, häufig sogar vom Standpunkte der Regierung aus unschuldigen Leute hing von der Willkür, der Muße, der Stimmung eines Gendarmerie- oder Polizeioffiziers, eines Spions, Staatsanwalts, Untersuchungsrichters, Gouverneurs oder Ministers ab. Bekommt so ein Beamter Langeweile, oder wünscht er sich auszuzeichnen, so nimmt er Arretierungen vor, und behält die Leute, je nach seiner oder der Vorgesetzten Stimmung, in den Gefängnissen, oder läßt sie wieder frei. Der höhere Vorgesetzte aber, ebenfalls je nachdem, ob er sich auszeichnen will und in welchen Beziehungen er zum Minister steht, verschickt die Leute bis ans Ende der Welt, oder setzt sie in Einzelhaft, verurteilt sie zur Zwangsarbeit, zum Tode, oder läßt sie endlich wieder frei, wenn ihn irgend eine Dame darum bittet.

Man behandelte sie wie im Kriege, und sie wandten selbstverständlich dieselben Mittel an, die man gegen sie brauchte. Und wie die Militärs immer in der Atmosphäre der öffentlichen Meinung leben, welche nicht nur die Frevelhaftigkeit der von ihnen vollbrachten Handlungen vor ihnen verbirgt, sondern diese Handlungen noch als Heldenthaten hinstellt, so umgab auch die Politischen stets jene Atmosphäre der öffentlichen Meinung ihrer Kreise. Und unter

dem Einfluß dieser Atmosphäre erschienen ihnen ihre – auf die Gefahr hin, Freiheit, Leben und alles, was dem Menschen teuer ist, zu verlieren – vollbrachten grausamen Handlungen nicht nur nicht schlecht, sondern sogar heldenmütig.

Darin fand Nechljudow eine Erklärung für die sonderbare Erscheinung, daß Menschen vom sanftesten Charakter, die nicht nur niemand ein Leid zufügen, sondern überhaupt die Leiden eines Lebewesens nicht ansehen konnten, sich ruhig zur Tötung von Menschen vorbereiteten, und daß fast alle den Mord in gewissen Fällen als Mittel der Selbstverteidigung und zur Erreichung des höchsten Zieles des allgemeinen Wohles für gesetzlich und gerecht hielten. Die hohe Meinung aber, die sie von ihrer Sache und folglich auch von sich selbst hatten, entsprang ganz natürlich aus der Bedeutung, die ihnen die Regierung beimaß und aus der Grausamkeit der Strafen, denen sie unterworfen wurden. Sie mußten von sich eine hohe Meinung haben, um daraus die Kräfte zu schöpfen, das zu ertragen, was sie ertrugen.

Als Nechljudow sie näher kennen lernte, überzeugte er sich, daß es weder lauter Bösewichter, wie sich die einen diese Menschen dachten, noch lauter Helden waren, wofür sie bei anderen galten. Es waren nur ganz einfache Menschen, unter denen sich, wie überall, gute und schlechte und mittlere Leute befanden. Es waren unter ihnen Menschen, die zu Revolutionären geworden waren, weil sie sich ganz aufrichtig für verpflichtet hielten, mit dem bestehenden Übel zu kämpfen. Es waren aber auch solche darunter, die diese Thätigkeit aus egoistischen, eitlen Motiven erwählt hatten. Die Mehrzahl wurde aber zur Revolution getrieben durch das Nechljudow von der Kriegszeit her bekannte Verlangen nach Gefahr und Risiko, durch den Genuß am Spiel mit dem Leben, – Gefühlen, die der allergewöhnlichsten energischen Jugend eigen sind.

Der Unterschied zwischen ihnen und den gewöhnlichen Leuten – ein für sie vorteilhafter Unterschied – bestand darin, daß das Maß der sittlichen Forderungen unter ihnen höher war, als das unter gewöhnlichen Menschen übliche. Unter ihnen galt für Pflicht nicht nur Enthaltsamkeit, rauhe Lebensführung, Wahrhaftigkeit, Uneigennützigkeit, sondern auch die Bereitschaft, alles, selbst das eigene Leben, für die allgemeine Sache aufzuopfern. Und daher befanden sich diejenigen von diesen Leuten, die über dem mittleren Niveau standen,

bedeutend höher als dieses, indem sie ein Muster von seltener sittlicher Höhe waren. Diejenigen aber, die unter dem Durchschnittsniveau blieben, standen bedeutend niedriger als dieses, – in vielen Fällen unaufrichtige, sich verstellende und zugleich selbstbewußte und stolze Menschen. Daher mußte Nechljudow einige von seinen neuen Bekannten nicht nur achten, sondern sie auch von ganzer Seele lieb gewinnen; gegen andere dagegen blieb er mehr als gleichgültig.

Besonders gewann Nechljudow einen gewissen Kriljzow lieb, einen schwindsüchtigen jungen Menschen, der zur Zwangsarbeit verurteilt worden war und sich bei der Abteilung befand, zu welcher Katjuscha nun gehörte. Nechljudow hatte ihn bereits in Jekaterinburg kennen gelernt und ihn dann während des Marsches mehrmals gesehen und gesprochen. Einmal im Sommer verbrachte Nechljudow während eines Rasttages auf der Etappe mit ihm fast einen ganzen Tag, und Kriljzow kam ins Gespräch und erzählte ihm seine Geschichte, wie er zum Revolutionär geworden war.

Seine Geschichte bis zum Gefängnis war sehr kurz. Sein Vater, ein reicher Rittergutsbesitzer in den südlichen Gouvernements, starb als er noch ein Kind war. Er war der einzige Sohn und die Mutter erzog ihn. Er lernte leicht, sowohl im Gymnasium als auch auf der Universität und ging von der letzteren mit dem Grad eines Kandidaten der mathematischen Fakultät ab. Die Fakultät bot ihm an, die akademische Laufbahn einzuschlagen und als Stipendiat ins Ausland zu reisen. Jedoch er zögerte. Es war ein Mädchen da, das er liebte, und er überlegte sich, ob er nicht heiraten und sich der Thätigkeit auf dem Gebiete der Landschaftsselbstverwaltung widmen solle. Alles mögliche wollte er und zu nichts entschloß er sich.

Um diese Zeit baten ihn seine Kommilitonen von der Universität um Geld für eine gemeinsame Sache! Er wußte, daß diese gemeinsame Sache revolutionäre Unternehmungen waren, für die er sich gar nicht interessierte, aber aus Kameradschaftsgefühl und Eigenliebe gab er das Geld, damit man nicht denken sollte, daß er sich fürchte. Die das Geld genommen hatten, fielen herein; es wurde ein Zettel gefunden, aus welchem man er fuhr, daß Kriljzow das Geld gegeben hatte. Er wurde arretiert und zuerst auf die Polizeiwache und dann ins Gefängnis gesetzt.

„In dem Gefängnis, in welches man mich gesperrt hatte“, erzähl-

te Kriljzow Nechljudow, während er mit eingefallener Brust, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, dasaß und Nechljudow nur bisweilen mit seinen glänzenden, fieberigen schönen Augen anblickte, „in diesem Gefängnis ging es nicht sehr streng zu. Wir konnten uns nicht nur durch Klopfen verständigen, sondern gingen auch im Korridor umher, unterhielten uns, teilten untereinander Lebensmittel, Tabak, und abends sangen wir sogar im Chor. Ich hatte eine gute Stimme. Ja … Wenn nicht die Mutter wäre, die sich sehr um mich grämte, hätte ich es im Gefängnisse gut gehabt, sogar angenehm und sehr interessant. Hier machte ich die Bekanntschaft des berühmten Petrow, der sich später in der Festung mit einer Glasscherbe den Hals durchgeschnitten hat, und vieler anderer. Aber ich war kein Revolutionär … Ich lernte auch zwei meiner Zellennachbarn kennen. Sie waren beide mit polnischen Proklamationen hereingefallen und darauf des Versuches angeklagt, sich von der Eskorte zu befreien, die sie zur Eisenbahn transportierte. Der eine war ein Pole – Losinskij, der andere ein Jude – Rosowskij. Ja … Dieser Rosowskij war noch ganz und gar ein Knabe. Er sagte, daß er siebzehn Jahre alt wäre, sah aber aus wie ein Fünfzehnjähriger. Mager, klein, mit glänzenden schwarzen Augen, lebhaft und wie alle Juden sehr musikalisch. Seine Stimme brach sich noch, aber er sang ausgezeichnet. Ja … Ich war dabei, als sie ins Gericht abgeführt wurden. Frühmorgens führte man sie weg. Am Abend kehrten sie zurück und erzählten, daß sie zum Tode verurteilt worden seien. Niemand hatte das erwartet. So gering war ihre Sache: sie hatten nur versucht, sich von der Eskorte loszureißen, ohne daß sie jemand dabei verwundet hätten. Und dann war es so unnatürlich, ein solches Kind, wie Rosowskij, hinzurichten. Und wir alle im Gefängnis kamen überein, daß es geschehen war, nur um zu erschrecken, und daß das Urteil nicht bestätigt werden würde. Anfangs regten wir uns zwar darüber auf, bald aber beruhigten wir uns, und das Leben nahm seinen alten Lauf. Ja … Einmal am Abend aber kommt zu meiner Thür der Wächter und teilt mir geheimnisvoll mit, daß die Zimmerleute gekommen seien und ein Galgen errichtet würde. Ich verstand ihn zuerst nicht: wieso? was für ein Galgen? Aber der alte Wächter war so aufgeregt, daß ich begriff, als ich ihn ansah, daß es für unsere zwei war. Ich wollte klopfen, um mich mit den Kameraden darüber auszusprechen, fürchtete aber, daß die beiden es hören könnten. Die Kamera-

den schwiegen ebenfalls. Offenbar wußten es alle. In den Korridoren und Zellen herrschte den ganzen Abend Totenstille. Wir klopften nicht und sangen nicht. Gegen zehn Uhr kam der Wächter wieder zu mir und sagte, daß der Scharfrichter aus Moskau angekommen sei. Er sagte es und ging weg. Ich rief ihm, er möge zurückkommen. Plötzlich höre ich, wie Rosowskij mir aus seiner Zelle zuruft: „Was haben Sie? Warum rufen Sie ihn?" Ich sagte irgend etwas, – daß er mir Tabak gebracht hätte, – aber es war, als ahnte er etwas, und er begann mich zu fragen: warum wir nicht gesungen hätten? warum nicht geklopft worden sei? Ich weiß nicht, was ich ihm antwortete. Ich trat schnell zurück, um mit ihm nicht zu sprechen. Ja … Es war eine fürchterliche Nacht. Die ganze Nacht über horchte ich auf jeden Ton. Plötzlich gegen Morgen höre ich, wie die Korridorthür geöffnet wird und über den Korridor mehrere, viele Leute gehen. Ich stellte mich an das Fensterchen. Im Korridor brannte eine Lampe. Zuerst kam der Inspektor. Es war ein dicker Mann, selbstbewußt und energisch genug. Jetzt war er nicht wiederzuerkennen: bleich, verstört, mit hängendem Kopf. Hinter ihm her schritt sein Gehilfe, finster, mit entschlossenem Ausdruck. Zuletzt kam die Wache. Sie gingen an meiner Thür vorbei und blieben vor der Zelle nebenan stehen. Und ich höre – der Gehilfe ruft mit so einer sonderbaren Stimme: „Losinskij, stehen Sie auf, ziehen Sie reine Wäsche an." Ja … Dann höre ich, wie die Thüre knarrt und sie zu ihm eintreten, dann die Schritte Losinskijs, der sich nach dem entgegengesetzten Ende des Korridors zu entfernt. Ich konnte nur den Inspektor sehen. Der Inspektor stand da, bleich, knöpfte einen Knopf abwechselnd auf und zu und zuckte die Achseln. Plötzlich trat er beiseite, als ob er vor etwas erschräke. Es war Losinskij, der an ihm vorbeiging und an meine Thür trat. Er war ein schöner Jüngling, von jenem schönen polnischen Typus, wissen Sie, eine breite, gerade Stirn, eine Kappe von blonden, sich kräuselnden, feinen Haaren, schöne blaue Augen. Ein blühender, kraftstrotzender, gesunder Jüngling. Er blieb vor meinem Fensterchen stehen, sodaß ich sein ganzes Gesicht sehen konnte. Ein schreckenerregendes, eingefallenes, graues Gesicht. „Kriljzow, haben Sie Cigaretten?" Ich wollte ihm welche reichen, aber der Gehilfe riß, als fürchtete er, sich zu verspäten, sein Cigarettenetuis heraus und kam mir zuvor. Losinskij nahm eine Cigarette, der Gehilfe zündete ihm ein Streichholz an. Er begann zu rauchen und schien in Gedanken

zu versinken. Dann schien ihm etwas einzufallen, und er begann zu sprechen: „Grausam und ungerecht … Ich habe nichts verbrochen. Ich …“ In seinem weißen jugendlichen Halse, von dem ich die Augen nicht wenden konnte, erzitterte etwas, und er blieb stecken. Ja … In diesem Augenblick höre ich, wie Rosowskij aus dem Korridor etwas mit seiner schrillen jüdischen Stimme schreit. Losinskij warf den Stummel weg und trat von der Thür zurück. Und in dem Fensterchen zeigte sich Rosowskij. Sein kindliches Gesicht mit den feuchtschimmernden schwarzen Augen war rot und schweißbedeckt. Er hatte ebenfalls reine Wäsche an, und seine Hosen waren zu weit; er zog sie immerfort mit beiden Händen in die Höhe und zitterte am ganzen Leibe. Er näherte sein klägliches Gesicht meinem Fensterchen: „Anatolij Petrowitsch, nicht wahr, der Doktor hat mir doch Brustthee verschrieben? Ich fühle mich nicht wohl, ich will noch Brustthee trinken.“ Niemand antwortete und er blickte fragend bald mich, bald den Inspektor an. Was er damit hat sagen wollen, weiß ich bis jetzt noch nicht. Ja … Plötzlich machte der Inspektor ein strenges Gesicht und schrie wieder mit einer sonderbar kreischenden Stimme: „Was sind das für Späße? Gehen wir!“ Rosowskij war offenbar nicht imstande zu fassen, was ihn erwartete, und er ging, lief fast allen voran den Korridor entlang, als ob er Eile hätte. Dann aber stemmte er sich – ich hörte seine durchdringende Stimme und sein Weinen. Es begann ein Getrampel und Stampfen von Füßen. Er schrie durchdringend und weinte. Dann hörte ich das Geräusch immer ferner und ferner, es rasselte die Korridorthür, und alles wurde still … Ja … So wurde er gehenkt. Beide wurden sie mit Stricken erdrosselt. Ein Wächter, ein anderer, hatte es gesehen und erzählte mir, daß Losinskij sich nicht widersetzte, Rosowskij aber schlug lange um sich, bis man ihn mit Gewalt auf das Schaffot schleppte und seinen Kopf in die Schlinge steckte. Ja … Dieser Wächter war etwas dummerhaft. „Man hatte mir gesagt, Herr, daß es gruslig sei. Gar nicht gruslig … Kaum hingen sie, machten sie nur zweimal so mit den Schultern“, er zeigte mir, wie sich die Schultern konvulsivisch hoben und senkten. „Dann zog der Henker noch einmal, damit also die Schlinge besser sitze, und – Schluß. Zuckten nicht mal mehr.“ – „Nichts Grusliges …“ wiederholte Kriljzow die Worte des Wächters und wollte lächeln, aber statt des Lächelns brach er in Schluchzen aus.

Lange Zeit schwieg er darauf, während er schwer atmete und das ihm die Kehle zuschnürende Schluchzen hinunterwürgte.

„Seit der Zeit bin ich Revolutionär. Ja …“ sagte er, nachdem er sich beruhigt hatte, und er zählte seine Geschichte kurz zu Ende.

Er gehörte zu der Partei der „Narodowoljzi“ und war sogar das Haupt der Desorganisationsgruppe, deren Ziel es war, die Regierung der Art zu terrorisieren, daß sie von selbst ihrer Macht entsage und das Volk berufe. Zu diesem Zwecke reiste er bald nach Petersburg, bald ins Ausland, bald nach Kijew, bald nach Odessa, und überall hatte er Erfolg. Ein Mensch, dem er völlig vertraut hatte, verriet ihn. Er wurde arretiert, angeklagt, zwei Jahre im Gefängnis gehalten und dann zur Todesstrafe verurteilt, die man durch lebenslängliche Zwangsarbeit ersetzte.

Im Gefängnis bekam er die Schwindsucht, und jetzt, in den Verhältnissen, in denen er sich befand, hatte er offenbar kaum einige Monate des Lebens übrig. Er wußte das und bereute nicht, was er gethan hatte, sondern sagte, wenn er noch über ein zweites Leben zu verfügen hätte, würde er dieses für dieselbe Sache verwenden, für die Zerstörung der Ordnung der Dinge, bei welcher das möglich war, was er gesehen hatte.

Die Geschichte dieses Menschen und seine Annäherung an ihn erklärten Nechljudow[2] vieles, was er früher nicht verstanden hatte.

[2] [„Nechljudow“ ist auch im Roman *Auferstehung* z. T. als ‚Alter Ego‘ Tolstois zu betrachten, als Gestalt, mit welcher sich der Dichter in besonderer Weise identifiziert. D. Falkner schreibt: Tolstoi stellt „die meisten (im Übrigen nicht ausschließlich marxistischen) linksgerichteten Regimegegner in seinem Werk mit Sympathie dar. Er schildert sie jedoch gerade nicht als strahlende Freiheitshelden, sondern als ‚Verirrte‘, als volksferne Träumer, die durch rücksichtslose Gewalt der Machthaber zum Gegenterror getrieben werden, sich kaum darüber im Klaren sind, wofür sie eigentlich kämpfen, leiden und sterben und im Grunde genommen ihr Leben sinnlos vergeuden, statt den Mitmenschen wirklich zu helfen.“ Dirk FALKNER: Straftheorie von Leo Tolstoi. Berlin/Boston 2021, S. 143; Fußnoten hier unberücksichtigt.]

X.

Muß es denn so sein ?

(Neuželi èto tak nado?, 1900)

Leo N. Tolstoi

Deutsch von Dr. Nachman Syrkin[1]

„Gott ist nicht in der Macht,
sondern in der Wahrheit."

VORWORT

Der allerletzte Aufsatz Tolstois: *„Muß es denn so sein?"* ist ebenso wie der vorletzte: *„Wo ist der Ausweg"* bereits im Jahre 1898 verfaßt worden und ist in der Sammlung: „Über Staat und Krieg" enthalten.[2] Da nun aber Tolstoi einige in diesen Aufsätzen aufgeworfene Fragen näher untersuchte und die Resultate seiner Forschungen in der Schrift *„Die Sklaverei unserer Zeit"* veröffentlichte, so legte er diese beiden Aufsätze vorläufig zurück. Da indessen diesen Arbeiten ein selbständiger Wert zukommt, gab Tolstoi den Bitten seiner Freunde und Anhänger in London nach und stellte diese Aufsätze der Öffentlichkeit zur Verfügung. Das Originelle und Neue in dem hier vorliegenden Aufsatz: *„Muß es denn so sein?"* ist Tolstois Behauptung, alle Übel des modernen Lebens beruhen auf Einrichtung der Kirche – dem entstellten Christentum. – Der Übersetzer glaubte die-

[1] Textquelle | Graf Leo TOLSTOI: Muß es denn so sein? Deutsch von Dr. N[achman]. Syrkin. Berlin: Hugo Steinitz Verlag 1901, S. 5-60. [Gesamtumfang 108 Seiten; enthält: *Muß es denn so sein*?, Über den kirchlichen Glauben, Der Zar und seine Helfershelfer, Aus Tolstois Privatbriefen an W. und A. Tschertkoff für 1900, Bekämpft nicht Böses mit Bösem.] – Alternative Übersetzung in: TFb_B002.

[2] Hugo Steinitz Verlag.

ser Abhandlung noch zwei kleinere Arbeiten Tolstois anreihen zu können, die das Problem der christlichen Kirche behandeln.
Der Übersetzer

———

Muß es denn so sein

1.

Mitten auf dem Felde steht eine von einer Mauer umgebene Gußeisenfabrik mit riesigen, unaufhörlich rauchenden Essen, mit rasselnden Ketten, Hochöfen, einem Anschlußgeleise und kleinen Häuschen, die für die Beamten und Arbeiter bestimmt sind. In dieser Fabrik und den angrenzenden Bergwerken wimmelt es von Arbeitern wie von Ameisen. In einer Tiefe von 100 Arschin unter der Erde, in dunkeln, engen, feuchten lebensgefährlichen Gängen schlagen die einen vom Morgen bis Abend oder vom Abend bis Morgen das Erz, andere fahren im Dunkeln das Erz oder den Lehm zum Fahrschacht, bringen die leeren Waggons zurück, um sie von neuem zu laden, und arbeiten so täglich zwölf, oft vierzehn Stunden die ganze Woche hindurch. So geht es in den Bergwerken zu. – In der Fabrik arbeiten die einen an den Hochöfen bei furchtbarer Hitze, die andern bei dem Abfluß des geschmolzenen Erzes und der Schlacken, die dritten – Maschinisten, Heizer, Schlosser, Ziegelarbeiter, – sind in den Werkstätten ebenfalls zwölf bis vierzehn Stunden täglich die ganze Woche hindurch thätig.

Am Sonntag bekommen alle diese Leute ihren Lohn ausgezahlt, waschen sich und betrinken sich in den Schänken und Wirtschaften, die die Fabrik umgeben und das Arbeitsvolk anlocken, um am Montag früh die gewohnte Arbeit wieder aufzunehmen.

In der Nähe der Fabrik pflügen die Bauern mit elenden, magern Pferden den fremden Acker. Sie sind schon mit der Sonne aufgestanden, wenn sie nicht die Nacht am Sumpf verbracht haben, dem ein-

zigen Ort, auf dem sie ihre Pferde weiden lassen dürfen. Im Morgengrauen haben sie sich nach Hause begeben, um dort ein Pferd anzuspannen und ein Stück Brot mitzunehmen und sind dann ausgefahren, um das fremde Feld zu pflügen.

Nicht weit von der Fabrik auf der Chaussee sitzen andere Bauern, die sich aus einer Bastmatte eine Schutzwand gemacht haben, sie klopfen Steine für die Instandhaltung des Weges. Ihre Füße sind zerschlagen, die Hände schwielig, der ganze Körper schmutzig, ihr Gesicht, ihr Bart- und Haupthaar, sowie ihre Lungen, sind mit Kalkstaub gesättigt.

Die Beschäftigung dieser Leute besteht darin, daß sie aus dem vor ihnen liegenden Haufen einen großen Stein heraussuchen, ihn zwischen ihre in Bastschuhe und Lappen gehüllten Füße legen und mit einem Hammer so lange auf ihn einschlagen, bis er in einzelne Teile zerspringt. Dann zerkleinern sie noch die einzelnen Stücke, um dieselbe Thätigkeit an einem andern Steine zu wiederholen. Und mit dieser Beschäftigung verbringen diese Leute den ganzen Tag (15-16 Stunden) mit einer Unterbrechung von nur zwei Stunden, in denen sie ausruhen. Ihr Frühstück und Mittagessen besteht lediglich aus Wasser und Brot.

So leben alle diese Bergwerks- und Fabrikarbeiter, Landleute und Steinklopfer, von der frühesten Jugend bis zum Greisenalter. So leben auch ihre Frauen und Mütter in übermenschlicher Arbeit und mit Frauenkrankheiten behaftet, so leben auch ihre Väter und Kinder bei ungenügender Nahrung, schlechter Kleidung, bei gesundheitsschädlicher Arbeit vom Morgen bis Abend, von der Jugend bis zum Greisenalter.

Plötzlich fährt an der Fabrik, den Steinklopfern, den Ackerbauern, ein schellenklirrender Wagen vorbei, der mit vier gleichfarbigen Pferden bespannt ist, von denen das schlechteste so viel wert ist, wie die ganze Landwirtschaft eines jeden dieser Bauern, die das Gespann so sehr bewundern. Auf dem Wege begegnet der Wagen zerlumpten Männern und Frauen mit Bündeln auf den Schultern, die im Namen Christi um Almosen bitten und von Ort zu Ort umherirren. In dem Wagen sitzen zwei junge Mädchen, in der Farbenpracht ihrer Sonnenschirme und Federhüte strahlend, von denen ein jeder mehr Geld kostet, als das Pferd eines Bauern. Den Mädchen gegenüber sitzt ein Offizier im frischgewaschenen Leinenkittel, mit in der

Sonne glänzenden Knöpfen und Achselstücken, auf dem Bock thront ein mächtiger Kutscher in blauseidenen Hemdsärmeln und in samtenem ärmellosen Rock. Er hat die Pilger beinahe überfahren und einen vorüberfahrenden Bauern, der in seinem schmutzigen Hemde im leeren Wagen hin und her flog, in den Graben geworfen.

„Siehst Du das nicht?" ruft der Kutscher und zeigt dem nicht schnell genug ausweichenden Bauern die Peitsche. Der Bauer zieht mit einer Hand an der Leine und nimmt mit der andern erschrocken die Mütze vom schmutzigen Kopfe.

Hinter dem Wagen kommen zwei Radfahrer und eine Radfahrerin und lachen vergnügt, sie überholen die sich bekreuzenden Pilgerinnen und versetzen sie in Schrecken. Seitwärts von der Chaussee reitet ein Herr auf einem englischen Hengst und eine Dame auf einem Paßgänger. Der schwarze Hut mit dem Schleier kostet eben so viel, wie der Lohn eines Steinklopfers in zwei Monaten beträgt. Die moderne englische Reitgerte ist ebenso viel wert, wie jener Bursche in einer Woche verdienen wird, der vor Freude, daß er Arbeit bekommen hat, stolz einherschreitet und die schönen Gestalten der Pferde und Reiter bewundert, ebenso wie die fetten, ausländischen Hunde mit teurem Halsband, die mit ausgestreckter Zunge hinterdrein laufen. In geringer Entfernung von dieser Gesellschaft fahren in einem Wagen ein lächelndes Mädchen, mit frisiertem Haar und weißer Schürze und ein dicker rotwangiger Mann mit auseinander gekämmtem Backenbart und einer Cigarette im Munde, der dem Mädchen etwas ins Ohr flüstert. Im Wagen liegen eine Theemaschine, verschiedene Pakete und ein Kübel mit Gefrorenem.

Das ist die Dienerschaft. Der heutige Tag bildet für die Herrschaften keine Ausnahme. Sie leben so den ganzen Sommer hindurch und veranstalten fast jeden Tag Ausflüge, wobei sie mitunter, wie es heute der Fall ist, Thee, Getränke und Süßigkeiten mitnehmen, um hin und wieder woanders zu essen und zu trinken. Diese Herrschaften bestehen aus drei Familien, die auf dem Lande oder in der Sommerfrische leben. Die eine Familie ist die eines Gutsbesitzers, der 2000 Deßjatin sein eigen nennt, die andere ist die eines Beamten, der ein Gehalt von 3000 Rubeln bezieht, während zu der dritten, der allerreichsten, die Kinder eines Fabrikanten gehören.

Alle diese Menschen sind nicht im geringsten erstaunt oder ergriffen beim Anblick des ganzen Elends und der Zuchthausarbeit,

die sie umgiebt. Sie glauben, daß das alles so sein müsse. Es beschäftigt sie etwas ganz anderes.

„Nein, das ist unmöglich" – sagt die Dame zu Pferde, „ich kann es nicht mitansehen," und läßt den Wagen halten. Alle sprechen durcheinander, lachen, setzen den Hund in den Wagen und fahren dann weiter, dabei Wolken von Kalkstaub aufwirbelnd, die die Steinklopfer und Pilger umhüllen.

Der Wagen und die Reiter sind vorbeigeflogen, wie Wesen aus einer andern Welt, während die Fabrikarbeiter, Steinklopfer, die Bauern, ihre schwere, eintönige Arbeit, die erst mit ihrem Tode endigen wird, fortsetzen.

„Manche leben doch gut!" denken sie, blicken den vorbeigefahrenen Herrschaften nach und ihr qualvolles Leben erscheint ihnen um so elender.

2.

Was ist das alles? Haben denn diese arbeitenden Menschen irgend etwas verbrochen, wofür sie so bestraft werden, oder ist das das Los aller Menschen? Haben denn die eben vorbeigefahrenen Herrschaften etwas besonders Nützliches und Wichtiges geleistet, wofür sie so belohnt werden? – Keineswegs! Im Gegenteil, diejenigen, welche so angestrengt arbeiten, sind meistenteils moralische, enthaltsame, bescheidene Menschen; die anderen dagegen zumeist verdorbene, müßige, freche Menschen. Und das alles kommt nur daher, daß eine solche Einrichtung für natürlich und richtig unter solchen Menschen gilt, die sich für Bekenner der christlichen Lehre der Liebe, und für Kulturmenschen, d. h. für vollkommene Menschen halten.

Und diese Zustände existieren nicht nur in jenem Winkel des Tulaschen Bezirks, an den ich eben denke, weil ich ihn öfters sehe, sondern überall, in Russland von Petersburg bis Batum, in Frankreich von Paris bis Auvergue, in Italien von Rom bis Palermo, in Deutschland, Spanien, Amerika, Australien, ja sogar in Indien und China. Überall leben zwei oder drei von tausend Menschen so, daß sie ohne selbst etwas zu thun, an einem Tage alles das aufessen und vergeuden, was Hunderte von Menschen während eines Jahres ernähren könnte; sie tragen Kleider, die Tausende kosten, wohnen in Palästen,

in denen Hunderte von Arbeitern leben könnten, verschwenden für ihre Launen Millionen von Arbeitstagen. Die anderen dagegen überanstrengen sich, ohne genügend zu schlafen und zu essen, und richten ihre körperliche und geistige Gesundheit zum Nutzen jener Auserwählten zu Grunde.

Für die einen Menschen werden, noch bevor sie zur Welt kommen, eine Hebamme, ein Arzt, mitunter zwei Ärzte, bestellt, eine ganze Aussteuer wird vorbereitet – hundert Jäckchen, Windeln mit Seidenbändern, Wagen aus Sprungfedern. Die anderen aber, die überwiegende Mehrzahl, gebären ihre Kinder wo und wie es kommt, ohne jegliche Hilfe, wickeln sie in Lumpen ein, legen sie in Bastwiegen auf Stroh und sind froh, wenn sie sterben.

Die Kinder der einen werden, während die Mutter neun Tage zu Bette liegt, von Hebeammen, Wärterinnen und Ammen gepflegt – die Kinder der anderen pflegt niemand, weil niemand da ist, während die Mutter selbst unmittelbar nach der Entbindung den Ofen anheizt, die Kuh melkt und mitunter sogar die Wäsche für sich, den Mann und die Kinder wäscht. Die einen Kinder wachsen bei Spielzeug, Belustigungen und Belehrung auf, die anderen kriechen zuerst mit nackten Bäuchen über Thürschwellen, erleiden Verletzungen und müssen mit fünf Jahren ihre Zwangsarbeit beginnen, wenn sie nicht vorher von Schweinen aufgefressen werden. Den einen bringt man die Bildung in einer dem Kindesalter angepaßten Form bei, die andern lernen die gröbsten Schimpfreden und den wildesten Aberglauben. Die einen verlieben sich, erleben Romane und heiraten, nachdem sie alle Freuden der Liebe gekostet haben; die andern werden mit 16 bis 20 Jahren auf Befehl der Eltern verheiratet, damit sie bei der Arbeit behilflich sind. Die einen essen und trinken das beste und teuerste, was es giebt und füttern ihre Hunde mit Weißbrot und Fleisch; die andern essen nur Brot, und dies auch nicht in genügender Menge und nicht einmal frisch gebacken, um nicht zuviel zu essen. Die einen wechseln täglich die Wäsche, trotzdem sie sich gar nicht beschmutzen, die andern wechseln ihre grobe, zerrissene, mit Ungeziefer behaftete Wäsche einmal in zwei Wochen oder tragen sie so lange, bis sie ihnen vom Leibe fällt, wiewohl sie fortwährend für Fremde arbeiten. Die einen schlafen in Betten mit weißen Betttüchern, die andern auf der Erde und decken sich mit ihren zerrissenen Kleidungsstücken zu. Die einen fahren mit wohlgenähr-

ten Pferden spazieren, die andern pflügen mit halb verhungerten Pferden oder gehen zu Fuß. Die einen denken nur darüber nach, wie sie sich die Zeit vertreiben können, die andern haben nicht einmal Muße, um sich zu säubern, zu waschen, auszuruhen, ein Wort zu sprechen oder ihre Verwandten zu sehen. Die einen haben in vier Sprachen zu lesen gelernt, belustigen sich täglich an den verschiedensten Vergnügungen, die anderen können überhaupt nicht lesen und schreiben und ihre einzige Freude ist der Schnaps. Die einen wissen alles und glauben an nichts; die anderen wissen nichts und glauben an jeden Unsinn, der ihnen erzählt wird. Die einen haben, wenn sie krank sind, die beste Pflege und Reinlichkeit, Heilquellen und Medikamente stehen zu ihrer Verfügung, sie reisen von Ort zu Ort, um das für sie gesündeste Klima zu finden; die anderen legen sich in die rauchige Stube auf den Ofen, ihre Wunden werden nicht gewaschen, sie haben keine andere Nahrung als trockenes Brot, die Luft wird durch zehn Familienmitglieder, sowie von Kälbern und Schafen verpestet, so daß sie lebendigen Leibes verfaulen oder vorzeitig sterben.

„Muß es denn wirklich so sein?“

Wenn es eine höhere Vernunft und Gerechtigkeit giebt, die die Welt regiert, wenn ein Gott da ist, so kann er nicht gewollt haben, daß eine so ungleiche Verteilung der irdischen Güter existiere, daß die einen nicht wissen, was sie mit ihrem ungeheuren Reichtum anfangen sollen und die Frucht der Arbeit ihrer Nebenmenschen sinnlos vergeuden, während die anderen hinsiechen und sterben, oder in fortdauernder Überanstrengung ein qualvolles Dasein fristen.

Wenn ein Gott da ist, so kann und darf es nicht so sein. Wenn es aber keinen Gott giebt, so sind solche Zustände, wobei die Mehrzahl ihr Leben zu Grunde richtet, damit eine kleine Anzahl im Überfluß genießt, vom einfachen menschlichen Gesichtspunkte aus unsinnig, weil für alle Welt unvorteilhaft.

3.

Warum leben denn die Menschen so?

Es ist begreiflich, daß die Vermögenden, die an ihren Reichtum gewohnt sind und nicht einsehen, daß der Reichtum ihnen kein

Glück gewährt, danach streben, ihre Position zu behalten. Warum aber lebt jene Mehrheit, die die Macht besitzt und das Glück im Reichtum sieht, im Elend und in Unterwürfigkeit, abhängig von der Minderheit weiter? In der That, warum unterwerfen sich alle diese kräftigen, geschickten und arbeitsfähigen Menschen, die die Mehrheit bilden, einer Hand voll schwacher, zumeist unfähiger, verzärtelter Greise und Frauen?

Gehen wir vor den Feiertagen oder zur Zeit der Ausstellung der „billigen Waren" durch die Kaufgeschäfte, beispielsweise durch die Moskauer Passage. Zehn oder zwölf dieser Passagen, die aus einer Reihe ununterbrochen" herrlicher Kaufhäuser mit großartigen Schaufenstern bestehen, sind mit den verschiedensten teueren Gegenständen angefüllt, die ausschließlich für die Frauen bestimmt sind, wie Stoffe, Kleider, Spitzen, Edelsteine, Schuhe, Zimmerschmuck, Pelzwerk *etc*. Alle diese Gegenstände kosten viele Millionen, sie wurden von Arbeitern hergestellt, die ihre Gesundheit dabei zu Grunde gerichtet haben, und alle diese Gegenstände sind nicht nur für die Arbeiter wertlos, sondern auch für die Reichen, sie dienen nur zum Vergnügen, zum Schmuck der Frauen. An beiden Seiten des Eingangs stehen reichgeschmückte Portiers, während auf den Böcken der teueren Wagen, die mit kostbaren Pferden bespannt sind, reichgekleidete Kutscher sitzen. Zur Erzeugung dieses Luxus sind wiederum Millionen Arbeitstage verwendet worden. Alte, junge Arbeiter, Männer, Frauen widmeten ihr ganzes Leben der Produktion all dieser Gegenstände. Und alle diese Gegenstände gehören nur einigen Hundert Frauen, die in teueren Pelzen und Hüten nach der neuesten Mode durch diese Kaufläden gehen und alle diese nur für sie angefertigten Waren kaufen.

Einige Hundert Frauen verfügen nach Willkür über die Arbeit von Millionen Menschen, die für ihre eigene Ernährung und die ihrer Familien arbeiten. Von der Willkür dieser Frauen hängt das Los, das Leben vieler Millionen Menschen ab.

Wie ist das geschehen?

Warum unterwerfen sich alle diese Millionen starker Menschen, die diese Waren angefertigt haben, diesen Frauen?

Eben kommt mit einem Traberpaar eine Dame in samtenem Pelz und mit einem Hut nach der neuesten Fasson angefahren. Ihre Kleider sind kostbar und neu. Der Portier beeilt sich die Wagendecke

aufzuknöpfen und hilft ihr ehrerbietig aus dem Schlitten. Diese Frau geht durch die Passage, wie durch ihr eigenes Königreich, tritt in ein Geschäft und bestellt Stoffe im Werte von 5000 Rubeln für ihren Salon, um sich dann nach einem anderen Geschäft zu begeben.

Diese Frau ist böse, dumm und nicht einmal schön, sie gebärt keine Kinder und hat in ihrem Leben nichts für andere Menschen gethan. Warum kriecht denn alles vor ihr, der Portier, der Kutscher, die Kommis? Und warum ist alles das, was die Arbeit Tausender Menschen erforderlich machte, ihr Eigentum geworden?

Weil sie Geld hat. Der Portier aber, der Kutscher, die Handelsgehilfen, die Fabrikarbeiter brauchen das Geld, um ihre Familie zu ernähren. Das Geld können sie aber am bequemsten und mitunter einzig und allein dadurch erwerben, daß sie sich als Kutscher, Portiers, Kommis, Fabrikarbeiter verdingen. Wodurch ist aber die Frau zu ihrem Gelde gekommen?

Sie hat es darum, weil die vom Grund und Boden verjagten und jeder an-deren Arbeit, mit Ausnahme des Webens von Stoffen, entfremdeten Arbeiter, in der Fabrik des Gatten dieser Frau arbeiten. Der Mann dieser Frau giebt aber den Arbeitern nur das, was ihnen zu ihrer Ernährung unbedingt nötig ist, während er den ganzen Gewinn, – mehrere Hunderttausende – für sich behält und das Geld seiner Frau giebt, damit sie es verschwende, denn er weiß nicht, was er mit diesem Gelde anfangen soll.

Da ist eine andere Dame, in einer noch reicheren Equipage und Toilette, die in den verschiedensten Magazinen teure und un-nütze Gegenstände einkauft.

Woher hat diese Frau das Geld? Sie ist die Maitresse eines reichen Gutsbesitzers der 20 Tausend Deßjatin sein eigen nennt, die sein Großvater von einer wollüstigen alten Fürstin geschenkt bekommen hat für die Unzucht, die er mit ihr trieb. Diesem Gutsbesitzer gehört das ganze Land, das die inmitten desselben angesiedelten Bauern umgiebt, und er verpachtet es an die Bauern für 17 Rubel die Deßjatin. Die Bauern zahlen dieses Geld, weil sie ohne Land Hungers sterben würden. Und dieses Geld befindet sich jetzt in den Händen der Maitresse, die dafür die Gegenstände, die die von ihrem Boden versagten Bauern angefertigt haben, zusammenkauft.

Da geht durch die Passage noch eine dritte reiche Frau, in Begleitung ihres Bräutigams und ihrer Mutter. Diese Frau verheiratet sich

und kauft Bronzen und kostbares Geschirr ein. Das Geld hat sie von ihrem Vater, einem hohen Beamten mit 12 Tausend Rubel Gehalt. Sie hat 7 Tausend Rubel zur Aussteuer bekommen. Das Geld ist in Form von Steuern und Zöllen den Bauern fortgenommen worden. Diese Steuern eben zwangen den Portier, welcher die Thür aufmacht (er ist ein Bauer aus Kaluga, und hat zu Hause Frau und Kinder), den Kutscher, mit dem sie gekommen ist (dieser ist aus dem Gouvernement Tula), sowie Hunderte, Tausende und Millionen Menschen, die als Dienstboten, Fabrikarbeiter beschäftigt sind, ihre Häuser zu verlassen und Gegenstände herzustellen, welche die Damen gebrauchen, deren Geld entweder vom Fabrikgewinn oder Grundbesitz, oder von den Steuern herrührt.

Die Millionen Arbeiter haben sich somit nur deswegen den Frauen unterworfen, weil ein Mensch die Fabrik, in der sie arbeiten, in Besitz genommen, ein anderer den Boden an sich gerissen und ein dritter sieh der Steuern bemächtigt hat, die von den Arbeitern aufgebracht werden. Davon kommt all das Elend her, daß ich bei der Gußeisenfabrik gesehen habe.

Die Bauern pflügten ein fremdes Feld, weil sie nicht genug eigenes Land haben, und weil der Gutsbesitzer ihnen die Nutz-nießung nur unter der Bedingung erlaubt, daß sie für ihn arbeiten.

Die Steinklopfer klopfen die Steine darum, weil sie nur durch Ausübung dieser Arbeit die von ihnen verlangten Steuern bezahlen können.

In der Fabrik und in den Bergwerken arbeiteten die Menschen darum, weil sowohl der Boden, aus welchem das Erz gegraben wird, als auch die Fabrik, in welcher es geschmolzen wird, nicht ihnen gehört. Alle diese Arbeiter verrichten schwere Arbeit für andere deswegen, weil die Reichen den Boden in Besitz genommen, den Menschen Steuern auferlegt und die Fabriken in Besitz genommen haben.

4.

Warum gehört aber der Boden nicht demjenigen, der darauf arbeitet, sondern dem, der nicht arbeitet? Warum haben den Nutzen von den Steuern, die von allen erhoben werden, nicht diejenigen, die sie zahlen, sondern eine geringe Anzahl von Menschen? Warum gehö-

ren die Fabriken nicht denjenigen, die sie gebaut und die dort arbeiten, sondern denen, die sie nicht gebaut haben und nicht in ihnen arbeiten?

Die gewöhnliche Antwort auf die Frage, warum die Nichtarbeitenden sich des Grund und Bodens der Arbeiter bemächtigt haben, ist die, daß der Boden ihnen für besondere Verdienste geschenkt oder von ihnen für erworbenes Geld gekauft worden ist.

Die gewöhnliche Antwort auf die Frage, warum eine geringe Anzahl von Menschen, die Herrscher und ihre Beamten, die meisten Reichtümer der arbeitenden Menschen einziehen und sie nach ihrer Willkür gebrauchen? ist die, daß diejenigen, die das von dem Volke eingezogene Geld gebrauchen, über die andern regieren, sie verteidigen und die Ordnung und Wohlfahrtseinrichtungen unter ihnen aufrecht erhalten.

Die Antwort auf die Frage: warum die reichen, nichtsthuenden Menschen die Erzeugnisse und Arbeitswerkzeuge der Arbeitenden besitzen? ist, daß die betreffenden Erzeugnisse und Arbeitswerkzeuge von ihnen oder von ihren Vorfahren erarbeitet worden sind.

Und alle diese Leute, die Grundbesitzer, Staatsbeamten, Kaufleute, Fabrikanten sind aufrichtig davon überzeugt, daß ihr Besitz ein rechtmäßiger ist.

Indessen hat weder das Grundeigentum, noch die Einziehung und Verwendung der Steuern, noch der Besitz von Arbeitserzeugnissen und Mitteln von Seiten der Nichtarbeitenden die geringste Berechtigung.

Das Grundeigentum der Nichtarbeitenden ist darum ungerechtfertigt, weil der Boden, ebenso wie das Wasser, wie die Luft, die Sonnenstrahlen, eine notwendige Lebensbedingung eines jeden Menschen sind, und darum nicht das ausschließliche Eigentum eines Einzelnen sein können. Wenn der Boden, nicht aber das Wasser, die Luft und die Sonnenstrahlen, Privateigentum geworden ist, so liegt es nicht daran, daß der Boden nicht eine ebenso notwendige und darum unveräußerliche Lebensbedingung eines jeden Menschen ist, sondern daß es unmöglich war, den andern Menschen das Wasser, die Luft und die Sonne wegzunehmen, während man sie des Bodens berauben konnte.

Das Grundeigentum ist durch Gewalt entstanden (durch Eroberung des Bodens, die Verteilung und den Verkauf desselben) und

beruht auch jetzt noch auf der Gewalt der Stärkern und Bewaffneten, trotzdem Versuche gemacht werden, demselben einen Rechtscharakter zu geben. Würde ein Mensch, der den Boden bearbeitet, dieses vermeintliche Recht verletzen, würde er das Land zu pflügen anfangen, welches als das Eigentum eines andern betrachtet wird, so würden sofort diejenigen Mächte einschreiten, [die] dieses vermeintliche Recht vertreten und zwar zuerst in Gestalt von Polizisten, später aber in der von Soldaten, welche Alle schlagen und erschießen würden, die von ihrem wirklichen Recht, sich durch Landarbeit zu ernähren, Gebrauch machen würden. Dasjenige, was das Recht des Grundeigentums genannt wird, ist somit nur noch die Vergewaltigung aller jener Menschen, welche diesen Grund und Boden gebrauchen können. Das Recht auf den Grund und Boden ist somit ähnlich dem Recht an der Landstraße, deren sich Räuber bemächtigt haben, die niemand ohne Lösegeld passieren lassen. Noch weniger kann das Recht der Regierung, gewaltsam die Steuern zu erheben, irgendwie gerechtfertigt werden.

Es wird behauptet, daß die Steuern zur Verteidigung des Vaterlandes gegen den äußeren Feind, zur Herstellung und Aufrechterhaltung der innern Ordnung und zur Einrichtung aller nötigen gesellschaftlichen Angelegenheiten verwendet werden. Aber erstens giebt es schon lange keine äußeren Feinde mehr, wie die Regierungen selbst behaupten: denn sie alle versichern ihrem Volke, daß sie den Frieden wünschen. Vor wem muß man sich denn also verteidigen? Zweitens muß man, um sein Geld zur Herstellung der innern Ordnung und zur Verwaltung der innern Angelegenheiten herzugeben, davon überzeugt sein, daß die betreffenden Personen das mit Erfolg thun, damit diese Ordnung eine gute und daß die Einrichtungen der Gesellschaft wirklich nötig sind. Wenn aber, wie dies immer und überall der Fall ist, die Steuerzahler nicht von der Tüchtigkeit und Ehrlichkeit derjenigen, die die Ordnung schaffen, überzeugt sind, und außerdem diese Ordnung selbst für schlecht halten, während die gesellschaftlichen Einrichtungen keineswegs den Interessen der Steuerzahler entsprechen, so ist es klar, daß es kein Recht der Steuererhebung giebt, sondern nur noch Gewalt.

Ich erinnere mich des weisen Wortes eines russischen Bauern, der religiös und darum wirklich freidenkend war. Er hielt es ebenso

wie Thoreau für richtig, keine Steuern zu zahlen, die sein Gewissen nicht rechtfertigen konnte. Als man zu ihm mit der Forderung kam, seine Steuern zu zahlen, fragte er, weswegen denn diese Steuern vermehrt würden, und sagte: wenn die Steuern für ein gutes Werk verwendet werden, so gebe ich sogar mehr, als ihr verlangt, sind sie aber für ein schlechtes Werk bestimmt, so kann und werde ich freiwillig keine Kopeke geben.

Man unterhandelte freilich nicht viel mit ihm, sondern brach das verschlossene Thor auf, nahm ihm seine Kuh weg und verkaufte sie. Die wahre Ursache der Steuern ist somit in Wirklichkeit nur die eine: die Gewalt die sie einzieht, die Möglichkeit, diejenigen, die sie nicht freiwillig zahlen, zu berauben und im Fall der Verweigerung ins Gefängnis zu werfen und zu strafen, wie dies auch fortwährend geschieht.

Daß in England, Frankreich, Amerika, sowie überhaupt in konstitutionellen Staaten, die Steuern durch das Parlament, d. h. durch eine scheinbare Volksvertretung, festgesetzt werden, ändert nichts an der Sache, da die Wahlen so eingerichtet sind, daß die Parlamentsmitglieder nicht das Volk vertreten, sondern zu den professionellen Politikern gehören; diejenigen, die es nicht waren, werden es sobald sie ins Parlament kommen, und nur der persönliche Ehrgeiz und die Interessen der kämpfenden Parteien nehmen sie in Anspruch.

Ebenso wenig stichhaltig ist die Rechtfertigung des Eigentumsrechts der Nichtarbeitenden an dem Arbeitsprodukt der andern Menschen.

Dieses Eigentumsrecht, das sogar ein heiliges Recht genannt wird, wird gewöhnlich dadurch gerechtfertigt, daß das Eigentum die Folge der Enthaltsamkeit und der fleißigen Thätigkeit, die den Menschen zu gute kommen, ist. Man braucht aber nur die Entstehung aller großen Vermögen zu untersuchen, um sich vom Gegenteil zu überzeugen.

Die Vermögen werden entweder durch Vergewaltigung erworben – das ist das gewöhnlichste – oder durch Geiz, durch einen großartigen Coup, oder durch fortgesetzten Betrug, wie dies bei den Kaufleuten üblich ist. Je sittlicher ein Mensch ist, um so eher verliert er das Vermögen, das er bereits besitzt, und je unsittlicher er ist, um so sicherer erwirbt er ein Vermögen und behält es. Ein Volksspruch

sagt: „Durch gerechte Arbeit baut man keinen Steinpalast", „Arbeit macht nicht reich, sondern bucklig".

So war es in der alten Zeit, und jetzt, wo die Verteilung der Reichtümer schon längst auf die ungerechteste Weise geschehen ist, muß es erst recht so sein. Wenn in der primitiven Gesellschaft der enthaltsame und fleißige Mensch vielleicht mehr erworben hat, so kann in unserer Gesellschaft davon nicht mehr die Rede sein. Mag der Arbeiter, der auf fremdem Felde arbeitet und die nötigen Gegenstände für Preise einkauft, die von andern festgesetzt sind, noch so fleißig sein, – er wird niemals ein Vermögen erwerben. Dagegen wird ein müßiger und unenthaltsamer Mensch, wie wir es bei Tausenden beobachten können, sobald er bei der Regierung oder bei reichen Leuten eine Anstellung findet, oder Wuchergeschäfte macht, oder eine Fabrik, ein Bordell, eine Bank, eine Wirtschaft eröffnet, leicht ein Vermögen erwerben.

Die Gesetze, die angeblich das Eigentum schützen, schützen nur das geraubte Eigentum, das sich bereits in den Händen der Reichen befindet, und nicht nur, daß sie das Eigentum der Arbeiter nicht schützen, die keinen anderen Besitz, als ihre Arbeit haben, sie unterstützen auch noch die Ausbeutung dieses ihres einzigen Eigentums.

Wir sehen eine ungeheure Anzahl von Administratoren: den Zar, seine Brüder, Onkel, Minister, Richter, Geistliche, die alle große Gehälter beziehen, die dem Volke abgenommen werden, ohne daß sie auch jene leichten Verpflichtungen erfüllen, die zu erfüllen sie hierfür übernommen haben. Man sollte nun meinen, daß sie demnach dem Volke das Geld stehlen, und doch kommt es niemandem in den Sinn, sie vor das Gericht zu fordern. Wird aber ein Arbeiter einen Teil des von diesen Menschen eingenommenen Geldes, oder irgend welche von diesen Leuten für dieses Geld gekaufte Gegenstände an sich nehmen wollen, so heißt es, daß er sich gegen das heilige Gesetz des Eigentums vergriffen hat, und er wird nun für die paar genommenen Groschen gerichtet, ins Gefängnis geworfen, verbannt.

Der steinreiche Fabrikant verpflichtet sich, dem Arbeiter für seine Arbeit einen Lohn zu zahlen, der für ihn ein Zehnmillionstel seines Vermögens bedeutet, d. h. fast nichts ist. Der Arbeiter aber verpflichtet sich in seiner Not, täglich eine zwölfstündige, gefährliche, gesundheitsschädliche Arbeit zu verrichten, d. h. dem Fabri-

kanten den größten Teil seines Lebens, vielleicht sein ganzes Leben abzugeben. Die Regierung schützt in gleicher Weise das eine Eigentum wie das andere.

Der Fabrikant stiehlt jahraus, jahrein bei dem Arbeiter den größten Teil seines Verdienstes und eignet sich ihn an. Man sollte meinen, daß der Fabrikant darum vor Gericht gefordert würde; die Regierung hält aber das aus solche Weise erworbene Eigentum für heilig und bestraft den Arbeiter, der zwei Pfund Kupfer, was ein Milliarden-Bruchteil des Eigentums des Fabrikanten ist, unter seinem Rock mitnimmt.

Versucht es ein Arbeiter, dem Reichen nur einen Teil dessen wegzunehmen, was dieser ihm auf Grund des Gesetzes weggenommen hat, wie dies mitunter bei den Judenkrawallen vorkommt; versucht es ein Hungrigen wie es in Mailand unlängst der Fall war, ein Brot zu nehmen, das die Reichen im Preise steigerten, um die Hungersnot auszunutzen, oder versucht es ein Arbeiter, durch einen Streik einen Teil dessen zu erlangen, das man ihm geraubt hat, so verletzt er das heilige Eigentumsrecht und die Regierung eilt sofort dem Grundbesitzer, Fabrikanten, Kaufmann, zu Hilfe. Jenes Recht, auf welches die Reichen ihren Bodenbesitz, die Steuernerhebung, sowie das Eigentum an den Arbeitsprodukten der anderen Menschen gründet hat mit der Gerechtigkeit nichts zu thun und stützt sich nur auf Gewalt die durch das Heer ausgeübt wird.

5.

Sollte es ein Arbeiter versuchen, das Land zu pflügen, das er zu seiner Ernährung gebraucht, oder die Steuern zu verweigern, oder das von ihm selbst erzeugte Brot oder die zur Arbeit nötigen Werkzeuge sich anzueignen, so wird das Heer ihn mit Gewalt daran hindern.

Die Entäußerung des Bodens, die Erhebung der Steuern, die Macht der Kapitalisten bilden somit nicht die Grundursache der elenden Lage der Arbeiter, sondern sind nur deren Folge. Die Grundursache dessen, daß Millionen Arbeiter nach dem Willen einer Minderheit leben und arbeiten, liegt nicht darin, daß diese Minderheit sich des Bodens und der Produktionsmittel bemächtigt hat

und Steuern erhebt, sondern darin, daß sie es thun darf, daß es eine Gewalt gebietet, daß ein Heer da ist, das sich in den Händen der Minderheit befindet und bereit ist, diejenigen zu töten, die den Willen dieser Minderheit nicht erfüllen wollen.

Wenn die Bauern sich des Bodens bemächtigen wollen, der als das Eigentum eines nichtarbeitenden Menschen angesehen wird, oder wenn ein Mensch Steuern zu zahlen verweigert, oder wenn streikende Arbeiter die nicht Streikenden verhindern wollen zu arbeiten, so kommen jene nämlichen Bauern, denen man den Boden abgenommen hat, jene nämlichen Steuerzahler und Arbeiter mit Flinten versehen, und zwingen ihre Brüder, das Land zurückzugeben, die Steuern zu zahlen und die Arbeit aufzunehmen.

Wenn man das zum erstenmal erfaßt so glaubt man es selbst nicht, so merkwürdig erscheint dies.

Die Arbeiter wollen sich befreien, und dieselben Arbeiter zwingen sich selbst, sich zu unterwerfen und in Knechtschaft zu bleiben.

Weshalb thun sie es denn?

Sie thuen es darum, weil die zu Soldaten ausgehobenen oder angeworbenen Arbeiter auf geschickte Weise verdummt und demoralisiert werden, so daß sie ihren Vorgesetzten blindlings gehorchen, was diese ihnen auch befehlen.

Das geschieht auf folgende Weise:

Sobald ein Knabe jenes Alter erreicht, in der die physische Kraft, Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit ihren höchsten Grad erlangen, die seelischen Kräfte sich aber noch im verworrensten unbestimmtesten Zustande befinden (also im Alter von 20 Jahren), wird der Knabe zum Militärdienst ausgehoben, wie ein Arbeitsvieh besichtigt und, wenn er physisch gesund und stark ist, je nach seiner Brauchbarkeit, irgend einer Heeresabteilung zugewiesen, worauf man ihm einen feierlichen Eid auferlegt, daß er seinen Vorgesetzten sklavisch gehorchen müsse. Alsdann entfremdet man ihn seinen früheren Lebensbedingungen, giebt ihm Schnaps oder Bier zu trinken, kleidet ihn in eine bunte Tracht und sperrt ihn mit eben solchen Burschen in Kasernen ein, wo er unter vollständigem Müßiggang (d. h. ohne irgend welche nützliche vernünftige Arbeit zu verrichten) die unsinnigsten militärischen Regeln, die Bezeichnungen von Dingen und den Gebrauch von Mordwerkzeugen, wie Säbeln, Bajonetten, Flinten, Kanonen erlernt, hauptsächlich aber sich darin übt,

seinen Vorgesetzten widerspruchslos, mechanisch – reflektorisch zu gehorchen.

So geschieht es in allen Staaten, wo die allgemeine Wehrpflicht existirt. In den anderen Ländern aber suchen die speziell dazu angestellten Leute verbummelte, arbeitsunwillige und arbeitsunfähige, meistensteils verkommene, aber physisch gesunde Menschen aus, geben ihnen zu trinken, schenken ihnen Geld und werben sie für das Heer an, worauf sie in Kasernen eingesperrt und demselben Drill unterworfen werden.

Die Vorgesetzten sehen es hauptsächlich darauf ab, diese Menschen bis zu dem Zustande jenes Frosches zu bringen, der bei der Berührung unweigerlich das Bein zusammenzieht. Ein guter Soldat ist der, der ebenso wie dieser Frosch, auf einen gewissen Befehl des Vorgesetzten unbewußt mit der verlangten Bewegung reagiert. Und das wird dadurch erreicht, indem man diese unglücklichen Menschen, die man in gleichmäßige, bunte Kleider steckt, im Verlaufe von Wochen zwingt, unter Trommelschlag und Musik zu marschieren, Wendungen auszuführen, zu springen und alles gleichzeitig auf Kommando zu thun. Jeder Ungehorsam wird mit den grausamsten Strafen, sogar mit dem Tode geahndet. Dagegen werden Trunk, Unzucht, Müßiggang, Schimpfereien und Mord nicht nur nicht verboten, sondern sogar systematisch gefördert: man giebt den Soldaten Branntwein zu trinken, richtet für sie Bordelle ein, lehrt sie unanständige Lieder und unterrichtet sie im Morden (in diesen Kreisen wird der Mord so sehr als ein gutes und löbliches Werk angesehen, daß mitunter von den Offizieren selbst die gegenseitige Ermordung – die sogenannten Duelle – verlangt werden). Und so wird ein stiller sanfter Junge, nach einjährigem Aufenthalt in einer solchen Schule (unter einem Jahr ist der Soldat noch nicht fertig, d. h. er hat noch nicht alle seine menschlichen Gefühle verloren), zu dem, was man aus ihm machen wollte – zu einem sinnlosen und grausamen, mächtigen und schrecklichen Werkzeug der Gewalt in den Händen seiner Vorgesetzten.

Wenn diejenigen, die im Besitze der Reichtümer sind, diese selbst beschützen würden, so wäre es nicht so widerwärtig, aber es ist schrecklich, daß sie, um die Menschen zu berauben und um das Geraubte zu schützen, die Beraubten selbst gebrauchen und zu diesem Zwecke ihre Seelen demoralisieren.

So vergewaltigen die Soldaten aus dem Arbeiterstand ihre eigenen Brüder, denn es giebt ein Mittel aus dem Menschen ein bewußtloses Werkzeug zum Morden zu machen.

6.

Wenn aber das alles so ist, so entsteht unwillkürlich die Frage, warum werden denn die Menschen Soldaten? Warum erlauben es ihnen ihre Väter? Sie konnten so lange Soldaten werden und sich der Disziplin unterwerfen, bis sie die Folgen davon nicht sahen, haben sie aber einmal diese Folgen erkannt, so fragt man sich, warum sie fortfahren sich diesem Betrug auszusetzen?

Es kommt dies daher, daß sie dem Militärdienst nicht nur für ein nützliches, sondern auch für ein achtbares und gutes Werk halten, und das thuen sie deswegen, weil es ihnen durch jene Lehre eingegeben worden ist, in der sie seit frühester Jugend erzogen werden, und die man im spätern Alter zu erhalten sucht.

Die Existenz des Heeres ist somit nicht die Grundursache, sondern die Folge. Die Grundursache besteht aber in jener Lehre, welche die Menschen lehrt, daß der Militärdienst nicht nur keine Sünde sei, sondern sogar ein gutes, tugendhaftes und löbliches Werk ist. Die Ursache des menschlichen Elends liegt demnach noch weiter, als es anfangs scheint.

Anfangs schien es, daß die Ursache darin liegt, daß die Grundbesitzer sich des Bodens, die Kapitalisten der Produktionsmittel bemächtigt haben, während die Regierung Steuern erhebt.

Fragt man sich aber, warum der Boden den Reichen gehört, und die Bauern ihn nicht benutzen können, warum die Arbeiter Steuern zahlen müssen, die ihnen keinen Nutzen bringen, und warum nicht die Arbeiter, sondern die Kapitalisten die Arbeitsmittel besitzen, so sieht man, das es daher kommt, weil ein Heer da ist. Fragt man sich aber, wieso dieselben beraubten Arbeiter, die das Heer ausmachen, über sich selbst, über ihre Brüder und Väter herfallen, so sieht man, daß die Ursache darin liegt, daß die eingezogenen oder angeworbenen Soldaten so diszipliniert werden, daß sie alles menschliche verlieren und zu unbewußten, ihren Vorgesetzten gehorchenden Mordwerkzeugen werden. Fragt man sich aber, warum die Men-

schen, die diesem Betrug sehen, den Militärdienst leisten und die Steuern zahlen, so sieht man, daß die Ursache in der allen Menschen überhaupt eingeflößten Lehre liegt, wonach der Militärdienst ein gutes und löbliches Werk, und der Mord im Krieg keine Sünde ist. Die Hauptursache liegt somit in der den Menschen innewohnenden Lehre.

Davon rührt die Armut, die Unzucht, der Haß, der Mord her.

Was ist es denn aber für eine Lehre?

Diese Lehre heißt die christliche und besteht in folgendem:

Es giebt einen Gott, der vor 6000 Jahren die Welt und einen Menschen Adam erschaffen hat. Dieser Adam hat eine Sünde begangen, und Gott strafte dafür alle Menschen. Alsdann schickte Gott seinen Sohn, einen ebensolchen Gott, auf die Erde, damit er dort gekreuzigt würde. Diese Kreuzigung ist für die Menschen das Mittel zur Erlösung von der Strafe für die Sünde Adams.

Wenn die Menschen daran glauben, so werden sie begnadigt, glauben sie nicht, so werden sie bestraft werden. Der Beweis dafür, daß dies alles wahr ist, ist der, daß dies alles den Menschen durch den nämlichen Gott offenbart worden ist, von dessen Existenz die Menschen, die dieses alles predigen, berichten. Abgesehen von den verschiedenen Variationen der verschiedenen Konfessionen ist die allgemeine praktische Lehre die, daß die Menschen an dasjenige, was ihnen gelehrt wird, glauben und der Obrigkeit gehorchen müssen.

Diese Lehre ist eben die Grundursache jenes Betrugs, demzufolge die Menschen den Militärdienst antreten und sich selbst bedrücken. Wenn es auch unter den Betrogenen Zweifler giebt, so glauben diese auch an nichts anderes und haben somit keinen Stützpunkt, verfallen daher dem allgemeinen Strom und unterwerfen sich ihm, ebenso wie die Gläubigen.

Zur Beseitigung dieser Übelstände, an denen die Menschen leiden, sind darum nicht die Befreiung des Bodens, die Aufhebung der Steuern, die Vergesellschaftlichung der Arbeitsmittel und nicht einmal die Beseitigung der bestehenden Regierung nötig, sondern die Vernichtung jener sogenannten „christlichen“ Lehre, in welcher die modernen Menschen erzogen werden.

7.

Den Menschen, welche das Evangelium kennen, erscheint es anfangs seltsam, daß das Christentum, das die Gottes-Kindheit [-*Kindschaft*], die geistige Freiheit, die Verbrüderung der Menschen, die Aufhebung der Gewalt und die Liebe zu den Feinden predigt, in diese seltsame sogenannte „christliche" Lehre ausarten konnte. Betrachtet man aber näher, auf welche Weise das Christentum in die Welt eindrang, so sieht man, daß es nicht anders sein konnte.

Als die heidnischen Herrscher Konstantin, Karl der Große, Wladimir das in heidnische Formen gehüllte Christentum annahmen und ihre Völker dem neuen Glauben zuführten, ahnten sie nicht, daß die neue Lehre die königliche Gewalt, das Heer und selbst den Staat aufhob, d. h. alles dasjenige, ohne das sie sich das Leben nicht vorstellen konnten. Die zerstörende Macht des Christentums wurde anfangs von den Menschen gar nicht bemerkt, es schien ihnen vielmehr, daß das Christentum ihre Macht stützte. Allmählich aber offenbarte sich das Wesen des Christentums und die für die heidnische Welt darin enthaltene Gefahr. Je klarer aber diese Gefahr wurde, desto besorgter wurden die herrschenden Klassen darüber, daß jenes Feuer gedämpft oder womöglich ganz ausgelöscht werde, das sie unbewußt in die Welt hineinbrachten. Sie verwendeten dazu die verschiedensten Mittel: das Verbot der Übersetzung und des Lesens des Evangeliums, die Ermordung aller derer, die auf sein wahres Wesen hinwiesen, die Hypnotisierung der Massen durch Pracht und Glanz, die raffiniertesten schlauesten Interpretationen der christlichen Lehre. Auf diese Weise veränderte sich allmählich das Wesen des Christentums und verwandelte sich zu einer solchen Lehre, die nicht nur keine für die heidnische Welt gefährlichen Prinzipien in sich enthielt, sondern diese heidnische Weltordnung vom angeblichen christlichen Standpunkt aus sogar verteidigte. So entstanden die christlichen Herrscher, das christliche Heer, der christliche Reichtum, das christliche Gericht und die christlichen Hinrichtungen.

Die herrschenden Klassen machten mit dem Christentum dasselbe, was die Ärzte mit den Infektionskrankheiten thun. Sie schufen eine Kultur unschädlichen Christentums, dessen Einimpfung nicht mehr schädlich ist. Dieses kirchliche Christentum ist derartig, daß

es entweder vernünftige Menschen abstößt, weil es ihnen unsinnig erscheint, oder aber, wo es angenommen wird, die Adepten so weit dem wahren Christentum entfremdet, daß sie seine wahre Bedeutung nicht mehr erkennen und sich sogar zu seinem wahren Wert feindlich stellen.

Dieses im Laufe von Jahrhunderten von den herrschenden Klassen aus dem Gefühl der Selbsterhaltung ausgearbeitete, unschädlich gewordene, falsche Christentum, bildet eben jene Lehre, im Namen derer die Menschen nicht nur für sich und andere schädliche, sondern auch direkt unsittliche und gewissenlose Handlungen begehen, von denen die schwerwiegendste der Militärdienst, d. h. die Bereitwilligkeit zum Morden ist. Die Schädlichkeit dieses falschen Christentums besteht hauptsächlich darin, daß es nichts vorschreibt, und nichts verbietet. Alle alten Lehren, wie das Gesetz von Moses stellen Regeln auf, welche gewisse Handlungen verlangen oder verbieten. Ebenso verfahren auch die buddhistische und die muhammedanische Religion. Der kirchliche Glaube aber stellt keine Regeln auf außer der wörtlichen Anerkennung der Dogmen, Fasten, Gebete (für die reichen Leute giebt es aber auch hier Auswege), sondern lügt und erlaubt alles, sogar das, was den tiefsten Forderungen der Sittlichkeit widerspricht. Nach dieser kirchlichen Lehre ist alles erlaubt. Die Sklaverei ist erlaubt (in Europa und Amerika beschützte die Kirche die Sklaverei). Vermögen durch die Arbeit der unterdrückten Brüder zu erwerben, ist erlaubt. Reich zu sein unter Lazarussen, die unter den Tischen der Schwelgenden herumkriechen, ist nicht nur erlaubt, sondern sogar gut und löblich, wenn man dabei ein Tausendstel für die Kirchen oder Krankenhäuser spendet. Die Kirche giebt den Segen dazu, daß man die Reichtümer den Armen durch Zwang vorenthält, daß man sie ins Gefängnis wirft, mit Ketten fesselt, an Schubkarren einspannt und sie hinrichtet. Es ist erlaubt, während der ganzen Jugendjahre Unzucht zu treiben und eine dieser Unzuchten Ehe zu nennen, wozu man sogar den Segen der Kirche bekommt, man kann sich verheiraten, man kann sich trennen und wieder verheiraten. Es ist vor allem erlaubt, zu töten, und zwar nicht nur, wenn man sich selbst, sondern auch wenn man sein Eigentum schützt. Vor allem ist es erlaubt und lobenswert, im Kriege auf Kommando zu töten. Dies alles wird nicht nur von der Kirche erlaubt, sondern sogar befohlen.

Die Wurzel von allem ist somit die falsche Lehre.

Hört die falsche Lehre auf, so verschwindet das Heer, und ist kein Heer da, so hören jene Vergewaltigungen, jene Unterdrückung und Demoralisation auf, welchen die Menschen verfallen sind. So lange aber die Menschen in dieser falschen, christlichen Lehre erzogen werden, wird das Heer in den Händen der Minderheit bleiben. Diese aber wird das Heer dazu benutzen, um das Volk zu berauben und, was noch schlimmer ist, um es zu demoralisieren, weil sie es sonst nicht berauben könnte.

8.

Die Wurzel aller Übel der Völker liegt somit in jener falschen Lehre, welche unter dem Schein des Christentums gepredigt wird. Darum sollte man meinen, ist es offenbar, daß die Pflicht eines jeden Menschen, der sich vom religiösen Betrug befreit hat und dem Volke dienen will, darin besteht, daß man die durch Wort und That betrogenen Menschen zur Befreiung von diesem Betrug verhilft. Man sollte meinen, daß abgesehen von der allgemeinen Pflicht eines jeden moralischen Menschen, die Lüge aufzudecken und die Wahrheit, die er erfaßt, offen zu bekennen, – jeder Mensch, der dem Volke dienen will, aus Mitleid verpflichtet ist, seine Brüder von dem Betrug zu befreien, der ihnen allerlei Übel verursacht. Und dennoch sehen es eben jene Menschen nicht ein, die von dem Betrug frei, unabhängig und auf Kosten des arbeitenden Volkes gebildet und deswegen schon verpflichtet find, ihnen zu dienen.

„Die religiöse Lehre ist gleichgiltig", sagen diese Menschen. „Das ist Gewissenssache eines jeden Einzelnen. Die Hauptsache ist die politische, sociale, wirtschaftliche Einrichtung der Gesellschaft, worauf alle Anstrengungen der Menschen, die dem Volke dienen wollen, gerichtet sein müssen. Die religiösen Lehren sind aber alle gleichgiltig und werden, wie jeder Aberglaube, von selbst verschwinden." So sprechen diese gebildeten Menschen. Und, während sie ihrem Volke dienen wollen, treten die einen von ihnen in den Dienst der Regierung, werden Militärs, Geistliche, Parlamentsmitglieder und suchen die äußeren Lebensformen des betrogenen

Volkes zu verbessern, ohne den religiösen Betrug aufzudecken; die anderen, die Revolutionäre, treten in den Kampf mit den Regierungen und wollen die Macht durch dieselben Mittel der Gewalt an sich reißen, wie die Regierungen, d. h. durch Betrug und Gewalt; die dritten, die Socialisten, begründen Gewerk- und Genossenschaften, rufen Streiks hervor, indem sie annehmen, daß die Lage des Volkes verbessert werden kann, wenn es auch in demselben Aberglauben oder Unglauben bleiben wird.

Und weder die einen, noch die anderen, noch die dritten verhindern die Verbreitung des falschen Glaubens, sondern vollführen selbst, wenn es nötig ist, die falschen religiösen Gebräuche: schwören, nehmen an den Gottesdiensten und Festlichkeiten teil, die das Volk verdammen, und verhindern nicht den sogenannten Religionsunterricht der Kinder, d. h. jene Lüge, auf welcher die Sklaverei des Volkes beruht.

Dieses Nichtverständnis von seiten der gebildeten Menschen, die doch den Betrug am besten verstehen sollten, und worin die Hauptursache des Übels liegt, bildet eben eine der Grundursachen, nämlich das Bestehen der jetzigen falschen und schädlichen Lebensordnung.

Daher, daß die wahre christliche Lehre, die den Forderungen unserer Zeit entspricht, den Menschen vorenthalten ist, und daß eine falsche Lehre gepredigt wird, rühren alle Übel unserer Welt her.

Wenn nur die Menschen, die Gott und den Menschen dienen wollen, begreifen möchten, daß die Menschheit nicht durch tierische Forderungen vorwärts schreitet, sondern durch geistige Kräfte, und daß die hauptsächliche geistige Kraft die Religion ist, d. h. die Bestimmung des Lebenszweckes und die daraus sich ergebende Befähigung, das Gute vom Bösen und das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Wenn die Menschen nur das begreifen wollten, so würden sie sofort sehen, daß die Grundursache des Elends der jetzigen Menschheit nicht in den äußeren materiellen Ursachen liegt; nicht in den politischen, wirtschaftlichen Verhältnissen, sondern in der Entstellung der christlichen Religion. Der Grund ist noch zu suchen in dem Ersatz der der Menschheit nötigen und ihrem jetzigen Alter entsprechenden Wahrheiten durch eine Sammlung unsinniger unsittlicher Dummheiten und Hexereien, welche der kirchliche Glaube genannt wird und demzufolge das Schlechte

für gut das Unwichtige für wichtig – das Gute für schlecht und das Wichtige für unwichtig gehalten wird. Wenn nur die besseren unabhängigen Menschen, die dem Volke aufrichtig dienen wollen, begreifen möchten, daß es unmöglich ist, durch äußere Maßregeln die Lage jenes Menschen zu verbessern, der es für schlecht hält, am Freitag Fleisch zu essen und für gut, daß man einen anderen Menschen mit dem Tode bestrafen soll; für wichtig, daß dem Heiligenbild, oder dem Zaren Ehren erwiesen werden, und für unwichtig, auf die Erfüllung eines fremden Willen einen Eid zu leisten und das Morden zu erlernen. Wenn doch nur die Menschen begreifen wollten, daß keine Parlamente, Streiks, Gewerkschaften, Konsum- und Produktivgenossenschaften, Erfindungen, Schulen, Universitäten und Akademien, keine Revolutionen [den] Menschen mit einer falschen religiösen Weltanschauung nützen können. Alle Kräfte der besseren Menschen würden alsdann nicht auf die Ursache, sondern auf die Folgen, nicht auf die Staatsthätigkeit, nicht auf die Revolution, nicht auf den Socialismus, sondern auf die Aufdeckung der falschen religiösen Lehre und die Herstellung der wahren gerichtet sein.

Wenn die Menschen nur so handeln möchten, dann würden alle Fragen, die politischen, wirtschaftlichen und socialen so gelöst werden, wie sie gelöst werden müssen, und nicht so, wie wir es voraussagen und vorschreiben.

Alle diese Fragen werden freilich nicht sofort und nicht nach unserem Wunsche gelöst werden, denn wir sind gewohnt das fremde Leben so einzurichten, daß es äußerlich dem ähnlich werde, was uns erwünscht ist (dasselbe thun auch die Regierungen). Sicherlich werden aber diese Fragen gelöst werden, sobald die religiöse Weltanschauung der Menschen eine andere werden wird, und dies umso eher, je mehr wir unsere Kräfte nicht auf die Folgen, sondern auf die Ursache der Erscheinungen richten werden.

Die Aufdeckung der falschen Religion und die Herstellung der wahren ist aber ein schwer zu findendes und langsames Mittel – wird darauf geantwortet. Es ist aber jedenfalls das einzige, oder wenigstens ein solches, ohne welches keine anderen Mittel wirksam sein könnten.

Wenn ich nunmehr die schreckliche, der Vernunft und dem Gefühl widersprechende Einrichtung des menschlichen Lebens sehe, so frage ich mich: muß es denn so sein?

Und die Antwort, zu welcher ich gelange, ist die, daß es so nicht sein darf.

So darf es, so muß es und so wird es nicht sein. Es wird aber nicht dann anders werden, wenn die Menschen ihre gegenseitigen Beziehungen ändern werden, sondern nur dann, wenn sie aufhören an jene Lüge zu glauben, in welcher sie erzogen werden, und sich zu jener höheren Wahrheit bekennen, die schon vor 1900 Jahren ihnen offenbart wurde und klar, einfach und ihrer Vernunft zugänglich ist.

Jaßnaja Poljana,

14. Oktober 1900. Leo Tolstoi.

[Illustrationsseite]

XI.
Aus dem Lesezyklus für alle Tage

(Krug čtenija, 1904-1906)

Von Leo Tolstoi ausgewählte und selbst verfasste Texte

19. März.[1]

GROßER REICHTUM WIRD NUR
DURCH DAS ELEND DER ARMEN ERWORBEN.

1.
Fällt der Stein auf den Krug – wehe dem Krug, fällt der Krug auf den Stein – wehe dem Krug; ob so oder anders, immer wehe dem Krug. *Talmud.*

2.
Die Möglichkeit wohltätig zu sein, welche vom Reichtume abhängig ist, ist zumeist das Resultat der Gönnerschaft, welche manchen Leuten seitens der ungerechten Regierung, welche Güterungleichheit schafft und dadurch die Notwendigkeit der Wohltätigkeit erzeugt, zu teil wird. Aber verdient bei solchen Bedingungen die Hilfe, die der Reiche dem Armen erweist – im allgemeinen den Namen der Wohltätigkeit, mit welchem man sich, wie mit einem Verdienst, zu brüsten liebt? *Nach Kant*.

3.
Die Vergnügungen der Reichen haben ihre Quelle in den Tränen der Armen.

[1] Textquelle | Leo TOLSTOI: Für alle Tage. Ein Lebensbuch. Band I. Erste vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt und Dr. A. Škarvan. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1906, S. 207-209.

4.

Mögen wir auch kein Gold und keine Ländereien an uns reißen, so tun wir dennoch auf den Schleichwegen irgend eines Betruges oder irgend welcher Verheimlichungen in kleinerem Maßstabe und wie weit es uns möglich ist das Nämliche, wenn wir zum Beispiel bei Geschäftsverpflichtungen, beim Kaufen und Verkaufen streiten und weniger zu bezahlen uns bemühen, wie es sich gebührt, – ist dies etwa kein Raub? Ist denn das keine Roheit, kein Raub? Sage mir nicht, du hättest ja niemandem dadurch sein Haus, seine Sklaven entzogen. Die Gerechtigkeit wird doch nicht durch den Wert dessen bemessen, was man entwendet, sondern durch die Absicht des Entwenders. Ungerechtigkeit und Gerechtigkeit haben die gleiche Gewalt im Großen, wie im Kleinen. Und ich nenne in gleicher Weise Dieb denjenigen, der den Beutel abschneidet und fremdes Geld nimmt, wie auch den, der beim Kaufen auf dem Marktplätze einen Teil des wahren Preises abzieht. Und nicht allein derjenige ist ein Plünderer, der eine Mauer erbricht und etwas aus dem Hause raubt, sondern auch wer die Gerechtigkeit bricht und irgendetwas seinem Nächsten entzieht. Also seien wir keine Richter fremder Handlungen, indem wir auf die eigenen vergessen; beschäftigen wir uns nicht mit Untersuchungen der Laster anderer, wo sich uns Gelegenheit zur Menschenliebe bietet, sondern bedenken wir, daß auch wir früher „Kinder des Zornes“ waren.

Johannes Chrysostomus.

5.

„Beraube nicht den Armen, weil er arm ist,“ sagt Salomo. Dieses Berauben des Armen, weil er arm ist, stellt eine spezielle, gewerbsmäßige Form des Raubes dar, die darin besteht, daß man das Elend des Nächsten ausnützt, um zu seiner Arbeit oder seinem Eigentum zu einem möglichst niedrigen Preise zu gelangen.

Die entgegengesetzte Form des gewöhnlichen Straßenraubes, wobei der Reiche beraubt wird, weil er reich ist, wird als die augenscheinlich weniger einträgliche und gefährlichere, von vorsichtigen Leuten nur selten in Anwendung gebracht.

John Ruskin.

6.
Es ist richtig, daß Reichtum – eine Anhäufung von Arbeit ist; nur ist es dabei gewöhnlich so, daß der eine die Arbeit verrichtet, und der andere – die Anhäufung. Und das wird dann von klugen Leuten „Arbeitsteilung" genannt!

———

Schuldloser Reichtum wäre nur unter Menschen möglich, die kein Elend kennen. Dort jedoch, wo, wie in unserer Welt, auf jeden Reichen Hunderte von Bettlern fallen, kann man nicht in schuldloser Weise reich sein.

14. April.[2]

Es kann keine gute Einrichtung in einer Gesellschaft geben, die eingeteilt ist in Reiche – Herrschende und Arme – Gehorchende.

1.
Mir müssen es freilich bekennen, daß wir heutzutage mit unserer Verehrung des Mammons zu gar sonderbaren Schlüssen gekommen sind. Wir sagen, daß wir in der Gesellschaft leben, und trotzdem predigen wir öffentlich Trennung und äußerste Isolierung. Unser Leben stellt nicht ein Bild gegenseitiger Hilfe, sondern eine Arena gegenseitigen Hasses dar, mit streng bestimmten präzisierten Gesetzen des Krieges, markiert unter dem Namen ehrlicher Konkurrenz, und ähnliches; wir haben es ganz vergessen, daß die menschlichen Beziehungen nicht auf Barzahlung zu reduzieren sind. „Was kümmern mich die hungernden Arbeiter?" spricht der reiche Fabrikant. – „Habe ich sie nicht öffentlich gedungen, habe ich ihnen nicht alles bis zum letzten Groschen ausgezahlt, was ihnen im Sinne des Vertrages gebührte? Was habe ich mich noch weiter um sie zu beküm-

[2] Textquelle | Leo Tolstoi: Für alle Tage. Ein Lebensbuch. Band I. Erste vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt und Dr. A. škarvan. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1906, S. 296-298.

mern?“ Ja, die Verehrung des Mammons ist ein gar trauriger Glaube. Als Kain des eigenen Vorteils halber seinen Bruder Abel getötet hatte, und er gefragt wurde: „Wo ist dein Bruder?“ antwortete er ebenfalls: „soll ich denn meines Bruders Hüter sein? Habe ich denn nicht dem Bruder seinen ganzen Lohn ausgezahlt, – alles, was er verdient hat?“ *Carlyle*.

2.
Da der Mensch nur von der Erde und auf der Erde leben kann, so versklaven wir ihn, indem wir seinen Anteil an der Erde zum Eigentum eines andern machen, ebenso vollkommen, als wenn wir seinen Leib und sein Blut zum Eigentum eines andern machen würden. Und auf gewisser Stufe gesellschaftlicher Entwicklung wird zu guter Letzt die Sklaverei, welche sich aus der Besitzergreifung des Bodens ergibt, deshalb, weil dabei die Beziehungen zwischen Herren und Sklaven weniger unmittelbar und deutlich sind, noch viel mehr grausam und demoralisierend, als die Sklaverei, welche den Leib des Menschen zum Eigentum macht.

Henry George.

3.
Ein englischer Schriftsteller hat alle Menschen in drei Klassen geteilt: in Arbeiter, Bettler und Diebe. Diese Einteilung ist in bezug auf die „höchsten Klassen“, und die „besten Klassen der Gesellschaft“, wie sich diese Klassen gewöhnlich nennen, unhöflich. Aber vom ökonomischen Standpunkt aus betrachtet, vollkommen richtig. Es gibt nur drei Wege, auf welchen der Mensch zum Reichtum gelangen kann: den Weg der Arbeit, der Schenkungen und des Diebstahls. Und die Ursache, warum die Arbeiter so wenig bekommen, ist augenscheinlich die, daß Bettler und Diebe so viel bekommen. Erwirbt der Mensch ein Vermögen, welches nicht er selbst geschaffen hat, so erwirbt er es unbedingt auf Rechnung derer, die es geschaffen haben.

Henry George.

4.
Wie viele Mittel, um glücklich zu sein, wie viel Komfort, von dem unsere Vorfahren keine Ahnung hatten! Sind wir aber etwa glücklich? Wenn auch eine kleine Zahl glücklicher ist, so ist die Mehrzahl

um so unglücklicher. Indem die Lebensmittel für wenige Reiche vermehrt werden, wird die Mehrzahl unglücklich gemacht, und sie empfindet ihr Unglück. Welches Glück kann es da geben, wenn es durch den Verlust des Glückes anderer erreicht wird!

Rousseau.

5.
Gesetzt den Fall, ich habe einen Ertrinkenden gerettet, zuvor aber habe ich mir einen großen Teil seines Eigentums vorausbedungen. Augenscheinlich wird da Dienst für Dienst geleistet. Er stellt sein Leben höher als sein Eigentum. Was ist aber von solchem Vertrag zu sagen? – Es wird jedoch auf diese Art in der Regel den Menschen ihr Eigentum genommen, denn Millionen Menschen besitzen doch kaum etwas oder fast nichts, und man gibt ihnen für ihre Arbeit, d. h. für ihr Eigentum, Mittel zur Existenz.

Solter.

6.
Der Landstreicher ist die Ergänzung zum Millionär.

Henry George.

7.
Ihr könnt keine christliche Brüdergemeinde dort gründen, wo einerseits Unwissenheit, Sklaverei und Demoralisation, anderseits aber Kultur, Reichtum und Macht verhindern, daß ihr euch gegenseitig achtet und liebt.

Jos. Mazzini.

8.
Herr und Bedrücker zu sein ist schlechter, als ein untertäniger Sklave zu sein.

———

Beziehst du Gehalt, ohne ihn zu verdienen, so verdient ihn jemand anderer, ohne ihn zu beziehen.

[PREDIGT AN DIE REICHEN][3]

Dein Bruder der Geburt nach – ich meine die geistige Geburt – verschmachtet vor Hunger, und du bist von Übersättigung matt. Dein Bruder geht nackten Leibes herum, du aber läßt Umkleidungen für deine Gewänder anfertigen, um sie durch solche Decken vor Mottenfraß zu bewahren; wäre es nicht viel besser den Leib der Armen damit zu bedecken? Dann würden auch die Gewänder ganz bleiben, auch du würdest von der Sorge befreit. Denn, falls du nicht willst, daß deine Gewänder von Motten gefressen werden, – verschenke sie den Armen: sie verstehen es, diese gut auszuklopfen, wir sprechen euch unaufhörlich darüber, ihr aber hört nicht auf unsere Worte. Und zwar darum nicht, weil eure Seele arm ist, an die Erde gebunden und gerne unten kriecht. Übrigens, glaubet nicht, daß ich euch alle wegen dieses Übels verdamme, als seiet ihr alle unheilbar krank. Wenn Leute, die vom Reichtum berauscht sind, ihr Gehör vor meinen Worten versperren, dafür hören sie diejenigen, die in Armut leben. „Wie soll dies aber zu den Armen passen?" wirst du fragen. „Sie haben ja weder Gold noch viele Gewänder?" Darum haben sie aber Brot und frisches Wasser, auch Füße, um Kranke zu besuchen; haben Zunge und Worte, um den Unglücklichen zu trösten; Haus und Dach, um den Pilger aufzunehmen.

Johannes Chrysostomus.

[344/49-407 n. Chr. –
Erzbischof von Konstantinopel]

[3] Textquelle | Leo TOLSTOI: Für alle Tage. Ein Lebensbuch. Band I. Erste vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt und Dr. A. Škarvan. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1906, S. 330.

8. Oktober.[4]

WENN DIE CHRISTEN IHR GESETZ BEKENNEN WÜRDEN, SO KÖNNTE ES WEDER REICHE, NOCH ARME GEBEN.

1.
Und siehe, es trat einer zu ihm und sagte: „Meister, was soll ich Gutes tun, um das ewige Leben zu erlangen?" Er sprach zu ihm: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe dein Besitztum und gib den Erlös den Armen; dann hast du einen Schatz im Himmel. Dann komm und werde mein Begleiter."

Matth. XIX, 16. 21.

2.
Der Reiche pflegt fremdem Leid gegenüber unempfindlich und gleichgiltig zu sein.

Talmud.

3.
Die Armen und Reichen stellen gleichsam eine Ergänzung zu einander dar. Die Masse der Reichen setzt die Masse der Armen voraus, und der wahnsinnige Luxus steht in Zusammenhang mit dem schrecklichsten Elend in unumgänglicher Folgerichtigkeit, die in Terminis der Moral ausgedrückt werden kann. Die Reichen – das sind die Plünderer, weil sie zu mindesten an den Einkommen der Plünderei teilnehmen; die Armen – das sind die Geplünderten. Das ist es, glaube ich, weshalb Christus stets seiner Sympathie für die Armen und seinem Widerwillen gegen die Reichen Ausdruck verlieh. Seiner Lehre nach ist es besser geplündert, als Plünderer zu sein. Und im Reiche der Wahrheit, welches er verkündet hat, wären Reiche und Arme in gleicher Weise unmöglich.

Henry George.

---

[4] Textquelle | Leo TOLSTOI: Für alle Tage. Ein Lebensbuch. Band II. Erste vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von Dr. E H. Schmitt und Dr. A. Škarvan. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1907, S. 351-353.

4.
Fürchterlich, wahrlich fürchterlich ist die Geldgier; sie verschließt Augen und Ohren, macht uns wütender als Tiere, läßt weder an das Gewissen, noch an Freundschaft, noch an Gemeinschaft, noch an das eigene Seelenheil denken, sondern, indem sie uns mit einem Male von Allem abwendet, macht sie ihre Gefangenen zu Sklaven, wie irgend ein grausamer Tyrann. Und was das Ärgste in dieser bitteren Knechtschaft ist – sie macht, daß wir uns an uns selbst ergötzen, so daß je mehr man sich ihr hingibt, um so mehr das Vergnügen zunimmt. Vorzugsweise das ist die Ursache, warum diese Krankheit unheilbar zu sein pflegt, und diese Bestie unbezähmbar.

Johannes Chrysostomus.

5.
Eine Gesellschaft, zusammengesetzt aus sehr Reichen und sehr Armen, wird gar leicht zur Beute derer, die die Macht an sich reißen. Die sehr Armen haben für gewöhnlich nicht genügend Mut, um Widerstand zu leisten, während die sehr Reichen zu viel in der Wagschale haben, als daß sie wagen könnten.

Henry George.

6.
Mit den Reichtümern ist es wie mit dem Mist, sie stinken, wenn sie auf einem Haufen sind; während sie auseinandergestreut – den Boden bedüngen.

———

Welche gesteigerte Verdunkelung der sittlichen Gefühle muß bei einem Menschen eingetreten sein, der in christlicher Gesellschaft unter tausend Notdürftigen mit seinem Reichtum prahlt.

XII.

Der Fremde und der Bauer[1]

(Проезжий и крестьянин | Projesschi i krestjanin, 1909)

Leo N. Tolstoi

In einer Bauern-Isba. Der Fremde, ein Greis, sitzt auf der Schlafbank und liest in einem Buche. Der Bauer, der soeben von der Arbeit zurückgekehrt ist, setzt sich zum Abendbrot und ladet den fremden Gast ein, mit ihm zu essen. Der Fremde lehnt ab. Nachdem der Bauer sein Abendbrot verzehrt hat, steht er auf, betet und setzt sich zum Alten.

Der Bauer. Nun, erzähle, wie war die Sache?

Der Fremde (nimmt die Brille ab und legt das Buch beiseite). Kein Zug, erst morgen geht einer. Auf der Station ist's eng. Ich fragte dein Weib, ob ich bei euch übernachten könne. Sie sagte ja.

Der Bauer. Warum denn auch nicht? Übernachte.

Der Fremde. Danke. Nun, wie geht's sonst?

Der Bauer. Wie es uns geht? Schlecht genug!

Der Fremde. Wieso?

Der Bauer. Wieso? Weil man nicht hat, was man zum Leben braucht. Unser Leben ist so elend, daß man es sich schlimmer gar nicht denken kann. Ich habe da in meiner Familie neun Menschenkinder. Alle wollen essen. Ich habe aber nur sechs Scheffel eingeerntet. Da lebe einer! Ob du willst oder nicht, du mußt vom Hofe fort, in fremden Dienst. Und verdingst du dich – was sind das für Löhne! Die Reichen machen mit uns, was sie wollen. Das Volk hat sich vermehrt, Erde ist aber nicht dazu gekommen, und die Steuern werden immer mehr. Da ist die Pacht, da sind die Landschaftssteuern, die Bodensteuer, die Brücken, die Versicherung, der Zehentmann, die Abgaben (man kann sie gar nicht alle aufzählen), und da sind die Popen, und die Herren … Alle reiten auf uns, nur der Faule reitet nicht auf uns.

---

[1] Textquelle der dargebotenen Übersetzung | Leo N. TOLSTOI: Göttliches und Menschliches. Gesammelte Novellen / Sechster Band. Übertragen von Ludwig und Dora Berndl. 1-3 Tausend. Jena: Eugen Diederichs 1928, S. 493-501.

Der Fremde. Und ich dachte, daß es unseren Bäuerlein jetzt recht gut gehen müsse.

Der Bauer. Jawohl, so gut, daß sie oft tagelang nichts zu essen haben.

Der Fremde. Ich meinte es deswegen, weil sie mit dem Geld so um sich werfen.

Der Bauer. Mit welchem Geld werfen sie denn um sich? Es ist doch seltsam, wie du sprichst. Die Leute sterben Hungers, und er sagt, daß sie mit dem Geld um sich werfen!

Der Fremde. Die Zeitungen schreiben doch, daß unsere Bäuerlein im vorigen Jahr für siebenhundert Millionen –·und eine Million, das sind doch tausend mal tausend Rubel –, also für siebenhundert Millionen Branntwein getrunken haben!

Der Bauer. Trinken denn wir allein? Betrachte dir nur einmal die Popen, wie die saufen! Und die Herren – trinken denn die etwa nicht?

Der Fremde. Das gibt nicht den Ausschlag, der größte Teil kommt auf die Bauern.

Der Bauer. Ja, soll man denn auch nicht mehr trinken dürfen?

Der Fremde. Davon ist jetzt nicht die Rede. Ich sage nur: wenn man für Branntwein, aus reiner Dummheit, siebenhundert Millionen Rubel im Jahr hinauswirft, so kann es den Bauern doch gar nicht schlecht gehen. Siebenhundert Millionen – das ist kein Spaß. Man kann sich diese Summe nicht einmal vorstellen.

Der Bauer. Aber geht's denn ohne das? Wir haben ihn nicht eingeführt; wir werden ihn auch nicht abschaffen. Ohne Wein kann nicht einmal der Altar sein. Und dann die Heiraten, die Seelenmessen, der Kauftrunk. Ob du willst oder nicht, es geht nicht ohne das, es ist nun einmal so der Brauch.

Der Fremde. Es gibt aber doch auch Leute, die nicht trinken; und sie leben auch. Segen hat der Schnaps noch keinem gebracht.

Der Bauer. Segen sagst du? Nichts als Unheil bringt er dir.

Der Fremde. Dann muß man ihn eben meiden.

Der Bauer. Ach, ob du trinkst oder nicht – es kommt auf eines heraus. Man hat nicht, was man zum Leben braucht. Kein Land. Wenn man Land hätte, könnte man noch leben. Aber so –! Es ist eben keines da.

Der Fremde. Wieso ist denn keines da? Land genug! Wohin du schaust – überall ist Land.

Der Bauer. Land! … Land gibt es freilich genug. Aber uns gehören tut es nicht. Der Ellenbogen ist nah, aber hineinbeißen kannst du nicht.

Der Fremde. Das Land gehört nicht euch? Wem gehört es denn?

Der Bauer. Wem? Das weiß die ganze Welt. Da hat sich der dickbäuchige Teufel siebzehnhundert Desjatinen angeeignet, er, ein Lediger noch dazu, und dabei hat er noch immer nicht genug. Und unsereins muß die Hühner aufgeben, weil man nicht weiß, wohin man sie hinauslassen soll. Es ist auch Zeit, mit dem Vieh abzufahren. Kein Futter! Und verirrt sich einmal ein Kalb auf sein Feld oder ein Pferd: Strafe! Verkaufe das letzte und gib es ihm.

Der Fremde. Aber wozu braucht er denn so viel Land?

Der Bauer. Wozu er soviel Land braucht? Es ist ja bekannt wozu: er säet, erntet, verkauft und legt das Geld auf die Bank.

Der Fremde. Aber wie soll er so ein ganzes Palästina aufackern und eine so große Ernte einbringen?

Der Bauer. Du redest wie ein dreijähriges Kind. Hat er denn nicht Geld genug? Für sein Geld dingt er Arbeiter, sie ackern und ernten für ihn.

Der Fremde. Und diese Arbeiter – sind das lauter hiesige?

Der Bauer. Es sind hiesige, es sind aber auch Auswärtige darunter.

Der Fremde. Aber es sind doch alles Bauern?

Der Bauer. Gewiß sind sie Bauern. Wer arbeitet denn, wenn nicht der Bauer ? Alle miteinander sind sie Bauern.

Der Fremde. Alle sind Bauern, gut. Was wäre nun, wenn sie zu ihm nicht auf Arbeit gingen?

Der Bauer. Ob sie gehen oder nicht gehen – es kommt auf eins hinaus. Der Boden wird brach liegen, hergeben wird er ihn nicht. Der Hund liegt auf dem Heu, frißt's selber nicht, gönnt's aber auch den andern nicht.

Der Fremde. Aber wie soll er denn seinen Grund und·Boden hüten? Das Land muß einen Umfang von mindestens fünf Werst haben. Wie soll er Zeit finden, dasselbe zu bewachen?

Der Bauer. Komisch, wie du sprichst. Er liegt auf seiner faulen

Haut und läßt sich einen Bauch wachsen. Dazu hat er ja Hüter.

Der Fremde. Nun aber die Hüter! Sind denn da nicht wieder eure eigenen Leute?

Der Bauer. Gewiß sind es die unsern.

Der Fremde. Die Dinge liegen also so, daß eure eigenen Leute den Boden für den gnädigen Herrn bestellen und ihn zugleich vor sich selber behüten?

Der Bauer. Was sollen sie denn tun?

Der Fremde. Sie sollten zu ihm nicht auf Arbeit gehen und sich ihm nicht als Hüter verdingen. Dann wäre der Boden frei. Die Erde ist Gottes, die Menschen sind Gottes: ackere, säe, ernte, wer dessen Not hat.

Der Bauer. Du meinst, sie sollten streiken? Ei, Bruder, dazu haben sie die Soldaten. Sie schicken Soldaten, eins zwei, Feuer ! Den einen erschießt man, den andern wirft man ins Loch. Ja, mit den Soldaten ist nicht gut Kirschen essen.

Der Fremde. Aber die Soldaten sind doch auch Fleisch von eurem Fleisch. Warum sollten sie denn auf euch schießen?

Der Bauer. Sie müssen eben. Dazu verpflichtet sie ihr Eid.

Der Fremde. Eid? Was ist das – Eid?

Der Bauer. Bist du denn kein Russe? Eid ist eben Eid.

Der Fremde. Das soll wohl heißen: man schwört?

Der Bauer. Allerdings. Man schwört auf Kreuz und Evangelium, das Leben für Thron und Vaterland zu lassen.

Der Fremde. Nach meiner Meinung darf man das aber nicht.

Der Bauer. Was darf man nicht?

Der Fremde. Schwören darf man nicht.

Der Bauer. Wieso darf man es denn nicht, wo doch das Gesetz es befiehlt?

Der Fremde. Nein, nein, im Gesetz ist das nicht. Im Gesetz, das Christus gegeben hat, ist es direkt verboten: ihr sollt überhaupt nicht schwören, heißt es dort.

Der Bauer. Nu, und die Popen?

Der Fremde (nimmt das Buch zur Hand, öffnet es, sucht und liest): „Ihr habt weiter gehört, daß zu den Alten gesagt ist: ‚du sollst keinen falschen Eid tun und sollst Gott deinen Eid halten.‘ Ich aber sage euch, daß ihr ganz und gar nicht schwören sollt. Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel.“ (Matth.

5, 33, 37). Folglich darf man nach Christi Gesetz nicht schwören.

Der Bauer. Wenn sie nicht zu schwören brauchen, wird es überhaupt keine Soldaten geben.

Der Fremde. Wozu braucht man sie denn – die Soldaten?

Der Bauer. Wozu? Na, und wenn die andern Zaren über unsern Zaren herfallen? Was denn?

Der Fremde. Wenn die Zaren untereinander Streit haben, so mögen sie ihren Streit auch untereinander schlichten.

Der Bauer. Nun aber! Wie ist das zu verstehen?

Der Fremde. Nun, einfach: wer an Gott glaubt, wird, was du ihm auch sagen magst, Menschen nicht töten.

Der Bauer. Warum hat dann der Pope die Kundmachung verlesen, daß der Krieg erklärt ist und die Reservisten einzurücken haben?

Der Fremde. Das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es im sechsten Gebot heißt: „Du sollst nicht töten!" Das bedeutet, daß es dem Menschen verboten ist, Menschen zu töten.

Der Bauer. Zu Hause nämlich! Aber im Krieg? Wie soll denn anders Krieg sein? Feinde! Verstehst du?

Der Fremde. Nach dem Evangelium Christi gibt es keine Feinde. Wir sind verpflichtet, alle Menschen zu lieben. (Öffnet das Evangelium und sucht die Stelle.)

Der Bauer. Nun lies nur, lies.

Der Fremde (liest). „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: ‚Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein.' Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.' Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." (Matth. 5, 21, 22, 43, 44.)

Der Bauer (nach einem langen Schweigen). Und wie steht es mit den Steuern; soll man die auch nicht zahlen?

Der Fremde. Damit mußt du es halten, wie du es selbst verstehst. Wenn man selbst hungrige Kinder hat, muß man natürlich zuerst die eigenen satt machen.

Der Bauer. Du meinst also, man braucht überhaupt keine Soldaten?

Der Fremde. Zu welchem Unfug denn? Millionen und Millionen Rubel zieht man aus euch heraus. Ist es denn ein Spaß, so einen Haufen Menschen zu ernähren und zu kleiden? Fast eine Million unnützer Brotesser! Und was kommt dabei heraus? Daß man euch den Boden vorenthält und auf euch noch schießt.

Der Bauer (seufzt und schüttelt den Kopf). Das wird schon stimmen. Ja, wenn alle auf einmal … Wenn aber nur einer oder zwei sich weigern, erschießt man sie oder man verbannt sie nach Sibirien. Das ist dann das Ende vom Lied.

Der Fremde. Und doch gibt es auch jetzt schon Leute, Jünglinge, Einzelne, die sich an Gottes Wort halten, und sie gehen nicht unter die Soldaten. Nach der Lehre Christi kann ich kein Mörder sein, sagt wohl so einer. Macht, was ihr wollt, aber das Gewehr nehme ich nicht in die Hand.

Der Bauer. Nu, und was geschieht dann?

Der Fremde. Man steckt sie in ein Strafbataillon. Dort sitzen sie ihre Strafe, drei, vier Jahre, ab, die Vielgetreuen. Es heißt sogar, daß es ihnen dort nicht schlecht geht, weil doch die Vorgesetzten auch Menschen sind und jene achten. Manche läßt man überhaupt laufen. Es heißt dann „Untauglich, gesundheitlich schwach". Dabei ist so einer oft ein Riese. Man erklärt sie als untauglich, weil man solche Leute nicht gern in den Reihen der Soldaten sieht. Könnten sie es doch andern erzählen, daß das Soldatentum wider Gottes Gebot ist! Und so läßt man sie halt laufen.

Der Bauer. Nu?

Der Fremde. Es kommt also vor, daß einer gar nicht genommen wird, es kommt aber auch vor, daß einer dabei auch sein Leben läßt. Aber auch als Soldat trägt man seine Haut zu Markt, oder man wird ein Krüppel ohne Arm, ohne Bein.

Der Bauer. Du bist ein Schelm, hast es dick hinter den Ohren! Ja, es wäre gut. Aber es wird eben doch nicht gehen.

Der Fremde. Warum wird es nicht gehen?

Der Bauer. Darum.

Der Fremde. Was für ein Darum?

Der Bauer. Nun, weil eben die Obrigkeit die Macht hat.

Der Fremde. Die Obrigkeit hat die Macht doch nur, weil ihr gehorcht. Gehorcht ihr der Obrigkeit nicht, so hat sie keine Macht.

Der Bauer. Komisch sprichst du. Wie kann man denn ohne

Obrigkeit sein? Ohne Obrigkeit geht es durchaus nicht.

Der Fremde. Durchaus nicht, das ist wahr! Aber es fragt sich, wen du als Obrigkeit ansehen willst: den Polizeihauptmann oder Gott? Wem du gehorchen willst: dem Polizeihauptmann oder Gott?

Der Bauer. Was ist da zu reden. Über Gott steht niemand. Das Erste und Wichtigste ist, nach Gottes Wort zu leben.

Der Fremde. Um aber nach Gottes Wort zu leben, muß man auch Gott gehorchen, nicht den Menschen. Lebst du nach Gottes Wort, so wirst du kein Büttel, kein Schulze, kein Steuereinheber sein, wirst nicht als Hüter, nicht als Landjäger und am allerwenigsten als Soldat dienen, und du wirst nicht geloben, Menschen zu töten.

Der Bauer. Nun sieh aber diese langhaarigen Popen! Sie wissen doch, daß es nicht nach Gottes Gebot ist; warum lehren sie denn nicht, wie es sein soll?

Der Fremde. Das weiß ich nicht. Sie gehen ihren Weg – du gehe deinen.

Der Bauer. Diese langmähnigen Teufel!

Der Fremde. Das sprichst du nicht recht. Wozu andere verurteilen? Jeder prüfe sich selbst.

Der Bauer. Das ist wahr. (Langes Schweigen. Der Bauer schüttelt den Kopf und lächelt).

Der Bauer. Du meinst also, wenn sich alle zusammentun, Gewalt anwenden, sozusagen, dann wird der Boden unser sein und es wird dann keine Steuern mehr geben?

Der Fremde. Nein, Bruder, nicht so ist es gemeint. Nicht so ist es gemeint, daß wir, wenn wir nach Gottes Wort leben, den Boden bekommen werden und keine Steuern mehr zu zahlen haben. Sondern so ist es gemeint, daß unser Leben schlecht ist, weil wir selbst schlecht leben. Wenn wir nach Gottes Wort leben würden, gäbe es kein schlechtes Leben. Wie unser Leben wäre, wenn wir nach Gottes Wort lebten, das weiß nur Gott allein; aber eines ist gewiß: daß es kein schlechtes Leben wäre. Wir selbst trinken, fluchen, prügeln uns herum, gehen vor Gericht, beneiden, hassen die Menschen, wir selbst nehmen Gottes Wort nicht an, schmähen die Leute. Der ist ein Dickbauch, jener ein Langmähniger. Aber locke uns einer mit ein bißchen Geld, so sind wir zu jedem Dienst bereit: wir machen den Hüter, geben den Büttel ab, werden Soldaten, und den eigenen Bruder zugrunde zu richten, zu töten, sind wir bereit. Wir selbst leben

nach der Weise des Teufels, und über die Leute klagen wir.

Der Bauer. Das ist richtig. Aber es ist schwer, wie schwer! Manchmal nicht zu ertragen.

Der Fremde. Um der Seele willen muß man leiden.

Der Bauer. Du sprichst wahr. Wir leben schlecht, weil wir Gott vergessen haben.

Der Fremde. So ist es, und darum ist auch das Leben schlecht. Da sagen die Streiker: Laßt uns die Herren, diese Dickbäuche, einen nach dem andern totschlagen; an allem Unheil sind sie schuld. Dann wird unser Leben gut sein. Und man hat sie erschlagen, erschlägt sie noch, und Nutzen kommt dabei keiner heraus. So sagen auch die Regierungen. Gebt uns, sagen sie, Zeit, wir wollen alle, einige tausend Mann, einen nach dem andern, aufhängen, in den Gefängnissen umkommen lassen. Dann wird das Leben gut sein. Und siehe! Das Leben wird nur immer schlechter.

Der Bauer. Das ist wahr. Darf man denn andere richten? Man muß Gottes Gesetz im Herzen tragen.

Der Fremde. Das ist es. Eins von beiden: Entweder diene Gott, oder dem Teufel. Willst du dem Teufel dienen, so sause, prügle dich herum, hasse, suche dich zu bereichern, gehorche nicht den göttlichen, sondern den menschlichen Gesetzen: und das Leben wird schlecht sein. Willst du Gott dienen, so gehorche ihm allein; dann wirst du nicht nur nicht plündern oder töten, sondern nicht einmal üble Nachrede führen, nicht hassen, dich nicht in fremde Sachen mischen, und dann wird es kein schlechtes Leben sein.

Der Bauer (seufzt). Du sprichst wahr, Alterchen, sehr wahr, aber wir gehorchen[2] wenig. Ach, wenn man uns doch mehr in dieser Art belehren würde. Es wäre alles ganz anders. Aber da kommen die Leute aus der Stadt, schwatzen viel und gewandt, wie die Dinge zu bessern sind, doch das Rechte hört man nicht. Ich danke dir, Alterchen. Deine Reden sind gut.

Wo wirst du dich hinlegen? Auf den Ofen, was? Die Alte wird dir das Lager bereiten.

---

[2] [Die Übersetzung wirkt missverständlich. Im Kontext würde man hier eher erwarten: ‚… wir *hören* (dergleichen) wenig'. – Jedenfalls kann *„gehorchen"* hier nur bedeuten: *Gott allein folgen.* Anm. pb]

XIII.
Lieder im Dorf

(Песни на деревне | Pesni na derewne, 1909)[1]

Leo N. Tolstoi

Gesangstimmen und Harmonikaklänge waren ganz in der Nähe zu hören, aber hinter dem Nebel war niemand zu sehen. Es war ein Wochentag, und so überraschten mich die Gesänge am Morgen zunächst.

„Das müssen die Rekruten sein, die sich verabschieden" – ich erinnerte mich an ein Gespräch, das ich neulich über die fünf Einberufenen aus unserem Dorf geführt hatte, und ging unwillkürlich auf den fröhlichen Gesang zu. Als ich mich den Singvögeln näherte, verstummten der Gesang und die Harmonie. Die Singvögel, d. h. die begleiteten Jungmänner, betraten eine steinerne, doppelwandige Hütte, die dem Vater eines der eingezogenen Männer gehörte. Eine kleine Gruppe von Frauen, Mädchen und Kindern stand vor der Tür. Während ich die Frauen fragte, wer die einberufenen Söhne seien und warum sie das Haus betreten hätten, kamen die jungen Männer in Begleitung ihrer Mütter und Schwestern aus der Tür. Sie waren zu fünft – vier von ihnen alleinstehend, einer verheiratet. Unser Dorf lag in der Nähe der Stadt, und die Wehrpflichtigen arbeiteten fast alle in der Stadt und trugen die beste Kleidung – Jacken, neue Umhänge, hohe Dandystiefel. Natürlich war es der kleine, gut gebaute Kerl mit einem angenehmen, fröhlichen, ausdrucksstarken Gesicht, mit einem Schnurrbärtchen und strahlenden braunen Augen, der die meiste Aufmerksamkeit auf sich zog. Sobald er herauskam, ergriff er sofort eine große, prächtige Harmonika, die über sei-

[1] Textquelle dieser Arbeitsübersetzung | Der russische Text wurde abgerufen auf https://rvb.ru/tolstoy/01text/vol_14/01text/0314.htm, mit Hilfe des Programms https://www.deepL.com/translator ins Deutsche übertragen und unter vergleichender Heranziehung einer Übersetzung von Hermann Asemissen (1986; siehe Anhang) vom Herausgeber dieses Bandes redigiert.

ner Schulter hing, und spielte, indem er sich vor mir verbeugte, ein lustiges Lied, und genau im richtigen Takt schritt er zügig und munter die Straße entlang.

Neben ihm ging auch ein kleiner, stämmiger, blonder Bursche. Dieser schaute sich kurz um und nahm die zweite Stimme auf, als der Sänger die erste erklingen ließ. Er war ein verheirateter Mann. Die beiden schritten voran. Die anderen drei, die ebenso gut gekleidet waren, gingen hinter ihnen und waren überhaupt nicht auffällig, außer dass einer von ihnen groß war.

Ich ging mit der Menge hinter den Jungs her. Die Lieder waren alle fröhlich, und während der Prozession fehlte jegliche Bezeugung von Trauer. Aber sobald wir den nächsten Hof, der auch Schauplatz des Vergnügens sein sollte, erreichten und anhielten, begannen die Frauen zu heulen. Es war schwer zu verstehen, was sie heulten. Man konnte nur einzelne Worte hören: „[Todesstunde] … Mutters Vater … mütterlicherseits …“ Und nach jeder Äußerung schnappten die Klagenden nach Luft, brachen dann in ein langes Stöhnen aus und verfielen in heftiges Schluchzen. Es waren Mütter, Schwestern der Einberufenen. Neben den Schreien der Angehörigen war auch das Zureden anderer zu hören. [„Matrijona, du bist ja schon ganz erschöpft …“]

Die Burschen gingen in die Hütte, und ich blieb draußen und unterhielt mich mit dem mir bekannten Bauern Wassili Orechow, einem ehemaligen Schüler von mir. Sein Sohn war einer der fünf, derselbe verheiratete Bursche, der singend vorbeiging.

– „Was ist das?“ – sagte ich.

– „Was soll ich tun? Mitleid oder nicht Mitleid, er muss zu den Soldaten.“

Und er erzählte mir seine ganze wirtschaftliche Lage. Er hatte drei Söhne: einer war zu Hause, der andere war dieser abreisende Soldat, und der dritte lebte so wie der zweite bei anderen Leuten und half dem Elternhaus gut. Dieser scheidende Soldat war jedoch offensichtlich nur ein bescheidener Unterstützer. „Hat eine Stadtfrau, nicht tauglich für unsere Arbeit. Er ist wie eine abgeschnittene Brotscheibe. Wenn er sich nur ernähren kann. Schade, schade, schade. Was kann man tun?“

Während wir uns unterhielten, kamen die Jungs auf die Straße, und wieder gab es Geschrei, Geheul, Klagen. Nachdem wir etwa

fünf Minuten im Hof gestanden hatten, zogen wir weiter, und erneut begannen die Harmonika-Klänge und Lieder. Man konnte nicht umhin, die Energie und Lebendigkeit des Spielers zu bewundern, wie er das Tempo hielt, wie er stapfte und stehen blieb, wie er schwieg und dann einfach mit fröhlicher Stimme weiterspielte und mit seinen zarten braunen Augen in die Runde schaute. Er hatte offensichtlich ein echtes und großes Talent für die Musik. Ich schaute ihn an, und als sich unsere Blicke trafen, so dünkte mir, schien er verwirrt zu werden, sich mit einer hochgezogenen Augenbraue abzuwenden, und dann begann er noch kräftiger zu singen. Als wir den fünften und letzten Hof erreichten und die Jungen das Haus betraten, folgte ich ihnen hinein. Die Burschen, alle fünf, saßen an einem mit Tischtüchern gedeckten Tisch. Auf dem Tisch standen Brot und Wein. Der Hausherr, mit dem ich gesprochen hatte und der seinen verheirateten Sohn verabschiedete, schenkte ein und servierte. Die Jungen tranken fast nichts, nippten höchstens an einem Viertel des Glases oder nahmen nur einen Schluck und gaben es zurück. Die Wirtin schnitt ein Brot auf und servierte einen Imbiss. Der Wirt schenkte Getränke ein und erfrischte sie. Während ich die Jungs beobachtete, kletterte eine Frau in einem mir seltsam und unerwartet erscheinenden Aufzug vom Herd herunter, direkt neben der Stelle, an der ich saß. Die Frau trug ein hellgrünes Seidenkleid mit ausgefallenem Schmuck, hochhackige Stiefel an den Füßen; ihr blondes Haar war modisch gekämmt, und in ihren Ohren steckten große goldene Ohrringe. Das Gesicht der Frau war weder traurig noch fröhlich, sondern wirkte wie beleidigt. Sie kam auf den Boden, klopfte geschickt auf ihre neuen hochhackigen Stiefel, ohne die Jungen anzusehen, und ging auf den Flur hinaus. Alles an der Frau, ihre Kleidung, ihr gequältes Gesicht und vor allem ihre Ohrringe, waren dieser Umgebung so fremd, dass ich nicht verstehen konnte, wer sie sein könnte und warum sie in Wassilis Hütte gekommen war. Ich fragte die Frau, die neben mir saß, wer sie sei.

„Die Schwägerin von Wassili – sie war eine der Mägde", wurde mir gesagt.

Der Wirt schenkte zum dritten Mal ein, aber die Jungen lehnten ab. Sie standen auf, beteten, dankten den Wirtsleuten und gingen auf die Straße hinaus. Draußen begann wieder das Heulen. Eine sehr alte, gebückte Frau, die den Jungen gefolgt war, war die erste, die

brüllte. Sie heulte und wälzte sich so erbärmlich, dass die Frauen nicht aufhören konnten, sie zu beruhigen und die alte Frau, die weinte und schwankte und nach vorne fiel, unter ihrem Ellbogen zu stützen.

– „Wer ist das?" – fragte ich.

– „Seine Großmutter, die Mutter von Wassili."

Sobald die alte Frau so erregt zu schluchzen begann und in die Arme der Frauen fiel, die sie stützten, setzte sich der Zug fort, und Harmonie und fröhliche Stimmen setzten wieder ein.

Am Ausgang des Dorfes hielten Wagen an, um die Wehrpflichtigen zum Gemeindebezirk zu bringen, und alle blieben stehen. Es gab kein Heulen und Wehklagen mehr. Der Harmonika-Spieler hingegen wurde immer lebhafter. Er neigte den Kopf zur Seite, drehte ein Bein nach außen, klopfte mit einem Fuß den Takt, und seine Hände machten immer wieder schöne Gebärden, und genau an der richtigen Stelle griffen seine lebhafte, hohe, fröhliche Stimme und die angenehme Stimme von Wassilis Sohn das Lied auf. Alt und Jung – vor allem die Jungen in der Menge, doch mich eingeschlossen – alle starrten auf den Sänger und bewunderten ihn.

– „Das ist ein Kerl!" – sagte einer der Bauern.

– „Wehleid, wenn er weint, Wehleid, wenn er singt."

In diesem Moment kam einer der vom Gefolge begleiteten Burschen, der besonders groß war, zügig auf den Sänger zu. Er beugte sich zu dem Harmonikaspieler und sagte etwas zu ihm.

„Was für ein großer Kerl", dachte ich. – Der ist bestimmt schon irgendwo bei der Garde. Ich wusste nicht, von wessen Hof er stammte.

– „Wem gehört er denn?", fragte ich – auf den Jungen hindeutend – einen kleinen alten Mann, der auf mich zukam.

Der alte Mann nahm seinen Hut ab und verbeugte sich vor mir, aber er hörte meine Frage nicht.

– „Was sagen Sie dazu?"

Zuerst erkannte ich ihn nicht, aber sobald er sprach, erinnerte ich mich an den fleißigen, guten alten Mann, der, wie so oft, ein Unglück nach dem anderen erlitten hatte: entweder waren seine Pferde gestohlen worden, oder sein Haus brannte ab, oder seine Frau war gestorben. Ich erkannte ihn zuerst nicht, denn ich hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen, und ich hatte ihn als rothaarig und mittelgroß

in Erinnerung – aber jetzt war er nicht mehr rothaarig, sondern grauhaarig und ziemlich klein.

– „Ah, du bist es, Prokofi", sagte ich. – „Ich frage dich: Wer ist dieser junge Mann, der auf Alexander zugegangen ist?"

– „Dieser da?", wiederholte Prokofi und deutete mit dem Kopf auf den großen Mann. Er schüttelte den Kopf und murmelte ein Wort, ich konnte es nicht verstehen.

– „Wessen Junge ist er?", unterbrach ich ihn und blickte wieder zu Prokofi.

Prokofis Gesicht legte sich in Falten und seine Wangenknochen zitterten.

– „Es ist meiner", murmelte er, wandte sich von mir ab, bedeckte sein Gesicht mit der Hand und schluchzte wie ein Kind.

Erst jetzt, nach diesem Worten von Prokofi: „meiner", spürte ich mit meinem ganzen Wesen, nicht nur mit meinem Verstand, das Grauen dessen, was sich an jenem nebligen Morgen vor meinen Augen abspielte, an das ich mich erinnerte. All die unzusammenhängenden, unverständlichen, seltsamen Dinge, die ich gesehen hatte, hatten für mich plötzlich eine einfache, klare und schreckliche Bedeutung. Ich schämte mich schmerzlich dafür, dass ich das Ganze als ein interessantes Spektakel betrachtet hatte. Ich hörte auf und kehrte mit dem Bewusstsein nach Hause zurück, dass ich etwas Schlimmes getan hatte.

Man bedenke, dass all dies jetzt an Tausenden, Zehntausenden von Menschen in ganz Russland verübt wird, wie es früher verübt wurde und noch lange diesem sanftmütigen, weisen, heiligen und so grausam und heimtückisch getäuschten russischen Volk angetan werden wird!

[Illustrationsseite]

XIV.
Drei Tage auf dem Lande

(Три дня в деревне | Tri dnja w derewne, 1909/10)

Leo N. Tolstoi

Erster Tag.
DIE HERUMZIEHENDEN LEUTE[1]

In unserer Zeit hat sich in den Dörfern eine ganz neue Erscheinung verbreitet, von der man früher nichts gesehen und gehört hat. Täglich kommen in unser Dorf, das aus 80 Höfen besteht, zum Nachtlager 6 bis 12 frierende, hungrige, abgerissene Wanderer.

Diese Leute, abgerissen, fast ohne Kleider, ohne Schuhe, oft krank, äußerst schmutzig, kommen ins Dorf und gehen zum Schulzengehilfen. Damit diese Leute nicht auf der Straße vor Kälte und Hunger sterben, verteilt sie der Gehilfe aber auf die Ortseinwohner, indem er nur die Bauern als Einwohner ansieht. Der Gehilfe führt sie nicht zum Gutsbesitzer, der, außer seinen zehn Zimmern im Hause, noch zehn Gelasse im Kontor, in der Kutscherstube, im Waschhaus in der weißen und schwarzen Gesindestube und in andern Einrichtungen hat; auch nicht zum Priester oder Diakon, zum Händler, die, wenn auch nicht größere Häuser, so doch einigen Raum haben: sondern zum Bauern, dessen ganze Familie – Frau, Schwiegertöchter, Mädchen, große und kleine Kinder – alle in einer einzigen Stube von sieben, acht, zehn Arschin haust. Und der Wirt

[1] Textquelle | L. N. TOLSTOJ: Ausgewählte Werke, herausgegeben von W. Lüdtke. Band XII.: Weltanschauung. Auswahl von W. Lüdtke. Wien/Hamburg/Zürich: Gutenberg-Verlag Christensen & Co. 1929, S. 188-195. – Der Herausgeber W. Lüdtke vermerkt dort zu dem 1909 verfassten, Anfang 1910 abschließend bearbeiteten Text ‚Drei Tage auf dem Dorfe': „Erschienen im ‚*Wjestnik Jewropy*', September 1910. Ich übersetze nur den ersten Tag. Am zweiten Tage führt uns Tolstoj mit seinem Hausarzt Dr. Makowizkij in die Hütten von armen Frauen und an das Lager eines Sterbenden. Am dritten Tage bitten Tolstoj Bauern, die wegen rückständiger Abgaben gepfändet sind, um seine Vermittlung."

nimmt diesen frierenden, hungrigen, stinkenden, abgerissenen, schmutzigen Menschen auf und gibt ihm nicht nur ein Nachtlager, sondern auch etwas zu essen.

„Selber sitzest du am Tisch", sagte zu mir ein alter Bauernwirt, „man muß ihn schon einladen. Sonst vergeht einem der Appetit. Man gibt ihm zu essen und Tee zu trinken."

So sind die nächtlichen Besucher; aber im Laufe des Tages sprechen in jedem Bauernhause nicht zwei, nicht drei solcher Besucher vor, sondern zehn und mehr. Und dasselbe: „man muß ..."

Und jedem schneidet die Bauerfrau, obgleich das Brot nicht entfernt bis zur neuen Ernte reicht, ein Stück ab, indem sie den Mann mehr oder weniger genau ansieht.

„Würde man allen geben, reichte auf den Tag ein Laib nicht aus", sagten mir Bauerwirtinnen. „Ein andermal versündigt man sich und verweigert es."

Und so geht das jeden Tag in ganz Rußland. Eine riesige, alljährlich stets wachsende Armee von Bettlern, Krüppeln, administrativ Verschickten, hilflosen Greisen und vor allem arbeitslosen Arbeitern – lebt, findet Platz, d. h. verbirgt sich vor Kälte und Unwetter und nährt sich direkt unmittelbar mit Hilfe des am schwersten arbeitenden und ärmsten Standes – der Dorfbauern.

Wir haben Arbeits- und Findelhäuser, haben Ämter der öffentlichen Fürsorge, haben wohltätige Institute jeder Art in den Städten. Und in allen diesen Instituten, in Gebäuden mit elektrischem Licht, Parkettfußboden, sauberer Bedienung und verschiedenen gut bezahlten Angestellten werden Tausende hilfloser Leute jeder Art versorgt. Doch wie viele solcher Leute es auch sein mögen, all das ist nur ein Tropfen im Meere jener riesigen Volksmenge (diese Ziffer ist unbekannt, muß aber riesig sein), die jetzt bettelnd in Rußland herumzieht und ohne alle Institute allein von dem bäuerlichen Dorfvolk versorgt und genährt wird, das nur durch sein christliches Gefühl zur Übernahme dieser ungeheuren und schweren Verpflichtung getrieben wird.

Man stelle sich nur vor, was wohl die Menschen, die kein Bauernleben führen, sagen würden, wenn man ihnen in jedes Schlafzimmer für die Nacht, auch nur wöchentlich einmal, einen solchen durchgefrorenen, verhungerten, schmutzigen, verlausten Wanderer legen würde. Die Bauern nehmen sie, diese Wanderer, nicht nur auf,

sondern geben ihnen auch zu essen und Tee zu trinken, weil „einem selber der Appetit vergeht, wenn man ihn nicht bei sich am Tisch sitzen läßt". (In entlegenen Orten des Saratowschen, Tambowschen und anderer Gouvernements warten die Bauern nicht ab, daß der Gehilfe einen solchen Wanderer zu ihnen führt, sondern nehmen selbst ohne Weigerung solche Leute auf und geben ihnen zu essen.) Und wie alle wahrhaft guten Taten, tun die Bauern dies andauernd, ohne zu bemerken, daß dies eine gute Tat ist; und dabei ist doch diese Tat, abgesehen davon, daß sie eine gute Tat ist, „für die Seele", auch eine Tat von ungeheurer Wichtigkeit für die ganze russische Gesellschaft. Die Wichtigkeit dieser Tat für die ganze russische Gesellschaft besteht darin, daß, wenn nicht dies Bauernvolk da wäre und in ihm nicht das christliche Gefühl wäre, das so kräftig in ihm lebt, man sich schwer vorstellen könnte, was nicht nur mit diesen Hunderttausenden unglücklicher, obdachloser, herumziehender Leute geschehen würde, sondern auch mit allen wohlhabenden, besonders den reichen Dorfbewohnern, die ein seßhaftes Leben führen. Man muß nur den Grad der Entbehrung und des Leidens sehen, zu dem diese obdachlosen, herumziehenden Leute gekommen oder gebracht sind, und sich in den seelischen Zustand hineindenken, in dem sie sich doch befinden müssen, um zu begreifen, daß nur diese Hilfe, die ihnen von den Bauern erwiesen wird, sie davon abhält, in ihrer Lage ganz natürliche Gewalttaten an den Menschen zu begehen, die in Überfluß alles das besitzen, was für sie, diese unglücklichen Leute, nur zur Erhaltung ihres Lebens unentbehrlich ist.

Somit schützen nicht wohltätige Gesellschaften und nicht die Regierung mit ihren polizeilichen und verschiedenen gerichtlichen Institutionen uns, die Angehörigen der wohlhabenden Klassen, vor dem Gegendruck des in die tiefste Armut und Verzweiflung versunkenen und größtenteils hinabgestoßenen herumziehenden, hungrigen und frierenden, obdachlosen Volkes; sondern es schützt uns, ebenso wie er uns auch erhält und ernährt, immer wieder dieselbe Grundkraft des Lebens des russischen Volkes – der Bauernstand. Wäre nicht in der ungeheuren Volksmenge des russischen Bauernstandes jenes tiefe, religiöse Bewußtsein der Brüderlichkeit aller Menschen da, so hätten schon längst, trotz aller Polizei (sie ist so schwach und kann auf den Dörfern auch nicht stark sein), diese obdachlosen Leute in heller Verzweiflung nicht nur alle Häuser der

Reichen ausgeplündert, sondern hätten auch alle diejenigen erschlagen, die ihnen im Wege standen. Darum muß man sich nicht entsetzen und sich nicht darüber wundern, daß man, wie wir das hören und lesen, einen Menschen beraubt, zum Zweck der Beraubung erschlagen hat, sondern begreifen und bedenken, daß, wenn das so selten vorkommt, wir dies nur der uneigennützigen Hilfe verdanken, die der Bauernstand dieser unglücklichen umherziehenden Menge erweist.

Bei uns im Hause sprechen täglich 10 bis 15 Leute vor. Unter dieser Zahl sind wirkliche Bettler, solche, welche sich aus irgendeinem Grunde dies Verfahren der Ernährung erwählt, sich, so gut sie konnten, Säcke, Kleider, Schuhe genäht haben und die in die weite Welt gegangen sind. Unter diesen gibt es Blinde, Menschen ohne Hände oder Füße, gibt es, wenn auch selten, Kinder, Frauen. Doch diese bilden nur einen kleinen Teil. Die Mehrzahl aber der Bettler, diese bettelnden Wanderer ohne Sack, sind heute meistens junge Leute und keine Krüppel. Sie sehen alle ganz erbärmlich aus, ohne Schuh und Kleider, ausgemergelt, zittern vor Kälte. Fragt man: „Wohin geht ihr?“, so bekommt man immer nur die eine Antwort: „Arbeit suchen“, oder: „Ich habe Arbeit gesucht, aber keine gefunden, schleppe mich nach Hause. Es gibt keine Arbeit“, schützt man überall vor. Unter diesen sind auch nicht wenige, die aus der Verbannung zurückkehren.

Unter dieser großen Zahl von bettelnden Wanderern gibt es viele mit den allerverschiedensten Eigenschaften: es gibt offenbare Säufer, die durch den Branntwein so weit gekommen sind; es gibt solche, die kaum lesen und schreiben können, aber auch ganz intelligente; es gibt bescheidene, schamhafte; es gibt aber auch aufdringliche, anspruchsvolle.

Kürzlich, ich war eben erst aufgewacht, sagt Ilja Wassiljewitsch zu mir:

„An der Freitreppe stehen fünf Wanderer.“

„Nehmen Sie das auf dem Tisch“, sage ich.

Ilja Wassiljewitsch nimmt es und gibt jedem den festen Satz, 5 Kopeken. Es vergeht ungefähr eine Stunde. Ich trete auf die Treppe hinaus. Ein entsetzlich zerlumptes kleines Männchen mit ganz zerrissenen Schuhen, mit ungesundem Gesicht und verschwollenen, laufenden Augen, verneigt sich und übergibt seinen Ausweis.

„Hat man Ihnen etwas gegeben?“

„Erlaucht, was soll ich mit den 5 Kopeken anfangen? Erlaucht, belieben Sie zu sehen“, – er zeigte auf seine Kleidung – „wo kann ich, Erlaucht (hinter jedem Worte: ‚Erlaucht‘, aber Haß in den Mienen), was soll ich tun, wo soll ich hin?“

Ich sage, daß ich allen dasselbe gebe. Er fährt fort zu bitten und verlangt, ich solle den Ausweis lesen. Ich lehne es ab. Er kniet nieder. Ich bitte ihn, mich in Ruhe zu lassen.

„Was denn? Soll ich wirklich Hand an mich legen? Das eine bleibt mir noch übrig, sonst ist nichts zu machen. Wenn auch nur etwas!“

Ich gebe ihm 20 Kopeken; er geht weg, offenbar erbost.

Und von solchen, d. h. besonders Aufdringlichen, die es offenbar als ihr gutes Recht ansehen, von den Reichen ihren Teil zu fordern, gibt es besonders viele. Das sind zum allergrößten Teil des Schreibens und Lesens kundige Leute, teils sogar belesene, für welche die Revolution nicht umsonst passiert ist. Diese Leute sehen in den Reichen, nicht wie die gewöhnlichen alten Bettler Menschen, die ihre Seele durch ein Almosen retten, sondern Räuber, Plünderer, die dem arbeitenden Volk das Blut aussaugen; sehr oft arbeitet ein solcher Bettler selbst nicht und drückt sich auf jede Weise vor der Arbeit, hält sich aber im Namen des arbeitenden Volkes nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet, die Ausplünderer des Volkes, d. h. die Reichen, zu hassen, zu hassen mit der ganzen Kraft seiner Not, und wenn er bittet und nicht fordert, verstellt er sich nur.

Solche Leute, die dabei auch noch trinken, und von denen man sagen möchte, daß sie selbst schuldig sind, gibt es viele; aber auch nicht wenige unter den umherziehenden Leuten sind Menschen einer ganz andern Verfassung, sanftmütig, demütig und sehr beklagenswert, und es ist furchtbar, an die Lage gerade dieser Leute zu denken.

Da steht ein großer, hübscher Mann, nur in einem zerrissenen kurzen Jackett. Seine Stiefel sind schon schlecht und abgetreten. Ein kluges, gutes Gesicht. Er nimmt die Mütze ab, bittet, wie gewöhnlich. Ich gebe, er dankt. Ich frage: woher? wohin?

„Aus Petersburg, nach Hause, ins Dorf (in unser Gouvernement).“

Ich frage – warum denn so, zu Fuß ?

„Das ist eine lange Geschichte", sagt er achselzuckend.

Ich bitte ihn zu erzählen. Er erzählt, offenbar der Wahrheit gemäß, daß er in Petersburg gelebt hat, den schönen Posten eines Kontoristen hatte, 30 Rubel. „Ich lebte sehr gut. Ich habe Ihre Bücher gelesen: ‚Krieg und Frieden', ‚Anna Karenina'" sagt er und lächelt wieder ein besonders angenehmes Lächeln.

„Und meine Angehörigen", fährt er in seiner Erzählung fort, „kamen auf den Gedanken, nach Sibirien, ins Gouvernement Tomsk, umzusiedeln." Sie schrieben ihm und fragten ihn, ob er seine Zustimmung gebe, seinen Landanteil an dem alten Ort zu verkaufen. Er stimmte zu. Die Angehörigen fuhren weg; aber es stellte sich heraus, daß sie in Sibirien auf schlechtes Land geraten waren; sie verbrauchten dort ihr Geld und kehrten in die Heimat zurück. Sie leben jetzt in einer Mietswohnung in ihrem Dorf, ohne Land; sie nähren sich durch Arbeit. Es traf sich, daß zu derselben Zeit auch sein Leben in Petersburg aus der Bahn kam. Zunächst, er verlor seinen Posten, und zwar nicht aus eigener Schuld, sondern die Firma, bei der er angestellt war, war ruiniert und entließ ihre Angestellten. „Und da, die Wahrheit zu sagen, kam ich mit einer Näherin zusammen", wieder mit demselben Lächeln, – „sie hatte mir ganz den Kopf verdreht. So unterstützte ich die Meinigen, und jetzt sehen Sie, was für ein Trumpf ich geworden bin. Nun, Gott ist ja nicht ohne Erbarmen, vielleicht komme ich wieder zurecht."

Offenbar ein kluger, starker und tüchtiger Mann, und nur eine Reihe von Zufälligkeiten hat ihn in die jetzige Lage gebracht.

Oder ein anderer: in abgetretenen Schuhen, mit einem Strick umgürtet. Sein ganzer Anzug besteht aus zerfallenden Löchern, er ist augenscheinlich nicht zerrissen, sondern bis zur äußersten Möglichkeit abgetragen; sein Gesicht ist breitknochig, angenehm, klug und nüchtern. Ich gebe die gewöhnlichen 5 Kopeken, er dankt, wir kamen ins Gespräch. Er ist ein administrativ Verschickter, lebte in Wjatka. Und dort war es schlecht, aber jetzt erst ist es ganz übel, er geht nach Rjasan, wo er früher wohnte. Ich frage: was er war? – Zeitungsausträger.

„Wofür haben Sie gelitten?"

„Für Verbreitung illegaler Literatur."

Wir unterhielten uns über die Revolution. Ich sagte meine Mei-

nung darüber, daß alles in uns selbst[2] sei, daß man eine so ungeheure Gewalt nicht durch Gewalt brechen könne. „Das Böse außer uns wird nur vernichtet, wenn es in uns vernichtet wird", sagte ich.

„So ist es, doch nicht bald."

„Von uns hängt es ab."

„Ich habe Ihr Buch über die Revolution gelesen."

„Das ist nicht meins, aber ich denke ebenso."

„Ich möchte Sie um Ihre Bücher bitten."

„Mit Vergnügen. Daß es Ihnen aber nur nicht schade. Ich werde Ihnen die unschuldigsten geben."

„Aber was macht mir das? … Ich fürchte mich schon vor nichts. Für mich ist das Gefängnis besser, als so. Ich fürchte das Gefängnis nicht, wünsche es sogar manchmal", sagte er traurig.

„Wie schade, daß so viel Kraft umsonst verbraucht wird", sage ich. „Da sind nun solche Männer wie Sie, wie zerrütten Sie Ihr Leben. Nun, wie steht's denn jetzt mit Ihnen, was beabsichtigen Sie zu tun?"

„Ich?" sagte er und sah mir ins Gesicht.

Vergnügt und rasch hatte er geantwortet, als die Sache seine Vergangenheit und allgemeine Fragen betraf; aber sobald die Sache ihn betraf und er mein Mitgefühl erkannte, wandte er sich ab, bedeckte die Augen mit dem Ärmel, und sein Nacken zitterte.

Und wie viele solche Leute gibt es!

Solche Leute sind bedauernswert, rührend; aber auch diese Leute stehen an jener Schwelle, bei deren Überschreitung die Lage der Verzweiflung beginnt, in welcher ein guter Mensch zu allem fähig wird.

„Wie fest gegründet uns auch unsere Zivilisation erscheinen mag", sagt Henry George, „und doch entwickeln sich in ihr schon zerstörende Kräfte. Nicht in den Einöden und Wäldern, sondern in den städtischen Spelunken und auf den Landstraßen werden jene Barbaren aufgezogen, welche mit unserer Zivilisation dasselbe machen werden, was die Hunnen und Vandalen mit der alten gemacht haben."

Ja, das, was vor zwanzig Jahren Henry George vorausgesagt hat, vollzieht sich überall vor unsern Augen und besonders grell bei uns

[2] *„Alles in dir"*, der Wahlspruch des von Tolstoj sehr geschätzten Bauern Sjutajew.

in Rußland, dank der staunenswerten Verblendung der Regierung, die eifrig jenen Boden untergräbt, auf dem die gute Ordnung der Gesellschaft beruht und jede solche Ordnung nur beruhen kann.

Die Vandalen, die George vorausgesagt hat, sind bei uns in Rußland schon vollkommen bereit. Und diese Vandalen, diese hoffnungslos aufgegebenen Leute, sind bei uns besonders entsetzlich, in unserm, wie seltsam das auch scheinen mag, tief religiösen Volk. Diese Vandalen sind bei uns deshalb besonders entsetzlich, weil es bei uns nicht jenes zurückhaltende Prinzip gibt – die Befolgung des Anstandes, der öffentlichen Meinung –, welches unter den europäischen Völkern so stark ist. Bei uns gibt es entweder tiefes religiöses Gefühl oder das völlige Fehlen aller, gleichviel welcher, zurückhaltender Prinzipien: Männer wie Stenka Rasin[3], Pugatschow[4] … Und, es ist furchtbar, es auszusprechen – diese Armee des Stenka und Jemelka wächst immer mehr an, dank den Pugatschow gleichen Handlungen unserer Regierung der letzten Zeit mit ihren Schrecken der polizeilichen Vergewaltigungen, unsinnigen Verschickungen, Gefängnissen, Zwangsarbeit, Festung, täglichen Strafen.

Eine solche Tätigkeit befreit die Stenka Rasins von den letzten Resten sittlichen Zwanges. „Wenn schon die gelehrten Leute so handeln, dann hat auch Gott es uns befohlen", sagen und denken sie.

Ich bekomme oft Briefe von dieser Sorte von Leuten, hauptsächlich von Verschickten. Sie wissen, daß ich irgend etwas darüber geschrieben habe, man dürfe dem Bösen nicht mit Gewalt widerstehen, und erwidern mir meist, wenn auch unorthographisch, so doch äußerst hitzig, und sagen, auf alles das, was die Behörden und die Reichen dem Volke antun, könne und müsse man nur mit dem einen antworten: Rache, Rache, Rache.

Ja, die Blindheit unserer Regierung ist erstaunlich. Sie sieht nicht, will es nicht sehen, daß alles, was sie tut, um ihre Feinde zu entwaffnen, nur deren Zahl und Energie verstärkt. Ja, diese Leute sind furchtbar, furchtbar sowohl für die Regierung als auch für die reichen Leute und für alle diejenigen, welche unter den Reichen leben.

---

[3] Führte einen Kosaken- und Volksaufstand 1667-1670 und hauste besonders schlimm in Astrachan; 1671 hingerichtet.

[4] Abenteurer, der sich für Peter III. ausgab und mit Hilfe der Kosaken sich des Reiches bemächtigen wollte; am Ural und Don beging er furchtbare Grausamkeiten; 1775 hingerichtet. Anm. des Übers.

Doch außer dem Gefühl der Furcht, das diese Leute erwecken, gibt es noch ein anderes Gefühl und ein Gefühl, das bedeutend mehr verpflichtet als das Gefühl der Furcht, ein Gefühl, das wir alle gegen Leute empfinden müssen, die durch eine Reihe von Zufälligkeiten in diese entsetzliche Lage des Vagabundenlebens geraten sind. Dies Gefühl ist – das Gefühl der Scham und des Mitleids.

Und nicht so sehr die Furcht als dies Gefühl der Scham und des Mitleids muß uns, die wir nicht in dieser Lage sind, dahin bringen, so oder so auf diese neue, entsetzliche Erscheinung des russischen Lebens zu antworten.

15. Januar 1910.

Zweiter Tag.
LEBEN UND STERBEN[5]

Ich sitze bei der Arbeit, Ilja Wassiljewitsch kommt leise herein – offenbar bemüht, mich nicht zu stören – und sagt, dass ein Passant und eine Frau schon lange warten.

– „Bitte nehmen Sie von diesem und geben Sie die gewöhnliche Unterstützung."

– „Die Frau ist in irgendeiner Angelegenheit unterwegs."

Ich bitte darum, dass sie wartet, und setze meine Arbeit fort. Ich gehe hinaus und vergesse die Bittstellerin völlig. Eine junge, langgesichtige, dünne, sehr arme, dem kalten Wetter nicht entsprechend gekleidete Bäuerin kommt um die Ecke.

– „Was wünschen Sie?"

– „Zu Euer Gnaden."

– „Weshalb kommt Ihr? Was wollt Ihr?"

– „Ich will zu Euer Gnaden."

---

[5] *Arbeitsübersetzung Tolstoi-Friedensbibliothek* | Der russische Text (Abschnitt 2) wurde abgerufen auf http://tolstoy-lit.ru/tolstoy/proza/tri-dnya-v-derevne.htm, mit Hilfe des Programms https://www.deepL.com/translator ins Deutsche übertragen und unter vergleichender Heranziehung einer Übersetzung von Hermann Asemissen (1986; siehe Anhang) vom Herausgeber dieses Bandes redigiert.

– „Und warum?“

– „Sie haben ihn gegen das Gesetz abgeholt. Ich bleibe allein mit drei Kindern.“

– „Wer wurde wohin verschleppt?“

– „Sie haben meinen Mann nach Krapivna gebracht.“

– „Wohin, warum?“

– „Zum Militär, um Soldat zu werden. Nicht nach dem Gesetz, denn er ist der einzige Ernährer. Wir können nicht ohne ihn leben. Helfen Sie uns wie ein lieber Vater.“

– „Ist er wirklich der einzige Ernährer der Familie?“

– „Ja, der einzige Sohn des Hauses ist er.“

– „Und wie konnten sie ihn dann einberufen?“

– „Wer weiß das schon? Ich bin nun allein mit den Jungs. Mach, was du willst. Das einzige, was mir bleibt, ist, dass ich sterben muss. Aber ich habe Mitleid mit den Kindern. Die einzige Hoffnung ist Eure Barmherzigkeit, denn das ist doch gegen das Gesetz, dass man ihn weggeholt hat.“

Ich habe mir das Dorf, den Namen und den Familiennamen aufgeschrieben. Ich verspreche, Erkundigungen einzuholen und Bescheid zu geben.

– „Hilf uns wenigstens ein bisschen. Die Jungs sind hungrig, aber glaub Gott, es gibt kein Brot. Die Brust für den Säugling ist das Schlimmste von allem. Keine Milch in den Brüsten. Ich wünschte, Gott würde für Abhilfe sorgen.“

– „Habt ihr keine Kuh?“

– „Welche Kuh sollten wir denn haben? Wir sind alle am Verhungern.“

Sie weint und zittert in ihren zerrissenen Kleidern.

Ich lasse sie gehen und mache mich bereit für meinen üblichen Spaziergang. Es stellt sich heraus, dass der Arzt, der bei uns wohnt, eine kranke Person zu versorgen hat und zwar genau in dem Dorf, aus dem die Soldatenfrau kommt und in dem die Gemeindeverwaltung liegt. Ich schließe mich dem Arzt an, und wir fahren zusammen los.

Ich lasse am Gemeindeamt anhalten. Der Arzt geht in demselben Dorf seiner Arbeit nach.

Es gibt keinen Vorsteher, keinen Schreiber, nur einen Hilfsschreiber, einen jungen, klugen, mir vertrauten Jungen. Ich frage ihn nach

dem Ehemann der Soldatenfrau. Warum wird der einzige Sohn des Hauses einberufen. Der Gehilfe erkundigt sich und sagt, dass der Ehemann der Soldatenfrau nicht der einzige Ernährer ist, sondern dass sie zwei Brüder sind.

– „Wie kommt es, dass sie mir gesagt hat, er sei der einzige?"

– „Sie lügt. Das tun sie immer", sagt er und lächelt.

Ich erkundige mich bei der Gemeindeverwaltung nach verschiedenen Dingen, die ich brauche. Der Arzt kommt herein, nachdem er seinen Besuch bei dem kranken Mann beendet hat, und wir fahren gemeinsam in Richtung des Dorfes, in dem die Soldatenfrau lebt. Aber noch bevor wir das Dorf verlassen, kommt uns ein etwa zwölfjähriges Mädchen entgegen.

– „Das ist für Sie, stimmt's", – sage ich zum Arzt.

– „Nein, es ist für Sie", – sagt das Mädchen und spricht mich an.

– „Und was wollen Sie?"

– „Euer Gnaden. Als meine Mutter starb, wurden wir als Waisen zurückgelassen. Wir sind zu fünft. Helfen Sie uns, bedenken Sie unsere Not …"

– „Wo kommst du denn her?"

Das Mädchen zeigte auf ein hübsches Backsteinhaus.

– „Ich bin von hier, das ist unser Haus. Kommen Sie rein und sehen Sie es sich an."

Ich steige aus dem Schlitten und gehe zum Haus. Eine Frau kommt aus dem Haus und bittet mich herein. Die Frau ist die Tante der Waisenkinder. Ich gehe hinein. Ein sauberes, geräumiges Zimmer. Alle Kinder sind da. Außer dem ältesten Kind noch vier: zwei Jungen, ein Mädchen und ein kleiner Junge von zwei Jahren. Die Tante erzählt ausführlich über die Situation der Familie. Vor zwei Jahren wurde der Vater der Kinder in einer Mine überfahren. Sie versuchten, eine Entschädigung zu bekommen, aber es kam nichts dabei heraus. Die Witwe wurde mit vier Kindern zurückgelassen, das fünfte wurde nach dem Tod des Mannes geboren. Ohne Mann musste man sich durchs Leben schlagen. Die Witwe ging zuerst zu Werke, um das Land zu bearbeiten. Aber ohne Mann wurde alles immer schlimmer; erst wurde die Kuh weggegeben, dann auch das Pferd – es blieben zwei Schafe übrig. Sie lebten so recht und schlecht, aber vor einem Monat erkrankte die Witwe selbst und starb. Es blieben fünf Kinder zurück, das älteste war zwölf Jahre alt.

– „Ernähre man sich, wie man will. Ich helfe, so gut ich kann", sagt die Tante, „aber die eigenen Kräfte sind gering. Und ich weiß nicht, was ich mit den Kindern machen soll. Ich wünschte, sie wären tot. Ich wünschte, wir könnten die Kinder in einem Waisenhaus unterbringen, wenn auch nicht alle von ihnen."

Das älteste Mädchen versteht offensichtlich alles, sie hört unserem Gespräch mit ihrer Tante zu.

– „Wenn man wenigstens Mikolashka da anders unterbringen könnte, den darf man keinen Augenblick allein lassen", sagt sie und deutet auf einen zweijährigen, lebhaften Jungen, der fröhlich mit seiner kleinen Schwester lacht und offensichtlich nicht mit den Wünschen seiner Tante einverstanden ist.

Ich verspreche, dass ich dafür sorge, dass eines der Kinder in einem Waisenhaus untergebracht wird. Das ältere Mädchen bedankt sich und fragt, wann sie wieder vorsprechen kann, um eine Antwort zu erhalten. Die Augen aller Kinder, auch die von Mikolashka, sind auf mich gerichtet, als wäre ich ein magisches Wesen, das alles für sie tun könnte.

Als ich das Haus verlasse und in Richtung des Schlitten gehe, begegne ich einem alten Mann. Der alte Mann begrüßt mich und fängt sofort an, über die elternlosen Kinder zu sprechen.

– „Es ist schade, sie anzuschauen", sagt er. „Und das älteste Mädchen ist so beschäftigt. Wie eine Mutter sorgt sie für sie. Und wie Gott es ihr gibt. Danke, dass man sie nicht verlässt, sonst würden sie verhungern. Es ist keine Sünde, ihnen zu helfen", sagt er und rät mir offensichtlich, dies zu tun.

Wir verabschieden uns von dem alten Mann, der Tante und dem Mädchen und gehen mit dem Arzt in das Dorf der Soldatenfrau vom Vormittag.

Ich frage im ersten Hof, wo wir die Soldatenfrau finden. Es stellt sich heraus, dass in diesem ersten Hof eine mir wohlbekannte Witwe wohnt, die von Almosen lebt, die sie besonders hartnäckig und aufdringlich erbetteln muss. Die Witwe bittet, wie üblich, sofort um Hilfe. Jetzt braucht sie vor allem Hilfe, um ihre Färse[6] zu füttern.

– „Das Tier hat mich und die alte Mutter schon ganz arm gefressen. Kommen Sie und sehen es sich an."

[6] [Hausrind, das trächtig ist bzw. noch kein Kalb geboren hat.]

– „Was ist mit der alten Frau?“

– „Was mit der alten Frau ist? Sie krächzt immerzu.“

Ich verspreche, zu kommen – nicht so sehr, um die Kuh, sondern um die alte Frau zu sehen. Ich frage noch einmal, wo das Haus der Soldatenfrau ist. Die Witwe zeigt mir das Haus auf der anderen Seite des Hofes und fügt hinzu: „Arm sind sie, aber der Schwager trinkt zu viel.“

Ich folge den Anweisungen der Witwe und gelange zu dem Haus auf der anderen Seite des Hofes.

So erbärmlich die Häuser der armen Leute in den Dörfern auch sind, ein so baufälliges Haus wie das der Soldatenfrau habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Nicht nur das ganze Dach, sondern auch die Wände sind verzogen, so dass alle Fenster schief stehen.

Das Innere ist nicht besser als das Äußere. Die kleine Hütte, in der der Ofen ein Drittel des Raumes einnimmt, ist schief, schwarz, schmutzig und zu meiner Überraschung voller Menschen. Ich dachte, ich würde eine Soldatenfrau mit ihren Kindern vorfinden, aber da waren eine Schwägerin, eine junge Frau mit Kindern und eine alte Schwiegermutter. Die Soldatenfrau selbst ist gerade von mir zurückgekommen und wärmt sich am Ofen. Während sie sich hinlegt, erzählt mir die Schwiegermutter von ihrem Leben. Ihre Söhne, zwei Brüder, lebten anfangs zusammen. So waren alle ernährt. „Aber wer lebt denn heute noch zusammen? Alle sind zerstritten“, sagt die geschwätzige Schwiegermutter. „Die Frauen begannen sich zu streiten, die Brüder entzweiten sich, das Leben wurde noch schlimmer. Das Land ist klein. Wir vermochten uns nur durch Lohnarbeit ernähren. Aber da haben sie Pjotr zum Militär weggeholt. Wohin können seine Frau und die Jungen jetzt gehen? Also lebt sie bei uns. Aber wir können sie nicht alle ernähren. Wir wissen nicht, was wir tun sollen. Sie sagen, es ist möglich, ihn von den Soldaten zurückzuholen.“

Die Soldatenfrau steigt vom Ofen herunter und bittet mich immer wieder, ihr zu helfen, ihren Mann zurückzuholen. Ich sage, dass das unmöglich ist, und frage sie, was sie nach dem Weggang ihres Mannes noch an Besitz hat. Es gibt keinen Besitz. Als ihr Mann sie verließ, gab er das Land seinem Bruder, ihrem Schwager, um sie und ihre Kinder zu ernähren. Es gab drei Schafe, aber zwei wurden geschlachtet, um ihrem Mann eine Abschiedsfeier auszurichten.

Alles, was übrig blieb, waren, wie sie sagt, etwas Gerümpel, ein Schaf und zwei Hühner. Das sei alles, was sie habe. Ihre Schwiegermutter bestätigt ihre Worte.

Ich frage die Soldatenfrau, woher sie kommt. Sie wurde aus Sergievskoje geholt.

Sergievskoje ist ein reiches, großes Dorf, 40 Werst von uns entfernt.

Ich fragte sie, ob ihr Vater und ihre Mutter noch am Leben sind und wie sie leben.

– „Sie leben gut", sagte sie.

– „Warum gehst du nicht zu ihnen?"

– „Ich überlege es mir auch schon. Aber ich habe Angst, dass sie uns zu viert nicht aufnehmen werden."

– „Vielleicht werden sie es tun. Schreibe ihnen. Willst du, dass ich ein Schreiben aufsetze?"

Die Soldatenfrau ist einverstanden, ich schreibe den Namen ihrer Eltern auf.

Während ich mit den Frauen spreche, kommt eines der ältesten Kinder des Soldaten, ein dickbäuchiges Mädchen, auf seine Mutter zu, zupft an ihrem Ärmel und bittet um etwas – scheinbar fragt sie nach Essen. Die Soldatenfrau spricht mit mir und antwortet nicht. Das Mädchen zerrt wieder und murmelt etwas.

– „Es gibt kein Elend für dich", – schreit die Soldatenfrau und schlägt dem Mädchen mit Schwung auf den Kopf.

Das Mädchen brüllt.

Nachdem ich meine Sache hier erledigt habe, verlasse ich das Haus und gehe zu der Witwe mit der Färse.

Die Witwe wartet bereits vor ihrem Haus auf mich und bittet mich erneut, hereinzukommen, um die Färse zu sehen. Ich gehe hinein. Da steht eine Färse im Heu. Die Witwe bittet mich, sie anzuschauen. Ich schaue mir die Färse an und sehe, dass das ganze Leben der Witwe so sehr auf die Färse ausgerichtet ist, dass sie sich nicht vorzustellen vermag, dass ich gar kein Interesse daran haben könnte, die Färse anzuschauen.

Nachdem ich die Färse betrachtet habe, gehe ich ins Haus und frage: „Wo ist die alte Frau?"

– „Die alte Mutter?" – fragt die Witwe, sichtlich überrascht, weil ich mich nach Besichtigung der Färse offenbar immer noch für die

alte Frau interessiere. – „Auf dem Ofen. Wo sonst sollte sie sein?“

Ich gehe zum Ofen und grüße die Alte.

– „Oh, oh!“ – eine schwache, heisere Stimme antwortet mir. – „Wer ist das?“

Ich nenne meinen Namen und frage, wie sie lebt.

– „Wie mein Leben aussieht?“

– „Nun, tut irgendetwas weh?“

– „Alles tut weh. Oh, oh!“

– „Ich habe einen Doktor dabei. Soll ich ihn herrufen?“

– „Einen Dockter? Oh, oh! Ich brauche Ihren Dockter nicht! Mein Dockter ist da drüben. … Dockter? Oh, oh!“

– „Sie ist alt“, sagt die Witwe.

– „Nun, nicht älter als ich“, sage ich.

– „Nicht älter? Viel älter! Man sagt, sie sei etwa neunzig Jahre alt“, sagt die Witwe. „Alle ihre Schläfen sind kahl. Ich habe ihr die Haare geschoren.“

– „Warum hast du ihr die Haare geschnitten?“

– „Alle Schläfen waren herausgewachsen. Also habe ich ihre Haare ganz abgeschnitten.“

– „Oh, oh!“ – Die alte Frau stöhnt wieder. – „Oh, oh! Gott hat mich vergessen! Er nimmt meine Seele nicht auf. Er wird sie nicht zu sich holen, von selbst geht sie nicht … Oh, oh. Für meine Sünden, denke ich. Und es gibt nichts, was meine Kehle befeuchtet. Ich würde gerne eine Tasse Tee trinken, zum letzten Mal. Oh!“

Der Arzt kommt in die Hütte, ich verabschiede mich, und wir gehen nach draußen, steigen in den Schlitten und fahren in ein kleines Nachbardorf, um einen letzten Krankenbesuch zu machen. Der Arzt war am Tag zuvor dorthin gerufen worden, um diesen Patienten zu besuchen. Wir kommen an und betreten gemeinsam die Hütte. Eine kleine, aber saubere Hütte, in deren Mitte eine Wiege steht, die von einer Frau kräftig geschaukelt wird. Am Tisch sitzt ein etwa achtjähriges Mädchen und schaut uns überrascht und erschrocken an.

– „Wo ist der Kranke?“ – fragt der Arzt.

– „Auf dem Ofen“, – sagt die Frau und hört nicht auf, die Wiege mit dem Kind zu schaukeln.

Der Arzt klettert auf das Podest und beugt sich, auf den Ofen gestützt, über den Kranken und tut dort irgendetwas.

Ich spreche den Arzt an und frage, in welcher Lage sich der Patient befindet.

Der Arzt antwortet nicht. Ich klettere ebenfalls auf das Podest, blicke in die Dunkelheit und erkenne erst nach und nach den behaarten Kopf eines Mannes, der auf dem Ofen liegt.

Ein bedrückender, ganz übler Geruch umgibt den kranken Mann. Der Kranke liegt auf dem Rücken. Der Arzt fühlt ihm an der linken Hand den Puls.

– „Geht es ihm sehr schlecht?" – frage ich ihn.

Der Arzt antwortet mir nicht und wendet sich an die Wirtsfrau.

– „Machen Sie die Lampe an", sagt er.

Die Hausherrin ruft das Mädchen und sagt ihr, sie solle die Wiege schaukeln, und sie zündet die Lampe an und gibt sie dem Arzt. Ich steige vom Podest ab, um den Arzt nicht zu stören. Er nimmt die Lampe und fährt mit seinen Untersuchungen am Kranken fort.

Das Mädchen, das uns anschaut, schaukelt die Wiege nicht kräftig genug, und das Kind beginnt schrill und jämmerlich zu schreien. Die Mutter, die dem Arzt die Lampe gegeben hat, stößt das Mädchen wütend weg und beginnt wieder selbst, die Wiege zu schaukeln.

Ich gehe wieder zum Arzt. Und wie zuvor frage ich: „Was ist mit dem Kranken?"

Der Arzt, der immer noch mit dem Patienten beschäftigt ist, sagt mit leiser Stimme ein Wort zu mir.

Ich habe nicht verstanden, was er gesagt hat, also frage ich erneut.

– „Agonie", wiederholt der Arzt das Wort, das er gesagt hat, steigt leise runter vom Podest und stellt die Lampe auf den Tisch.

Das Kind schreit unaufhörlich mit kläglicher und verbitterter Stimme.

– „Nun, ist er schon tot?" – sagt die Frau, als wenn sie den Sinn der Worte des Arztes verstanden hätte.

– „Noch nicht, aber lange dauert es nicht mehr", sagt der Arzt.

– „Nun, dann eben den Popen rufen lassen", sagt die Frau und schaukelt das schreiende Kind immer heftiger.

– „Es wäre gut gewesen, wenn mein Mann zu Hause geblieben wäre, aber jetzt will erst jemand gefunden sein, den man schicken

kann – sieh mal, es sind alle zum Brennholzholen in den Wald gegangen."

– „Ich habe hier nichts mehr zu tun", sagte der Arzt, und wir gingen aus dem Haus.

(Später erfuhr ich, dass die Frau jemanden gefunden hatte, der den Popen holte, und der Pope kam gerade noch rechtzeitig, um dem Sterbenden die Kommunion zu spenden.)

Wir fahren nach Hause und schweigen auf der Fahrt. Ich glaube, wir haben beide dasselbe Gefühl.

– „Was hat er eigentlich gehabt?" – frage ich ihn.

– „Eine Lungenentzündung. Ich hatte nicht mit einem so schnellen Ende gerechnet, der Organismus ist mächtig, aber die Bedingungen sind verheerend. 40 Grad Fieber, und draußen ist es 5 Grad Frost, und er sitzt da …"

Und wieder sind wir still und fahren eine ganze Weile schweigend.

– „Ich habe auf dem Ofenpodest weder eine Bettstelle noch ein Kopfkissen bemerkt", – sage ich.

– „Nichts war da", sagt der Arzt.

Und als er offensichtlich merkt, was ich denke, sagt er:

– „Ja, gestern war ich in Krutoje in einem Haushalt mit Entbindung. Ich musste die Frau so hinlegen, dass sie ausgestreckt lag. Aber in der Hütte gab es keinen solchen Platz."

Und wieder schweigen wir, und wieder denken wir wahrscheinlich an das Gleiche. Wir fahren schweigend zum Haus. In der Veranda steht ein prächtiges Pferdegespann samt einem mit Teppich ausgelegten Schlitten. Der Kutscher ist ein fescher Mann in einem Pelz und mit einem Fellhut. Es ist mein Sohn, der da von seinem Gut hergekommen ist.

Hier sitzen wir am Esstisch, der für zehn Personen gedeckt ist. Ein Gedeck bleibt leer. Das ist der Platz für meine Enkelin. Sie ist nicht ganz gesund und isst mit ihrem Kindermädchen im Zimmer. Für sie wird ein besonderes, diätisches Mittagessen zubereitet: Brühe mit Sago.

Bei einem großen Vier-Gänge-Menü mit zwei Weinsorten, zwei Dienern und Blumen auf dem Tisch kommt es zu angeregten Gesprächen.

– „Woher kommen diese wunderbaren Rosen?" – fragt der Sohn.

Meine Frau erzählt, dass diese Blumen aus St. Petersburg von einer Dame geschickt wurden, die ihren Namen nicht preisgibt.

– „Solche Rosen kosten eineinhalb Rubel pro Stück", sagt mein Sohn. Und er erzählt, wie sie bei einem Konzert oder einer Aufführung die ganze Bühne mit solchen Blumen bestreut haben. Das Gespräch wendet sich der Musik zu und einem großen Kenner und Förderer derselben.

– „Wie steht es um seine Gesundheit?"

– „Es geht ihm nicht gut. Er fährt wieder nach Italien. Und jedes Mal verbringt er den Winter dort und erholt sich erstaunlich gut."

– „Die Reise ist aber doch hart und langweilig."

– „Nein, ist sie nicht, sie dauert heute nur noch neununddreißig Stunden."

– „Trotzdem ist es langweilig."

– „Warte nur, bald werden wir fliegen."

Dritter Tag.
STEUERABGABEN[7]

Neben den üblichen Besuchern und Bittstellern gab es einige besondere: der erste war ein kinderloser alter Bauer, der sein Leben in großer Armut fristet; der zweite war eine sehr arme Frau mit vielen Kindern; der dritte war ein – soweit ich weiß – in guten Verhältnissen lebender Bauer. Alle drei stammen aus unserem Dorf und alle drei haben denselben Fall vorzutragen. Vor dem neuen Jahr werden die Steuern eingezogen und da haben sie einen Samowar von dem alten Mann, ein Schaf von der Frau und eine Kuh von dem wohlsituierten Bauern gepfändet. Sie alle bitten um Schutz oder Hilfe, oder beides.

Der erste, der spricht, ist der wohlhabender Bauer, ein großer,

[7] *Arbeitsübersetzung Tolstoi-Friedensbibliothek* | Der russische Text (Abschnitt 3) wurde abgerufen auf http://tolstoy-lit.ru/tolstoy/proza/tri-dnya-v-derevne.htm, mit Hilfe des Programms https://www.deepL.com/translator ins Deutsche übertragen und unter vergleichender Heranziehung einer Übersetzung von Hermann Asemissen (1986; siehe Anhang) vom Herausgeber dieses Bandes redigiert.

gut aussehender, älterer Mann. Er sagt, der Vorsteher sei gekommen, habe die Kuh beschlagnahmt und 27 Rubel verlangt. Dieses Geld sei jedoch (reserviertes) Geld für den Lebensunterhaltfond, und nach Meinung des Bauern darf man dieses Geld jetzt nicht nehmen. Ich verstehe das alles nicht und sage, dass ich mich bei der Gemeindeverwaltung erkundigen werde und dann würde ich sagen, ob es möglich oder unmöglich ist, diese Zahlung loszuwerden.

Der zweite Mann, der das Wort ergreift, ist der alte Mann, dessen Samowar gepfändet worden ist. Ein kleiner, dünner, schwacher, schlecht gekleideter Mann erzählt mit rührender Trauer und Fassungslosigkeit, wie sie kamen, den Samowar nahmen und drei Rubel und sieben Griwna verlangten, die er nicht habe und nirgendwo bekommen könne.

Ich frage: „Was sind das für Steuern?"

– „Irgendeine Art von Steuern, wer weiß, was das ist, Regierungssteuern oder so. Woher sollen die alte Frau und ich das Geld nehmen? Wir können uns schon jetzt kaum am Leben erhalten. Was sind das für Rechte? Habt Mitleid mit unserem hohen Alter. Helft uns, wo ihr nur könnt."

Ich verspreche, dass ich mich erkundigen und mein Möglichstes tun werde. Ich wende mich an die Frau. Sie ist dünn, erschöpft, ich kenne sie. Ich weiß, dass ihr Mann ein Trunkenbold ist und fünf Kinder hat.

– „Das Schaf ist gepfändet worden. Sie kamen und sagten: Gib das Geld. Ich sage, der Bauer sei nicht da, er wäre bei der Arbeit. Komm schon raus mit dem Geld, sagen sie. Woher soll ich das Geld nehmen? Das eine Schaf nur hatten wir und sie haben auch das jetzt weggenommen." – Sie weint.

Ich verspreche, mich um eine Klärung zu kümmern und zu helfen, wenn ich kann, und gehe zuerst zum Dorfvorsteher, um herauszufinden, welche Art von Steuern erhoben werden und warum sie so ohne Rücksicht auf Verluste eingetrieben werden.

Auf der Straße des Dorfes werde ich von zwei weiteren Bittstellern aufgehalten – Frauen. Ihre Ehemänner sind bei der Arbeit. Eine von ihnen bittet mich, ihr eine Leinwand abzukaufen, und bietet sie mir für zwei Rubel an.

– „Denn die Hühner sind mir eingezogen worden. Ich hatte sie gerade aufgezogen. Ich ernähre mich, indem ich Eier sammle und

sie verkaufe. Nehmen Sie, es ist eine gute Leinwand. Ich würde sie nicht einmal für drei hergeben, wenn ich es nicht müsste."

Ich schicke sie nach Hause. „Wir besprechen es weiter, wenn ich zurückkomme, oder vielleicht löst sich das Problem auch so." Bevor ich den Gemeindevorsteher erreiche, kommt eine ehemalige Schülerin von mir, die schnelle und schwarzäugig Olga, heraus – jetzt ist sie schon eine Frau in den Jahren. Das gleiche Problem wie die anderen – ihre Färse wurde beschlagnahmt.

Ich gehe zum Vorsteher. Der Vorsteher ist ein kräftiger Mann mit einem grauen Bart und einem klugen Gesicht, und er kommt zu mir heraus. Ich frage ihn, welche Steuern erhoben werden und warum sie auf einmal so streng sind. Der Vorsteher erklärt mir, dass es streng angeordnet ist, alle Rückstände bis zum Neujahr zu begleichen.

– „Ist es auch angeordnet", – frage ich –, „Samoware und Vieh wegzunehmen?"

– „Was soll man machen" – sagt der Vorsteher und zuckt mit seinen starken Schultern. –„Die Leute zahlen sonst nicht. Hier, zum Beispiel nur Abakumov …" – Er nennt mir den Bauern, dessen Kuh – eine Art Lebensmittelkapital – gepfändet wurde. – „Sein Sohn hat einen Fuhrbetrieb, besitzt drei Pferde. Wie sollte er nicht zahlen können? Er drückt sich aber."

– „Nun, gut – in diesem Fall", – sage ich. – „Aber was ist mit den Armen?" – Und ich nenne ihm die alten Leute, denen man den Samowar weggenommen hat.

– „Sie sind arm und haben nichts, wovon sie nehmen könnten. Aber die amtliche Ordnung nimmt darauf keine Rücksicht."

Ich nenne noch die Großmutter, deren Schaf gepfändet wurde. Der Gemeindeälteste hat auch mit ihr Mitleid, will sich aber scheinbar rechtfertigen, indem er sagt, dass er sich nicht über Befehle hinwegsetzen könne.

Ich frage ihn, wie lange er schon Ältester ist. Und wie viel er bekommt.

– „Was bekomme ich", sagt er und antwortet dann nicht auf die Frage, die ich ihm gestellt habe, sondern auf eine Frage, die ich ihm nicht gestellt habe, die er aber bei mir vermutet, nämlich warum er sich an einem solchen Geschäft beteiligt. – „Den Posten, den will ich aufgeben. Dreißig Rubel ist unser Lohn, aber es ist eine Sünde."

[Illustrationsseite]

– „Werden sie uns die Samoware, die Schafe und die Hühner wegnehmen?“ – frage ich.

– Wie könnten wir es anders machen. Wir sind verpflichtet, sie zu pfänden. Und die Gemeindeverwaltung wird eine Zwangsversteigerung ansetzen.

– „Und Sie werden dann alles verkaufen?“

– „Ja, sie werden alles irgendwie verkaufen …“

Ich gehe zu der Frau, die wegen des Schafes kam, das man gepfändet hat. Eine winzige Hütte mit dem einzigen Schaf im Heu, das jetzt dazu dienen soll, den Staatshaushalt aufzufüllen. Nach Weiberart ist die von Not und Arbeit erschöpfte Frau nervös, und als sie mich sieht, beginnt sie schnell und aufgeregt zu sprechen:

– „Hier lebe ich: das letzte Schaf ist genommen, und ich selbst weiß mit denen da kaum zu überleben.“ – Sie deutet oben auf den Ofen. – „Kommt her! Habt keine Angst. Also, wie soll man sie satt kriegen, diese Nacktbäuche.“

Die ‚Nacktbäuche‘, wirklich nacktbäuchige Kinder, in zerlumpten Hemden und ohne Hosen, steigen vom Ofen herunter und umringen ihre Mutter …

Am selben Tag ging ich zur Verwaltung, um mich über die Einzelheiten dieser neuen Methode der Steuererhebung zu informieren.

Der Vorsteher ist nicht da. Er soll gleich hier sein. In der Gemeindeverwaltung stehen mehrere Personen hinter dem Gitter und warten ebenfalls auf den Vorsteher.

Ich befrage diejenigen, die warten. Wer sie sind, warum sie warten. Zwei sind da, um Pässe zu bekommen. Sie wollen Geld verdienen. Sie haben Geld für die Pässe mitgebracht. Einer von ihnen kommt, um eine Kopie des Urteils des Gemeindegerichts zu erhalten, das ihm, dem Antragsteller, das Leben in jenem Anwesen verweigert, auf dem er 23 Jahre lang gelebt und gearbeitet hat; nachdem er seinen Onkel und seine Tante, die ihn aufgenommen hatten, kürzlich beerdigen musste, war er von der Enkelin seines Onkels vor die Tür gesetzt worden. Diese Enkelin, die die direkte Erbin des Onkels ist, macht sich das Gesetz vom 9. November zunutze und verkauft sowohl das Land als auch das Gehöft, auf dem der Bittsteller lebt. Er wird mit seinem Gesuch abgewiesen, will aber nicht glauben, dass es solche Rechtsbestimmungen gibt, und will sich an ein höheres Gericht wenden, von dem er selbst nicht weiß, welches das sein soll.

Ich erkläre ihm, dass es solche gesetzlichen Bestimmungen tatsächlich gibt, und das erregt die Missbilligung aller Anwesenden bis hin zu Fassungslosigkeit und Misstrauen.

Kaum ist das Gespräch mit diesem Bauern beendet, kommt ein hochgewachsener Bauer mit strenger Miene zu mir, um seinen Fall zu klären. Es geht darum, dass er und seine Dorfgenossen auf ihrem Acker nach Eisenerz graben, und zwar schon seit ewigen Zeiten.

– „Jetzt gibt es einen Befehl: Nicht graben! Sie verbieten uns, auf unserem eigenen Land zu graben. Was ist das für ein Recht? Das ist alles, womit wir unseren Lebensunterhalt verdienen. Seit zwei Monaten kämpfen wir, und wir können nirgendwo eine richtige Auskunft erhalten. Wir wissen nicht mehr ein noch aus; sie ruinieren uns, das ist alles."

Ich konnte diesem Mann nichts Tröstliches sagen und wandte mich an den Vorsteher, der meine Fragen über die drastischen Maßnahmen, die zur Eintreibung der Rückstände ergriffen werden, aufklären sollte. Ich fragte ihn auch, auf welche Weise die Abgaben und welche Arten von Steuern eingezogen werden. Der Vorsteher teilt mir mit, dass es sieben Arten von Steuern gibt, für die man bei den Bauern jetzt Rückstände eintreibe: 1) Staatssteuern, 2) Semstwo-Steuern, 3) Versicherungssteuern, 4) Schulden für Materiallieferungen, 5) Einzahlungen in den Lebensmittelfond als Ersatz für die Naturalien-Abgabe, 6) Bezirkssteuern, 7) Landwirtschaftssteuern.

Der Bezirksamtmann sagt mir dasselbe wie der Gemeindevorsteher, dass der Grund für die besondere Strenge der Eintreibung der Abgaben eine Anweisung der höheren Behörde ist. Der Vorsteher des Bezirks gibt zu, dass es schwierig ist, bei den Armen einzutreiben, aber er behandelt die Armen nicht mehr mit so viel Mitgefühl wie der Gemeindevorsteher, und er erlaubt sich nicht, die Obrigkeit zu kritisieren, und vor allem zweifelt er kaum an der Notwendigkeit seines Amtes und an der Sündlosigkeit seiner Beteiligung an dem amtlichen Verfahren.

– „Man darf keine große Nachsicht mit den Leuten üben …"

Bald darauf sprach ich bei Gelegenheit mit einem Semstwo-Chef über dieselbe Sache. Dieser Landeshauptmann hatte äußerst wenig Verständnis für die schwierige Lage der Armen, die er kaum je gesehen hatte, und er ließ sich ebenso wenig plagen von Zweifeln an der moralischen Rechtmäßigkeit seiner Tätigkeit. Obwohl er im Ge-

spräch mit mir zugab, dass das Leben ruhiger gewesen wäre ohne Staatsdienst, hält er sich dennoch für eine nützliche Figur, weil andere an seiner Stelle viel schlimmer mit den Leuten umgehen würden. Und da er nun auf dem Lande lebe, warum sollte er nicht wenigstens von dem kleinen Gehalt eines Semstwo-Chefs profitieren?

Die Urteile des Gouverneurs über die Erhebung von Steuern, die notwendig sind, um die Bedürfnisse von Menschen zu befriedigen, die sich für die Verbesserung der Lages des Volkes einsetzen, waren völlig frei von jeglichen Überlegungen über Samoware, Färsen, Schafe oder Leinenstoffe, die den Dorfarmen abgenommen werden, und es gab auch bei diesem Mann nicht den geringsten Zweifel an der Nützlichkeit seiner eigenen Tätigkeit.

Die Minister und diejenigen, die sich mit dem Wodkahandel befassen, und diejenigen, die sich damit befassen, den Leuten das Töten anderer Menschen beizubringen, und diejenigen, die sich damit befassen, Menschen zur Verbannung, zu Gefängnishaft, zur Strafarbeit, zum Hängen zu verurteilen, alle diese Minister und ihre Gehilfen sind sich bereits ganz sicher, dass Samoware, Schafe, Leinwandstoffe und Färsen, die man den Armen weggenommen hat, beste Verwendung finden bei der Herstellung von Wodka, der die Menschen vergiftet, bei der Herstellung von Mordwerkzeugen, bei der Errichtung von Gefängnissen, Haftanstalten usw. – zumal auch etwas abfällt für die Zahlung von Gehältern an sie und ihre Gehilfen: benötigt für die Einrichtung von Salons, für die Ausstattung ihrer Frauen und für die unumgänglichen Ausgaben für jene Reisen und Vergnügungen, die sie unternehmen, um sich von der Last ihrer Arbeit zum Wohle dieses groben und undankbaren Volkes zu erholen.

Jasnaja Poljana, den 15. Januar 1910.

Anhang

[Illustrationsseite]

Eine Ausgabe der Tolstoi-Schrift
„Aufruf an die Menschheit – Muss es denn wirklich so sein?“,
von der in Berlin mehrere ‚linke Neueditionen‘ erschienen:
Verlag des Sozialistischen Bundes (1911) und
‚Der Syndikalist‘ / F. Kater (1920, 1927).
Digitalbild: Gustav Landauer Initiative, Archiv

Tolstoi als sozialer Denker

Leipziger Volkszeitung,
Nr. 209 vom 9. September 1908[1]

Rosa Luxemburg

In dem genialsten Romanschriftsteller der Gegenwart lebte von Anfang an neben dem rastlosen Künstler ein rastloser sozialer Denker. Die Grundfragen des menschlichen Lebens, der Beziehungen der Menschen zueinander, der gesellschaftlichen Verhältnisse beschäftigten seit jeher tief das innerste Wesen Tolstois, und sein ganzes langes Leben und Schaffen war zugleich ein unermüdliches Grübeln über „die Wahrheit" im Menschenleben. Dasselbe rastlose Suchen nach Wahrheit wird gewöhnlich auch einem anderen berühmten Zeitgenossen Tolstois, Ibsen, nachgesagt. Während aber in den Ibsenschen Dramen der große Ideenkampf der Gegenwart in dem großspurigen, meistens kaum verständlichen Puppenspiel zwerghafter Gestalten grotesken Ausdruck findet, wobei der Künstler Ibsen unter den unzureichenden Anstrengungen des Denkers Ibsen kläglich erliegt, vermag die Denkarbeit Tolstois seinem künstlerischen Genie nichts anzuhaben. In jedem seiner Romane fällt diese Arbeit irgendeiner Person zu, die mitten in dem Getümmel lebenstrotzender Gestalten die etwas linkische, ein wenig lächerliche Rolle eines verträumten Räsoneurs und Wahrheitsuchers spielt, wie Pierre Besuchow in *„Krieg und Frieden"*, wie Lewin in *„Anna Karenina"*, wie Fürst Nechljudow in der *„Auferstehung"*. Diese Personen, die immer die eigenen Gedanken, Zweifel und Probleme Tolstois in Worte kleiden, sind in der Regel künstlerisch am schwächsten, schemenhaftesten gezeichnet, sie sind mehr Beobachter des Lebens als mitwirkende Teilnehmer. Allein die Gestaltungskraft

[1] Textquelle | Rosa LUXEMBURG: Leo Tolstoi als sozialer Denker. In: Leipziger Volkszeitung. Organ für die Interessen des gesamten werkthätigen Volkes. Leipzig. 15. Jg., Nr. 209 vom 9.9.1908, S. 1-2. [Rosa Luxemburg Werke, Berlin 1970ff., Karl Dietz Verlag Berlin, Bd. 2, S. 246-253. https://rosaluxemburgwerke.de].

Tolstois ist so gewaltig, daß er selbst nicht imstande ist, die eigenen Werke zu verpfuschen, wie sehr er sie in der Sorglosigkeit eines gottbegnadeten Schöpfers mißhandeln mag. Und als der Denker Tolstoi mit der Zeit über den Künstler den Sieg davongetragen hatte, so geschah es nicht, weil das künstlerische Genie Tolstois versiegte, sondern weil ihm der tiefe Ernst des Denkers Schweigen gebot. Wenn Tolstoi in dem letzten Jahrzehnt statt herrlicher Romane nunmehr künstlerisch oft trostlose Traktate und Traktätchen über Religion, Kunst, Moral, Ehe, Erziehung, Arbeiterfrage schrieb, so war es, weil er mit seinem Grübeln und Denken zu Ergebnissen gelangt ist, die ihm sein eigenes künstlerisches Schaffen als eine frivole Spielerei erscheinen ließen.

Welches sind nun diese Ergebnisse, welche Ideen verfocht und verficht jetzt noch bis zum letzten Atemzuge der greise Dichter? Kurz gefaßt, ist die Ideenrichtung Tolstois bekannt als eine Abkehr von den bestehenden Verhältnissen mitsamt dem sozialen Kampf in jeglicher Gestalt zu einem „wahren Christentum". Schon auf den ersten Blick mutet diese geistige Richtung reaktionär an. Gegen den Verdacht freilich, als hätte das von ihm gepredigte Christentum irgend etwas mit dem bestehenden offiziellen Kirchenglauben zu tun, ist Tolstoi schon durch den öffentlichen Bannstrahl geschützt, mit dem ihn die russische orthodoxe Staatskirche getroffen hat. Allein auch eine Opposition gegen das Bestehende schillert in reaktionären Farben, wenn sie sich in mystische Formen kleidet. Doppelt verdächtig erscheint aber ein christlicher Mystizismus, der jeden Kampf und jede Form der Gewaltanwendung verabscheut und die Lehre von der „Nichtvergeltung" predigt, in einem sozialen und politischen Milieu wie dem des absolutistischen Rußland. Tatsächlich äußerte sich der Einfluß der Tolstoischen Lehren auf die junge russische Intelligenz – ein Einfluß, der übrigens nie weittragend war und sich nur auf kleine Zirkel erstreckte – Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre, d. h. in der Periode des Stillstands des revolutionären Kampfes, in der Verbreitung einer indolenten ethisch-individualistischen Strömung, die eine direkte Gefahr für die revolutionäre Bewegung hätte werden können, wäre sie nicht räumlich wie zeitlich bloß eine Episode geblieben. Und endlich unmittelbar vor das geschichtliche Schauspiel der russischen Revolution gestellt, wendet sich Tolstoi offen gegen die Revolution, wie er

bereits in seinen Schriften schroff und ausdrücklich gegen den Sozialismus Stellung genommen, speziell die Marxsche Lehre als eine ungeheure Verblendung und Verirrung bekämpft hat.

Gewiß, Tolstoi war und ist kein Sozialdemokrat, und für die Sozialdemokratie, für die moderne Arbeiterbewegung hat er nicht das geringste Verständnis. Allein, es ist ein hoffnungsloses Verfahren, an eine geistige Erscheinung von der Größe und von der Eigenart Tolstois mit dem armseligen steifen Schulmaß herantreten und ihn danach beurteilen zu wollen. Die ablehnende Haltung zum Sozialismus als einer Bewegung und einem Lehrsystem kann unter Umständen nicht von der Schwäche, sondern von der Stärke eines Intellekts herrühren, und dies ist gerade bei Tolstoi der Fall.

Einerseits herangewachsen noch in dem alten leibeigenen Rußland Nikolaus' I., in einer Zeit, wo es im Zarenreich weder eine moderne Arbeiterbewegung noch auch die nötige wirtschaftliche und soziale Vorbedingung dazu, eine kräftige kapitalistische Entwicklung, gab, war er in seinem kräftigsten Mannesalter Zeuge des Versagens zuerst der schwächlichen Anläufe einer liberalen Bewegung, dann auch der revolutionären Bewegung in der Form der terroristischen „Narodnaja Wolja"[2], um erst im Alter fast eines Siebzigjährigen die ersten kräftigen Schritte des industriellen Proletariats und schließlich als hochbetagter Greis die Revolution zu erleben. So ist es kein Wunder, daß für Tolstoi das moderne russische Proletariat

[2] [„*Narodnaja Wolja* (Народная воля für *Volkswille* und zugleich *Volksfreiheit*) war eine sozialrevolutionäre Geheimgesellschaft im Russischen Kaiserreich, … aus der Spaltung der Bewegung *Land und Wille* (bzw. *Land und Freiheit*; russisch *Semlja i wolja*) 1879 hervorgegangen, die die Revolution ins Volk tragen wollte (‚Volkstümler'). Die Ziele der Organisation waren der Sturz des Zaren, freie und allgemeine Wahlen, Volksvertreter und Meinungs-, Presse- und Gewissensfreiheit und eine Verfassung. Sie war verantwortlich für das Sprengstoffattentat am 13. März 1881, dem Zar Alexander II. in Sankt Petersburg am Gribojedow-Kanal erlag, dem Ort der späteren Auferstehungskirche. – Durch einen Informanten im Exekutivkomitee der Organisation, Sergei Degajew, der von dem Petersburger Inspektor Georgi Sudeikin angeworben worden war, gelang es der [Geheimpolizei] *Ochrana*, Druckereien und Bombenlabors sowie die gesamte Organisation zu zerschlagen. Viele der Mitglieder wurden hingerichtet, verbannt oder starben während langjähriger Festungshaft. … Der sowjetische Schriftsteller Juri Trifonow verarbeitete die Geschichte der Narodowolzen nach Archivstudien in dem 1973 erschienenen historischen Roman *Ungeduld* (Нетерпение)." https://de.wikipedia.org/wiki/ Narodnaja_Wolja | 10.10.2023.]

mit seinem geistigen Leben und Streben nicht existiert, daß ihm der Bauer, und zwar der ehemalige tiefgläubige und passiv duldende russische Bauer, der nur e i n e Sehnsucht kennt – mehr Land zu besitzen, ein für allemal das Volk schlechthin bedeutet.

Anderseits aber gehört Tolstoi, der alle kritischen Phasen und den ganzen qualvollen Werdegang des russischen öffentlichen Gedankens miterlebt hat, zu jenen selbständigen, genialen Geistern, die sich sehr viel schwerer in fremde Denkformen, in fertige Lehrsysteme fügen als Durchschnittsintelligenzen. Sozusagen geborener Autodidakt – nicht in bezug auf die formale Bildung und das Wissen, sondern in bezug auf das Denken –, muß er zu jedem Gedanken auf einem eigenen Wege gelangen. Und sind die Wege für andere meist unbegreiflich und die Resultate bizarr, so erreicht der kühne Einzelgänger dabei doch Ausblicke von überwältigender Weite.

Wie bei allen Geistern dieser Art, liegt die Stärke Tolstois und das Schwergewicht seiner Gedankenarbeit nicht in der positiven Propaganda, sondern in der Kritik des Bestehenden. Und hier erreicht er eine Vielseitigkeit, Gründlichkeit und Kühnheit, die an die alten Utopistenklassiker des Sozialismus, an Saint-Simon, Fourier und Owen, erinnern. Es gibt nicht eine von den hergebrachten geheiligten Institutionen der bestehenden Gesellschaftsordnung, die er nicht unbarmherzig zerpflückt, ihre Verlogenheit, Verkehrtheit und Verderblichkeit aufgezeigt hätte. Kirche und Staat, Krieg und Militarismus, Ehe und Erziehung, Reichtum und Müßiggang, physische und geistige Degradation der Arbeitenden, Ausbeutung und Unterdrückung der Volksmassen, das Verhältnis der Geschlechter, Kunst und Wissenschaft in ihrer heutigen Gestalt – alles unterzieht er einer schonungslosen, vernichtenden Kritik, und zwar stets vom Standpunkt der Gesamtinteressen und des Kulturfortschritts der großen Masse. Liest man z. B. die Anfangssätze seiner „Arbeiterfrage", so meint man, eine populäre sozialistische Agitationsschrift in der Hand zu haben:

„In der ganzen Welt gibt es mehr als eine Milliarde, Tausende Millionen Arbeiter. Das ganze Getreide, sämtliche Waren der ganzen Welt, alles, wovon die Menschen leben und was ihren Reichtum ausmacht, ist das Produkt des arbeitenden Volkes. Allein nicht das arbeitende Volk, sondern die Regierung und die Reichen genießen

alles, was es erzeugt. Das werktätige Volk aber lebt in ewiger Not, Unwissenheit, Sklaverei und Verachtung bei allen denjenigen, die es kleidet, nährt, für die es baut und denen es dient. Das Land ist ihm weggenommen worden, und es ist das Eigentum derer, die nicht arbeiten, so daß der Arbeiter alles das machen muß, was die Grundbesitzer von ihm verlangen, um vom Grund und Boden leben zu können. Verläßt aber der Arbeiter das Land und geht in die Werkstatt, so gerät er in die Sklaverei bei den Reichen, bei welchen er das ganze Leben 10, 12, 14 und noch mehr Stunden am Tag eine fremde, eintönige und oft für das Leben schädliche Arbeit ausführen muß. Kann er sich aber auf dem Lande oder bei der fremden Arbeit so einrichten, um nur in Not leben zu können, so läßt man ihn nicht in Ruhe, sondern verlangt von ihm Steuern, zieht ihn selbst für drei, für fünf Jahre zum Soldatendienst heran und zwingt ihn, für das Kriegswerk besondere Steuern zu zahlen. Will er aber den Boden benutzen, ohne Rente zu zahlen, einen Streit anfangen oder die Arbeitswilligen verhindern, seine Stelle einzunehmen, oder die Steuern verweigern, so schickt man g e g e n ihn das Militär, das ihn verwundet, tötet und mit Gewalt zwingt, nach wie vor zu arbeiten und zu zahlen … Und so leben die meisten Menschen in der ganzen Welt, nicht bloß in Rußland, sondern auch in Frankreich, Deutschland, England, China, Indien, Afrika, überall."[3]

Seine Kritik des Militarismus, des Patriotismus, der Ehe wird an Schärfe von der sozialistischen Kritik kaum übertroffen und bewegt sich in derselben Richtlinie wie diese. Wie originell und tief die soziale Analyse Tolstois ist, zeigt z. B. der Vergleich seiner Ansicht über die Bedeutung und den sittlichen Wert der Arbeit mit der Ansicht *Zolas*. Während dieser die Arbeit als solche in echt kleinbürgerlichem Geiste auf das Piedestal erhebt, wofür er bei manchen hervorragenden französischen und anderen Sozialdemokraten in den Geruch eines Sozialisten von reinstem Wasser gekommen ist, be-

[3] [Siehe L. N. TOLSTOI: Zur Arbeiterfrage, Berlin 1901, S. 5-7 (eine Neuedition des hier angeführten Tolstoi-Traktates ‚*Das einzige Mittel* | *Edinstvennoe sredstvo*, 1901' mit einer bibliographischen Übersicht zu den verschiedenen Übersetzungen in die deutsche Sprache wird demnächst aufgenommen in folgenden Band der Tolstoi-Friedensbibliothek: TFb_B007 | Leo N. TOLSTOI: *Soziale Sünde und Revolution*. Texte über die moderne Sklaverei, Wege der Befreiung und den Irrweg des Blutvergießens; in Vorbereitung).]

merkt Tolstoi ruhig, indem er mit wenigen Worten den Nagel auf den Kopf trifft:

„Herr Zola sagt, daß die Arbeit den Menschen gut mache; ich habe immer das Gegenteil bemerkt: Die Arbeit als solche, der Stolz der Ameise auf ihre Arbeit, macht nicht nur die Ameise, sondern auch die Menschen grausam … Aber wenn sogar die Arbeitsamkeit kein erklärtes Laster ist, so kann sie in keinem Falle eine Tugend sein. Die Arbeit kann ebensowenig eine Tugend sein wie das Sichernähren. Die Arbeit ist ein Bedürfnis, das, wenn es nicht befriedigt wird, ein Leiden und nicht eine Tugend ausmacht. Die Erhebung der Arbeit zu einer Tugend ist ebenso verkehrt wie die Erhebung des Sichernährens des Menschen zu einer Würde und Tugend. Die Arbeit konnte die Bedeutung, die man ihr in unsrer Gesellschaft zuschreibt, nur als eine Reaktion gegen den Müßiggang gewinnen, den man zum Merkmal des Adels erhoben hat und den man noch als Merkmal der Würde in reichen und wenig gebildeten Klassen hält … Die Arbeit ist nicht bloß keine Tugend, sondern sie ist in unsrer falsch geordneten Gesellschaft zum größten Teil ein das sittliche Empfindungsvermögen ertötendes Mittel.“[4]

Wozu zwei Worte aus dem *„Kapital“* das knappe Gegenstück bilden: „Das Leben des Proletariats beginnt, wo seine Arbeit aufhört.“ Bei der obigen Zusammenstellung der beiden Urteile über die Arbeit zeigt sich übrigens genau das Verhältnis Zolas zu Tolstoi im Denken wie im künstlerischen Schaffen: das eines biederen und talentvollen Handwerkers zum schöpferischen Genie.

Tolstoi kritisiert alles Bestehende, erklärt, daß alles wert sei, zugrunde zu gehen, und er predigt: Abschaffung der Ausbeutung, allgemeine Arbeitspflicht, ökonomische Gleichheit, Abschaffung des Zwanges in der Staatsorganisation wie im Verhältnis der Geschlechter, völlige Gleichheit der Menschen, der Geschlechter, der Nationen und die Völkerverbrüderung. Welcher Weg soll uns aber zu dieser radikalen Umwälzung der sozialen Organisation führen? Die Rückkehr der Menschen zu dem einzigen und einfachen Grundsatze des Christentums: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Man sieht,

[4] [Vgl. TFb_B008 | Leo N. TOLSTOI: *Über Nichtstun, Moral, Recht und Wissenschaft*. Vier kleine Schriften aus den Jahren 1893 und 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 8). Norderstedt: BoD 2023, S. 37-38.]

Tolstoi ist hier reiner Idealist. Durch sittliche Wiedergeburt der Menschen will er sie zur Umkrempelung ihrer sozialen Verhältnisse bringen, und die Wiedergeburt will er durch laute Predigt und durch Beispiel erreichen. Und er wird nicht müde, die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser sittlichen „Auferstehung" zu wiederholen mit einer Zähigkeit, einer gewissen Dürftigkeit der Mittel und einer naiv-schlauen Überredungskunst, die lebhaft an die ewigen Wendungen Fouriers von dem Eigennutz der Menschen erinnern, den er in verschiedensten Formen für seine sozialen Pläne zu interessieren suchte.

Das soziale Ideal Tolstois ist also nichts anderes als Sozialismus. Will man aber den sozialen Kern und die Tiefe seiner Ideen in schlagendster Weise erkennen, so muß man sich nicht sowohl an seine Traktate über ökonomische und politische Fragen, sondern an seine Schriften *über die Kunst* wenden, die übrigens auch in Rußland zu den am wenigsten bekannten gehören.[5] Der Gedankengang, den Tolstoi hier in glänzender Form entwickelt, ist folgender: Die Kunst ist – entgegen allen ästhetischen und philosophischen Schulmeinungen – nicht ein Luxusmittel, in schönen Seelen die Gefühle der Schönheit, der Freude oder dergleichen auszulösen, sondern eine wichtige geschichtliche Form des gesellschaftlichen Verkehrs der Menschen untereinander wie die Sprache. Nachdem er durch eine köstliche Abschlachtung aller Kunstdefinitionen von Winckelmann und Kant bis Taine diesen echt materialistisch-historischen Maßstab gewonnen hat, tritt Tolstoi mit demselben in der Hand an die gegenwärtige Kunst heran und findet, daß der Maßstab in keinem Gebiet und in keinem Stück auf die Wirklichkeit paßt; die gesamte bestehende Kunst ist – mit einigen ganz geringen Ausnahmen – der großen Masse der Gesellschaft, nämlich dem arbeitenden Volke, unverständlich. Statt daraus mit der landläufigen Meinung auf die geistige Roheit der großen Masse und die Notwendigkeit ihrer „Hebung" zum Verständnis der heutigen Kunst zu schließen, zieht

[5] „Was ist Kunst?" und „Ueber die Kunst" sowie andere Abhandlungen Tolstois sind deutsch – in einer sehr liederlichen Ausgabe – bei Hugo Steinitz, Berlin, erschienen. [Fußnote im Original; Edition des Traktates nebst Bibliographie in unserer Tolstoi-Friedensbibliothek: TFb_A011 | Leo N. TOLSTOI: *Was ist Kunst*? Aus dem Russischen von Michail Feofanov (1902). Mit einer Einleitung von Dr. Marco A. Sorace. Norderstedt: BoD 2023.]

Tolstoi den umgekehrten Schluß: Er erklärt die gesamte bestehende Kunst für „falsche Kunst". Und die Frage, wie ist es denn gekommen, daß wir seit Jahrhunderten eine „falsche" statt einer „wahren", d. h. volkstümlichen Kunst haben, führt ihn zu einem weiteren kühnen Ausblick: eine wahre Kunst hätte es in den uralten Zeiten gegeben, wo das gesamte Volk eine gemeinsame Weltanschauung – Tolstoi nennt sie „Religion" – hatte; aus dieser seien solche Werke wie Homers Epos oder die Evangelien entstanden. Seit jedoch die Gesellschaft in eine ausgebeutete große Masse und eine kleine herrschende Minderheit zerklüftet sei, diene die Kunst nur dazu, die Gefühle der reichen und müßigen Minderheit auszudrücken, da dieser aber heute jede Weltanschauung überhaupt abhanden gekommen sei, so hätten wir den Verfall und die Ausartung, die die moderne Kunst charakterisieren. Zu einer „wahren Kunst" kann es nach Tolstoi nur dann kommen, wenn sie aus einem Ausdrucksmittel der herrschenden Klassen wieder zur Volkskunst, d. h. zum Ausdruck einer gemeinsamen Weltanschauung der arbeitenden Gesellschaft, wird. Und mit starker Faust schleudert er in das Verdammnis der „schlechten, falschen Kunst" die größten und kleinen Werke der berühmtesten Sterne der Musik, der Malerei, der Dichtkunst hinab und zum Schluß – seine sämtlichen eigenen herrlichen Werke. „Sie stürzt, sie zerfällt, die schöne Welt, ein Halbgott hat sie zerschlagen." Nur noch einen letzten Roman – *„Auferstehung"* – schrieb er seitdem, sonst hielt er es nur für wert, einfache, kurze Volksmärchen und Traktätchen zu schreiben, „die jedermann verständlich sind".

Der schwache Punkt Tolstois: die Auffassung der ganzen Klassengesellschaft als einer „Verirrung" statt einer historischen Notwendigkeit, die die beiden Endpunkte seiner geschichtlichen Perspektive, den Urkommunismus und die sozialistische Zukunft, verbindet, liegt auf der Hand. Wie alle Idealisten, glaubt er ja auch an die Allmacht der Gewalt und erklärt die ganze Klassenorganisation der Gesellschaft als das bloße Produkt einer langen Kette nackter Gewaltakte. Aber eine wahrhaft klassische Größe liegt in dem Gedanken über die Zukunft der Kunst, die Tolstoi zugleich in der Vereinigung der Kunst als Ausdrucksmittel mit dem sozialen Empfinden der arbeitenden Menschheit und der Ausübung der Kunst, d. h. der Künstlerlaufbahn, mit dem normalen Leben eines arbeitenden Gesellschaftsgliedes erblickt. Die Sätze, in denen Tolstoi das Abnor-

me in der Lebensweise des heutigen Künstlers geißelt, der nichts anderes tat als „seiner Kunst leben", sind von lapidarer Wucht, und es liegt ein echt revolutionärer Radikalismus darin, wenn er die Hoffnungen zerschlägt, eine Verkürzung der Arbeitszeit und Hebung der Bildung in den Massen werde ihnen das Verständnis für die Kunst, wie sie heute gestaltet ist, verschaffen:

„Das alles sagen die Verteidiger der heutigen Kunst mit Vorliebe, doch bin ich überzeugt, daß sie selbst nicht glauben, was sie sagen. Sie wissen wohl, daß die Kunst, wie sie sie auffassen, die Unterdrückung der Massen zur notwendigen Bedingung hat und sich auch durch die Aufrechterhaltung dieser Unterdrückung selbst aufrechterhalten kann. Es ist unerläßlich, daß sich Massen von Arbeitern in der Arbeit erschöpfen, damit unsre Künstler, Schriftsteller, Musiker, Sänger und Maler auf den Grund der Vollkommenheit gelangen, der ihnen gestattet, uns Vergnügen zu bereiten … Doch selbst angenommen, daß diese Unmöglichkeit möglich ist und daß man ein Mittel fände, die Kunst, wie man sie auffaßt, dem Volke zugänglich zu machen, so drängt sich eine Betrachtung auf, die beweist, daß diese Kunst nicht eine universelle sein könnte: nämlich der Umstand, daß sie für das Volk völlig unverständlich ist. Früher schrieben die Dichter lateinisch, doch jetzt sind die künstlerischen Erzeugnisse unsrer Dichter ebenso unverständlich für den gemeinen Menschen als wären sie in Sanskrit geschrieben.

Man wird nun antworten, die Schuld liege an dem Mangel von Kultur und Entwicklung des gemeinen Menschen, und unsre Kunst werde von allen dann verstanden werden, wenn sie eine genügende Erziehung genossen haben. Das ist wieder eine unsinnige Antwort, denn wir sehen, daß die Kunst der höheren Klassen zu jeder Zeit nur ein einfacher Zeitvertreib für diese Klassen selbst gewesen ist, ohne daß die übrige Menschheit etwas davon begriffen hat. Die unteren Klassen mögen sich noch so sehr zivilisieren, die Kunst, die von Anfang an nicht für sie geschaffen war, wird ihnen stets unzugänglich bleiben … Für den denkenden und aufrichtigen Menschen ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß die Kunst der höheren Klassen nie die Kunst der ganzen Nation werden kann."

Der das schrieb, ist in jedem Zoll mehr Sozialist und auch historischer Materialist als jene Parteigenossen, die, in der neuerdings

aufgekommenen Kunstfexerei machend, mit gedankenloser Geschäftigkeit die sozialdemokratische Arbeiterschaft zum Verständnis für die dekadente Kleckserei eines Slevogt oder eines Hodler „erziehen“ wollen.

So muß Tolstoi in seiner Stärke wie in seinen Schwächen, im tiefen und scharfen Blick seiner Kritik, im kühnen Radikalismus seiner Perspektiven wie im idealistischen Glauben an die Macht des subjektiven Bewußtseins in die Reihe der großen Utopisten des Sozialismus gestellt werden. Es ist nicht seine Schuld, sondern sein historisches Pech, daß er mit seinem langen Leben von der Schwelle des 19. Jahrhunderts, an der die Saint-Simon, Fourier und Owen als V o r l ä u f e r des modernen Proletariats standen, bis an die Schwelle des 20. reicht, wo er als Einzelgänger dem jungen Riesen verständnislos gegenübersteht. Aber die reife revolutionäre Arbeiterklasse kann ihrerseits dem großen Künstler und dem kühnen Revolutionär und Sozialisten trotz seiner selbst mit verständnisinnigem Lächeln heute die ehrliche Hand drücken, die die guten Worte geschrieben hat:

„Jeder kommt auf seinem Wege zur Wahrheit, eins aber muß ich sagen: Das, was ich schreibe, sind nicht nur Worte, sondern ich lebe danach, darin ist mein Glück, und damit werde ich sterben.“

Bibliographie zu den dargebotenen Texten L. N. Tolstois

I. Der Morgen eines Gutsbesitzers (Утро помещика | Utro pomeschtschika, 1852-1856)

Erstveröffentlichung des russischen Textes | Die Erzählung entstand in den Jahren 1852-1856, die Erstveröffentlichung erfolgte im Dezemberheft 1856 der Monatszeitschrift ‚Otetschestwennye Sapiski' (‚Vaterländische Annalen', Sankt Petersburg). – Internetzugang zum russischen Text z. B.: http://az.lib.ru/t/tolstoj_lew_nikolaewich/text_0195_utro_pomeshchika.shtml

Dargebotene Übersetzung | Leo N. Tolstoi: Der Morgen eines Gutsbesitzers. Bruchstücke aus einem unvollendeten Roman „Ein russischer Gutsbesitzer". Übertragen von Karl Nötzel. (= Insel-Bücherei Nr. 136). Leipzig: Insel 1922.

Tagebuch- und Briefbezüge zu diesem Text | Leo N. Tolstoi: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 161 (Der Morgen eines Gutsbesitzers); S. 65, 73, 74, 75, 78, 77, 78, 81, 96, 102, 103, 104, 105, 107, 112, 128, 136, 137, 150, 151, 159, 160 (Roman eines russischen Gutsbesitzers); S. 147, 150 (Tagebuch eines Gutsbesitzers). – Lew Tolstoi: Briefe. Erster Band: 1844-1885. Übersetzt von Günter Dalitz aus dem Russischen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden. Herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 16). Berlin: Rütten & Loening 1971, S. 98, 100 (Roman eines russischen Gutsbesitzers); S. 140 (Tagebuch eines Gutsbesitzers); S. 142, 143, 144 (Projekt über die Befreiung der russischen Bauern), S. 174, 183, 191.

II. Sollen die Bauernkinder bei uns schreiben lernen, oder wir bei ihnen? | 1862

Erstveröffentlichung des russischen Textes | Zeitschrift ‚Jasnaja Poljana', Ausgabe September 1862 (dieses von Tolstoi begründetet Periodikum für pädagogische Erfahrungsberichte und Überlegungen erschien 1862 in zwölf Ausgaben).

Dargebotene Übersetzung | L. N. Tolstoj: Sollen die Bauernkinder bei uns schreiben lernen, oder wir bei ihnen? [1862]. In: L. N. Tolstoj: Ausgewählte Werke, herausgegeben von W. Lüdtke. Band XII.: Weltanschauung. Wien/Hamburg/Zürich: Gutenberg-Verlag Christensen & Co. 1929, S. 264-288.

Alternative Übersetzung | Leo N. Tolstoi: Pädagogische Schriften. Gesamtausgabe von Raphael Löwenfeld (1907/1911), zwei Teile in einem Band. Übersetzungen von Otto Buek. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 16). Norderstedt: BoD 2023, S. 187-214. [Mit Primär- und Sekundärbibliographie zu Tolstois ‚pädagogischen Schriften'; dazu noch der hier folgende Nachtrag zum Jahr 1909].

Zwei ‚Pädagogische Schriften' 1909 (nicht eingesehen) | Lew N. TOLSTOI: O vospitanii (Über die Erziehung, 1909). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 38. Moskau 1936, S. 62-69. [https://tolstoy.ru/online/90/38/]. – Lew N. TOLSTOI: V čem glavnaja zadača učitelja? (Worin besteht die Hauptaufgabe eines Lehrers, 1909). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 38. Moskau 1936, S. 156-159. [https://tolstoy.ru/online/90/38/].

III. ÜBER DIE VOLKSZÄHLUNG IN MOSKAU
(Erstveröffentlichung als Zeitungsbeitrag, Moskau 1882)

Textquelle der dargebotenen Übersetzung | Leo N. TOLSTOJ: Was sollen wir denn t[h]un? Erster Band. Mit Anhang über die Volkszählung in Moskau. (= Leo N. Tolstoj: Gesammelte Werke. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld: II. Serie, Band 5). Jena: Eugen Diederichs Verlag 1911, S. 304-323. [Übersetzer laut Einführung: Carl Ritter; die erste Auflage erschien 1902.]

Alternative Übersetzung | Lew TOLSTOI: Über die Volkszählung in Moskau; übersetzt von Günter Dalitz. In: Lew Tolstoi: Philosophische und sozialkritische Schriften. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden, hg. von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 15). Berlin: Rütten & Loening 1974, S. 135-164.

IV. WAS SOLLEN WIR DENN THUN ? EV. LUCÄ 3, 10
(Teilübersetzung der Schrift *Tak čto že nam delat'?* 1882-1886)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOI: Tak čto že nam delat'? (Was sollen wir denn tun?, 1882-1886). In: PSS [Russische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957ff: Polnoe sobranie sočinenij v 90 tomach]. Band 25. Moskau 1937, S. 182-411. [https://tolstoy.ru/online/90/25/].

Textquelle der dargebotenen Teilübersetzung | Leo TOLSTOI: Bekenntnisse. | Was sollen Wir denn thun? Ev. Lucä 3, 10. Aus dem russischen Manuskript übersetzt von H[ermann] von Samson-Himmelstjerna. Leipzig: Verlag von Duncker & Humblot 1886, S. 103-218.

Alternative (Ganz-)Übersetzung | Leo N. TOLSTOI: *Was sollen wir denn tun*? Übersetzt von Carl Ritter (1902), mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe A, Band 7). Norderstedt: BoD 2023. [Mit ausführlicher Bibliographie zu allen weiteren deutschen Ausgaben im Anhang].

Tagebuch- und Briefbezüge zu diesem Text | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 286, 287, 288, 289, 290, 293, 294, 295, 302, 325, 332, 417. – Lew TOLSTOI: Briefe. Erster Band: 1844-1885. Übersetzt von Günter Dalitz aus dem Russischen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden. Herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 16). Berlin: Rütten & Loening 1971, S. 607, 624, 627,

632. – Lew TOLSTOI: Briefe. Zweiter Band: 1886-1910. Übersetzt von Günter Dalitz aus dem Russischen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden. Hg. von E. Dieckmann u. G. Dudek, Band 17). Berlin: Rütten & Loening 1971, S. 5 f., 46.

V. DIE HUNGERSNOT IN RUSSLAND
(1891/1893)

Russischer Text zur Hungersnot | Lew N. TOLSTOI: O golode (Über den Hunger, 1891). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 29. Moskau 1954, S. 86-116. [https://tolstoy.ru/online/90/29/] – Noch ungeklärter Bezug: Lew N. TOLSTOI, Posleslovie k vozzvaniju „Pomogite!" (Nachwort zum Aufruf „Helft!", 1896). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 39. Moskau 1958, S. 192-196. [https://tolstoy.ru/online/90/39/].

Textquelle der dargebotenen Übersetzung | Leo N. TOLSTOI: Die Hungersnot in Russland. Mit einem Nachwort. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin: Verlag von Otto Janke [1894]. [132 Seiten]

Alternative Übersetzung | Lew TOLSTOI: Über die Hungersnot; übersetzt von Günter Dalitz. In: Lew Tolstoi: Philosophische und sozialkritische Schriften. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden, herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 15). Berlin: Rütten & Loening 1974, S. 471-512 und Anmerkungen S. 790.

Tagebuch- und Briefbezüge zu diesem Text | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 436, 437 (Über die Hungersnot); S. 438 (Über die Mittel zur Hilfe für die Bevölkerung, die unter der Mißernte leidet). – Lew TOLSTOI: Briefe. Zweiter Band: 1886-1910. Übersetzt von Günter Dalitz aus dem Russischen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden. Herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 17). Berlin: Rütten & Loening 1971, S. 122, 123, 126, 127, 129 (Über den Hunger); S. 121 f. (Über die Mittel … zu helfen).

VI. BEI DEN HUNGERNDEN
Aus den Berichten Leo N. Tolstois zur Hungersnot 1891/92 [Auszug zu →V.]

Textquelle der Übersetzung | Leo TOLSTOI: Volkserzählungen, Märchen und Skizzen. Deutsch von Hanny Brentano. Mit Bildschmuck von Professor A. Brentano. Regensburg: Verlag von Josef Habbel [1911]. – Digital: Projekt Gutenberg.

VII. FORDERUNGEN DER LIEBE
(Trebovanija ljubvi, 1893)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOI: Trebovanija ljubvi (Forderungen der Liebe, 1893). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff:

Polnoe sobranie sočinenij]. Band 42. Moskau 1957, S. 260-264. [https://tolstoy.ru/online/90/42/]

Textquelle der dargebotenen Übersetzung | Leo TOLSTOI: Für alle Tage. Ein Lebensbuch. Band II. Erste vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von Dr. E H. Schmitt und Dr. A. Škarvan. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1907, S. 508-515: ‚Forderungen der Liebe'.

VIII. DER JUNGE ZAR
(Сон молодого царя | Son molodogo zarja, geschrieben 1894)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOI: Сон молодого царя | Son molodogo zarja (Der Traum des jungen Zaren, 1894). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 31. Moskau 1954, S. 105-112. [https://tolstoy.ru/online/90/31/] [Postume Erstveröffentlichung: 1912].

Textquelle der dargebotenen Übersetzung | Leo N. TOLSTOI: Göttliches und Menschliches. Gesammelte Novellen / Sechster Band. Übertragen von Ludwig und Dora Berndl. Erstes bis drittes Tausend. Jena: Eugen Diederichs 1928, S. 61-76.

Tagebuchbezug zu diesem Text | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 484 (Der Traum des jungen Zaren).

IX. NECHLJUDOW BEI DEN POLITISCHEN GEFANGENEN
Auszug aus dem Roman „Auferstehung"
(Воскресение | Woskressenije, 1899)

Russischer Text des Romans | Lew N. TOLSTOI: Воскресение | Woskressenije (Auferstehung, 1899). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 32. Moskau 1936. [https://tolstoy.ru/online/90/32/]

Textquelle der dargebotenen Übersetzung | Leo TOLSTOI: Auferstehung. Nach der einzigen ungekürzten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Wladimir Czumikow. Leipzig: Eugen Diederichs Verlag 1900, Band III: Kapitel 5-6. (Die Überschrift des Textauszuges stammt vom Herausgeber des vorliegenden Bandes).

X. MUß ES DENN SO SEIN ?
(Neuželi èto tak nado?, 1900)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOI: Neuželi èto tak nado? (Muss es denn wirklich so sein, 1900). In: PSS – Russische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957ff (Polnoe sobranije sočinenij), Band 34. Moskau 1952, S. 216-238. [https://tolstoy.ru/online/90/34/].

Textquelle der dargebotenen Übersetzung | Graf Leo TOLSTOI: Muß es denn so sein? Deutsch von Dr. N[achman]. Syrkin. Berlin: Hugo Steinitz Verlag 1901, S. 5-60. [Gesamtumfang 108 Seiten; enthält: Muß es denn so sein?, Über den kirchlichen Glauben, Der Zar und seine Helfershelfer, Aus Tolstois Privatbriefen an W. und A. Tschertkoff für 1900, Bekämpft nicht Böses mit Bösem.]

Alternative Übersetzung von Wladimir Czumikow | Leo N. TOLSTOI: Staat – Kirche – Krieg. Texte über den Pakt mit der Macht und das Herrschaftsinstrument Patriotismus. Ausgewählt von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 2). Norderstedt: BoD 2023, S. 163-192 und 315-316 (Bibliographie).

Tagebuchbezüge zu diesem Text | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 616, 617, 618.

XI. AUS DEM LESEZYKLUS FÜR ALLE TAGE
(Krug čtenija, 1904-1906)

Russischer Text | Lew TOLSTOI (Hg.): Krug čtenija [Lesezyklus, 1904ff]. = PSS [Russische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1958ff: Polnoe sobranije sočinenij], Band 41/42. Moskau 1957. [https://tolstoy.ru/online/90/41/] [https://tolstoy.ru/online/90/42/].

Quellen der dargebotenen Übersetzungen | Leo TOLSTOI: Für alle Tage. Ein Lebensbuch. Band I. Erste vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt und Dr. A. Škarvan. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1906, S. 207-209, 296-298, 330; Leo TOLSTOI: Für alle Tage. Ein Lebensbuch. Band II. Erste vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von Dr. E H. Schmitt und Dr. A. Škarvan. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1907, S. 351-353.

Alternative Übersetzung des Werkes (*letzte Gesamtausgabe, erweitert*) | Lew TOLSTOI: Für alle Tage. Ein Lebensbuch. Auf Grundlage der russischen Ausgabe letzter Hand von Christiane Körner revidierte u. ergänzte Übersetzung von E. Schmitt und A. Škarvan. München: C. H. Beck 2010. [Sowie Lizenzausgabe, Berlin: Fröhlich & Kaufmann Verlag 2018].

XII. DER FREMDE UND DER BAUER
(Проезжий и крестьянин | Projesschi i krestjanin, 1909)

Zugang zum russischen Text | https://rvb.ru/tolstoy/01text/vol_14/01text/0313.htm (Л.Н. Толстой / Собр. соч. в 22 тт. / Т. 14).

Textquelle der dargebotenen Übersetzung | Leo N. TOLSTOI: Göttliches und Menschliches. Gesammelte Novellen / Sechster Band. Übertragen von Ludwig und Dora Berndl. 1-3 Tausend. Jena: Eugen Diederichs 1928, S. 493-501.

Tagebuchbezüge zu diesem Text | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 846, 847, 848, 850, 852, 854, 864, 866.

XIII. LIEDER IM DORF
(Песни на деревне | Pesni na derewne, 1909)

Zugrunde gelegter russischer Text | Lew TOLSTOJ: Песни на деревне | Pesni na derewne [Lieder auf dem Dorf, 1909]. In: Л.Н. Толстой. Собрание сочинений в 22 т. — М.: Художественная литература, 1983. - Т. 14. Digital-Ressource: https://rvb.ru/tolstoy/01text/vol_14/01text/0314.htm

Textquelle der dargebotenen Arbeitsübersetzung | Der russische Text wurde abgerufen auf https://rvb.ru/tolstoy/01text/vol_14/01text/0314.htm, mit Hilfe des Programms https://www.deepL.com/translator ins Deutsche übertragen und vom Herausgeber dieses Bandes redigiert unter vergleichender Heranziehung folgender Übersetzung: Lew TOLSTOI, Lieder im Dorf. Aus dem Russischen übersetzt von Hermann Asemissen. In: Lew Tolstoi: Hadschi Murat. Späte Erzählungen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden, herausgegeben von Eberhard Dieckmann u. Gerhard Dudek, Band 13). Berlin: Rütten & Loening 1986, S. S. 413-418.

Tagebuchbezüge zu diesem Text | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 853-854, 857, 858.

XIV. DREI TAGE AUF DEM LANDE
(Три дня в деревне | Tri dnja w derewne, 1909/1910)

Russischer Text | | Lew Tolstoj: Три дня в деревне | Tri dnja w derewne (Drei Tage auf dem Lande, 1909/10). http://tolstoy-lit.ru/tolstoy/proza/tri-dnya-v-derevne.htm [zuletzt abgerufen am 08.11.2023].

Textquelle der dargebotenen Übersetzung Teil 1 | L. N. TOLSTOJ: Ausgewählte Werke, herausgegeben von W. Lüdtke. Band XII.: Weltanschauung. Wien/Hamburg/Zürich: Gutenberg-Verlag Christensen & Co. 1929, S. 188-195.

Textquelle der dargebotenen Arbeitsübersetzungen Teil 2-3 | Der russische Text (Abschnitte 2 und 3) wurde abgerufen auf http://tolstoy-lit.ru/tolstoy/proza/tri-dnya-v-derevne.htm, mit Hilfe des Programms https://www.deepL.com/translator ins Deutsche übertragen und vom Herausgeber dieses Bandes redigiert unter vergleichender Heranziehung folgender Übersetzung: Lew TOLSTOI: Drei Tage auf dem Lande. Aus dem Russischen übersetzt von Hermann Asemissen. In: Lew Tolstoi: Hadschi Murat. Späte Erzählungen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden, herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 13). Berlin: Rütten & Loening 1986, S. 419-444, hier S. 428-444.

Tagebuchbezüge zu diesem Text | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 862, 863, 869, 870 (Drei Tage auf dem Land); S. 858, 864, 865, 866 (Erster Tag); S. 867, 868 (Zweiter Tag); 869 (Dritter Tag).

Übersicht zu den Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe A

TFb_A001 | Leo N. Tolstoi: *Meine Beichte*. Das Bekenntnisbuch in den Übersetzungen von H. von Samson-Himmelstjerna (1879) und Raphael Löwenfeld (1901). Mit einem Hintergrundtext von Pavel Birjukov. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A002 | Leo N. Tolstoi: *Vernunft und Dogma*. Eine Kritik der Glaubenslehre, übersetzt von L. Albert Hauff, 1891. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A003 | Leo N. Tolstoi: *Kritik der dogmatischen Theologie*. Gesamtausgabe, übersetzt von Carl Ritter, 1904. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A004 | Leo N. Tolstoi: *Kurze Darlegung des Evangelium*. Aus dem Russischen von Paul Lauterbach, 1892. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A005 | Leo N. Tolstoi: *Das Evangelium*. Aus der Bibelarbeit, übersetzt von Nachman Syrkin u. a., nebst Begleittexten von Käte Gaede, Nikolay Milkov und Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A006 | Leo N. Tolstoi: *Worin besteht mein Glaube*? Übersetzungen von Sophie Behr (1885) und Raphael Löwenfeld (1902). Mit einer Einleitung von Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A007 | Leo N. Tolstoi: *Was sollen wir denn tun*? Übersetzt von Carl Ritter (1902), mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A008 | Leo N. Tolstoi: *Über das Leben*. Übersetzungen von Raphael Löwenfeld und Willy Lüdtke, 1902/1929. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A009 | Leo N. Tolstoi: *Das Reich Gottes ist in Euch*, oder: Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre. (Christi Lehre und die Allgemeine Wehrpflicht). Übersetzung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A010 | Leo N. Tolstoi: *Die Christliche Lehre*. Katechetische Schriften für Erwachsene und Kinder. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A011 | Leo N. Tolstoi: *Was ist Kunst*? Aus dem Russischen von Michail Feofanov (1902). Eingeleitet von Dr. Marco A. Sorace. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A012 | Leo N. Tolstoi: *An den Synod*. Texte zur Exkommunikation, Brief an den Klerus und Zeugnisse zum eigenen Glaubensweg. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A013 | Leo N. Tolstoi: *Was ist Religion*? Die Übersetzungen von Nachman Syrkin und Iwan Ostrow (1902), nebst weiteren Texten. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A014 | Leo N. Tolstoi: *Der Weg des Lebens*. Ein Buch für Wahrheitssucher. Neuedition der Übertragung von Adolf Heß, 1912. (Bearbeitung: Ingrid von Heiseler, P. Bürger). Mit einer Hinführung von Holger Kuße. Norderstedt: BoD 2023.

Übersicht zu den Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe B

TFb_B001 | Leo N. Tolstoi: *Texte gegen die Todesstrafe*. Über die Unmöglichkeit des Gerichtes und der Bestrafung der Menschen untereinander. Mit einem Geleitwort von Eugen Drewermann. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 1). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B002 | Leo N. Tolstoi: *Staat – Kirche – Krieg*. Texte über den Pakt mit der Macht und das Herrschaftsinstrument Patriotismus. Ausgewählt und neu ediert von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 2). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B003 | Leo N. Tolstoi: *Das Töten verweigern*. Texte über die Schönheit der Menschen des Friedens und den Ungehorsam. Neu ediert v. P. Bürger & K. Warnatzsch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 3). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B004 | Leo N. Tolstoi: *Wider den Krieg*. Ausgewählte pazifistische Betrachtungen und Aufrufe 1899 – 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 4). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B005 | Leo N. Tolstoi: *Das Gesetz der Gewalt und die Vernunft der Liebe*. Texte über die Weisung, dem Bösen nicht mit Bösem zu widerstehen. Ausgewählt und neu ediert von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 5). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B006 | Leo N. Tolstoi: *Bei den Armen*. Texte über die Lebenswirklichkeit der Beherrschten (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 6). Norderstedt 2023.

TFb_B007* | Leo N. Tolstoi: *Soziale Sünde und Revolution*. Texte über die moderne Sklaverei, Wege der Befreiung und den Irrweg des Blutvergießens (*in Vorbereitung für Anfang 2024)

TFb_B008 | Leo N. Tolstoi: *Über Nichtstun, Moral, Recht und Wissenschaft*. Vier kleine Schriften aus den Jahren 1893 und 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 8). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B009 | Leo N. Tolstoi: *Vier Auswahlbände und Breviere 1901/1928*. Sinn des Lebens – Gott und Unsterblichkeit – Aufruf zur Bruderschaft. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 9). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B010 | Leo N. Tolstoi: *Briefe 1848-1910*. Gesammelt von P. A. Sergejenko – vollständige Ausgabe (1911), mit einem Vorwort des Übersetzers Dr. Adolf Heß (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 10). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B011 | Leo N. Tolstoi: *Religiöse Briefe*. Übersetzt von Karl Nötzel – Neuedition der Ausgabe von 1922. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 11). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B012 | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Orient*. Briefe und sonstige Zeugnisse über die Beziehungen des Dichters zu den Vertretern orientalischer Religionen – bearbeitet von Pavel Birjukov, 1925. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 12). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B013* | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Judentum* (Briefe und andere Zeugnisse; *in Vorbereitung)

TFb_B014 | Leo N. Tolstoi: *Grausame Genüsse*. Texte über das Leiden der Tiere, die Ernährung ohne Töten und Betäubungsmittelgebrauch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 14). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B015 | Leo N. Tolstoi: *Die sexuelle Frage*. Eine Anthologie des Jahres 1901 – Anhang: Die Kreutzersonate; Übersetzungen von Michail Feofanov, Nachman Syrkin und August Scholz. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 15). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B016 | Leo N. Tolstoi: *Pädagogische Schriften*. Gesamtausgabe von Raphael Löwenfeld (1907/1911), zwei Teile in einem Band. Übersetzungen von Otto Buek. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 16). Norderstedt: BoD 2023.

Dieser Band erscheint in der Reihe B des Editionsprojekts
‚Tolstoi-Friedensbibliothek' zur (Neu-)Erschließung
gemeinfreier Übersetzungen von ‚religionsphilosophischen
(theologischen) und sozialethischen Schriften'
sowie Selbstzeugnissen Leo N. Tolstois.
Über weiterführende Literatur, zu unseren Angeboten
in den einzelnen Editionsreihen A – C
sowie zum Kreis der Beteiligten (Konzeption
und Herausgeberschaft, Bearbeitung, Beratung,
Kooperationspartner*innen) informiert die Projektseite:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de